Adolf Frey-Buch

Adolf Frey, Carl Friedrich Wiegand, Paul Altheer

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PRESERVATION
MICROFILM
AVAILABLE

Digitized by Google

Adolf Frey-Buch

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Phot. C. Ruf, Zürich.

Digitized by Google

Adolf Frey-Buch

Unter Mitwirkung

von

Paul Altheer, Lina Baumann, Franz Beyel, Emanuel von Bodman, Gottfried Bohnenblust, Jakob Boßhart, Fritz Enderlin, Fritz Ernst, Ernst Eschmann, Robert Faesi, Konrad Falke, Heinrich Federer, Anna Fierz, Max Geilinger, J. C. Heer, Fritz Hunziker, Paul Ilg, Norbert Jacques, Isabella Kaiser, Eduard Korrodi, Meinrad Lienert, Guido Looser, Felix Moeschlin, Dominik Müller, Esther Odermatt, Berta von Orelli, Max Pulver, Hans Reinhart, Josef Reinhart, Arthur Saltheim, Hermann Schollenberger, Carl Spitteler, S. O. Steinberg, Hans Trog, Maria Waser, Ernst Würtenberger, Ernst Zahn, Helene Ziegler und Max Zollinger

Herausgegeben

von

Carl Friedrich Wiegand

Zürich und Leipzig, Grethlein & Co., G. m. b. H.

Digitized by Google

Alle Rechte, im besondern
das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright 1920 by Grethlein & Co., G. m. b. H.
Zürich und Leipzig.

Das Titelbild ist ein Holzschnitt von Ernst Würtenberger,
Zürich.

Digitized by Google

PT
3873
W48

Zeitgenössische
Dichter der Schweiz,
Freunde und Schüler

widmen dieses Buch

Adolf Frey

zu seinem
fünfundsechzigsten
Geburtstage

Zürich, am 18. Februar 1920

Digitized by Google

Digitized by Google

Gottfried Bohnenblust

Adolf Frey

Wie dunkel deine schweren Glocken läuten!
Des eignen Herzens stille Ritterschaft,
Der Ahnen alte Macht und harsche Kraft;
Du gräbst und magst dein klingend Gold erbeuten.

Des Unverstandes Unkraut auszureuten,
Hast du auf heißem Felde lang geschafft,
Aus edlen Halmen Garben vollgerafft,
Denn nur der Dichter kann den Dichter deuten.

Der Lärm verrauscht, und aller Qualm verraucht.
Wie jäh der Sturm, wie toll das Wetter wüte,
Leis lebt dein Lied, von Leid und Mut durchhaucht.

Des Alpengartens rostigrote Blüte,
Du dufteſt herb, doch aus dem Kelche taucht
Der schöne Blick der schmerzlich-warmen Güte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnis
und
Persönlichkeit

Digitized by Google

Digitized by Google

Carl Friedrich Wiegand

Adolf Frey: Bildnis

Jedem, der den Namenszug „Adolf Frey“ einmal sah, bleibt die Gebärde dieser wundervollen Schrift unvergeßlich. Sie ist als unverkennbare Linie ein Teil seines Stils.

Auch die Runen, die das Schicksal dem Menschen Adolf Frey in Stirn und Seele pflügte, sind unverkennbare Zeichen seines gesamten Lebenswerkes.

Kindheit, Jugend und Entwicklungszeiten waren ein dunkler aufgegrabener Acker, in dessen Furchen desto tiefer die Saat fiel, je schärfer und schmerzvoller die Pflugschar sein Leben aufgerissen hatte ...

Das war vor dem Aufbruch der Keime und Kelche, damals: als ein übermächtiges schweres Gefühl noch mit den Bildern der Phantasie in ihm rang und der innere unentschiedene Kampf zwischen Wunsch und Sehnsucht, Wille und Erfüllung noch keinen Weg in die ungeborene Zukunft öffnen konnte; als der seelische Eigenhort dem grüblerischen Geiste noch nicht deutlich erkennbar war oder als Last empfunden wurde. Vor der Entfaltung war das schwere, dunkeltonige, von der Mutter ererbte Gefühl — Qual, die im gesprochenen Wort wohl zu verbergen war, niemals aber

Digitized by Google

durch Stirn und Auge, Hand und Werk! Kein Laut des ernsten, freundlichen und guten Menschen hat diese schwere Zeit jemals berührt; allein sie ergriff und durchtränkte jedes seiner künstlerischen Werke.

Was ist uns treu? Das Schicksal unserer Herkunft, das angeschaffene Erbteil unseres Leibes, der durch die Seele erbaut wird. Das Geschenk unseres seelischen Daseins bleibt uns als unentrinnbare Macht, die uns wachsen oder erliegen läßt.

Mit tiefen wärmeerfüllten Cellotönen durchspielt das ernste Gefühlsleben Adolf Freys Dichtung und drängte zu vielfältiger Gestaltung. Dieser Drang und die spezifische Schwere einer tiefschattenden Melancholie, nie verstummender Sehnsucht und die Gebundenheit eines Lebensgefühls, das sich zu Zeiten bis zur tragischen Grundstimmung vertiefen konnte, neigten die Stirn dieses Dichters von Jugend auf. So erwuchs Adolf Frey als ein Dichter, dem, wie keinem andern in der Schweiz, dunkeläugige Schwermut bei der Arbeit über die Schulter sah. —

Um die Mitte des Lebens, so scheint es, brach ein neuer Tag an. Der Weg war schwer, aber es ging bergan. Es kehrte der nach innen gerichtete Blick sich lebhaft nach außen, siegte über Melancholie und Todesahnung, fand Leben, Farbe, Licht und Schönheit, Freundschaft und Liebe. Die Seele des Vaters in ihm siegte über die der Mutter. Stark und beruhigt schrieb er die Worte: „Ich bleibe im Licht!“

Digitized by Google

In den Photographien, die diesem Bande beigegeben sind, ist dies deutlich zu lesen: es ist, als ob in einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens irgendeine Gefahr beseitigt sei. Es ist in diesen physiognomischen Dokumenten mit einem Male ein neues Licht, ein neuer Geist. Die Bewegung einer seelischen Erneuerung spricht sich befreiend in jeder Miene aus. Ein Bejahender, der über sich selbst und das Leben Herrschaft gewann, schaut selbstsicher aus diesen neueren Bildern hervor, nicht ohne Stolz und Überlegenheit. Im ersten Bilde aus dieser erweckten Zeit erscheint der Lächelnde, wie ein aus dem Bade Gestiegener, sich zu schütteln und zu sagen: „Leben, armseliger Wichtelwicht, nimm dich nicht zu ernst!“ Antlitz, Kopf und Haltung erscheinen in einer Veränderung, die dem oberflächlichen Betrachter es erschwert, in den frühern Bildern unsern Dichter wiederzuerkennen.

Würtenbergers Porträt, das Adolf Frey vor einer Landschaft darstellt, und der Holzschnitt, den er für den Hottinger Heiligenkalender herstellte, betonen die Wohltat dieser gewandelten Seelenstimmung in der glücklichsten Form. (Das „Mönchskäpplein“ unter dem Heiligenschein, das dunkle, vom Wirbel nach allen Seiten gleichmäßig gestrichene, kurze Haupthaar, das dort der heitere St. Liberus trägt, ziert den Dichter noch jetzt — wenn es im Laufe der Jahre auch an den Rändern weißer geworden ist.)

Man kann Herr über sein Schicksal werden. Das

Digitized by Google

Alterwerden ist das leichteste und müheloseste Mittel, den Dämon der Jugend in die Versenkung zu bringen. Nur schnell erzwingen läßt sich's nicht. Es muß erdauert werden. Diese Wartezeit ist das Schicksal vieler Frauen. Erfolgreiche Arbeit, zu Entscheidungen drängende Kämpfe sind die Mittel des Mannes.

Man kann Herr über sein Schicksal werden; aber man kann es niemals von sich werfen. Ebensowenig, wie man das, was in uns Wahrheit ist, ertöten kann.

Adolf Frey, der Unermüdliche, hat den entscheidenden Kampf durch Arbeit und Schaffen geführt; der Geist trieb die Dämonen aus und bannte sie in die Werke. Er hob sie als Bilder, Symbole und Phantasien ans Tageslicht. Manch einer, dem Ähnliches beschieden, flüchtet hinter sie. Adolf Frey ist ihnen voraus.

Heute aber noch leuchten die Runen schwerer Jugend, verwundener Schmerzen durch seine Stirn, stehn in seinem Blicke, nicht jedem Auge erkennbar; aber unter dem erwärmenden Lebenshauche der Liebe und Freundschaft treten sie hervor . . .

Ein Wesenszug Jakob Freys, seines tapfern, in Sorge und Bitterkeit geprüften Vaters, der in der Jugend lieber den Säbel als die Feder führte und bis zu seinem Tode unerschrocken vor Tatsachen und Menschen stand, durchbrach wie ein Lichtstrahl das Leben des Sohnes, die Wolkenwände befruchtender, aber hemmender Gefühlsstimmungen energisch zerteilend.

Digitized by Google

Unter diesem neuen Sterne lebte Adolf Frey, als ich ihn zum ersten Male sah und reden hörte: er stand zwischen den korinthischen Säulen in der Aula der Eidgenössischen technischen Hochschule (in der die Zürcher Universität früher ihre Feste feierte) inmitten frischen Lorbeers und hinter ihm die goldenen Fahnenstöcke und Seidenbanner der Alma mater turicensis. Es galt, die Manen Schillers zu rufen, am hundertsten Todestage des Tellsängers; Liebe, Ehrfurcht und Dank zu bezeugen für ein Volksweihspiel, wie es nur die Schweiz ihr eigen nennen darf . . .

Ein Föhntag hatte die Nacht zuvor alle Sterne bewegt, als stürzten sie uns entgegen. Am Morgen der Festfeier strahlte ein grünblauer Nachtglanz noch auf allen Silberzinnen der Schneeberge. Zwischen Fels und Gewölk spiegelte die ausgeweitete Ferne eine Ahnung offener Himmel . . . Unter Glockenklang und Musik waren nach feierlichem Umzug durch die Stadt die Studenten zum Universitätsberg hinaufgeritten und standen nun in Vollwichs hinter dem Dichter.

Nur einer, der durch Entbehrung reich geworden ist, der die Schönheit dieses Landes und den Schimmer eines solchen Tages noch niemals erlebt hat, kann ermessen, was in dem deutschen Fremdling vorging, der, erweckt durch diesen glänzenden bewegten Tag, ergriffen in den Saal trat und nun eine feierliche Stunde mit tiefem Dankgefühl erleben durfte.

Digitized by Google

Adolf Frey ist eine beherrschte Natur, deren männlicher Sinn keine Weichheit aufkommen lassen will, deren Gefühl sich nur schwer lösen kann und schwer hervorbricht, so wie eine Quelle durch den Granit hindurchdringt. Das Ergreifendste aber im Verkehr mit ihm sind die Augenblicke, in denen, weil das Herz laut an den Harnisch pocht, er sichtlich sich bezwingen muß, des aufsteigenden Gefühls Herr zu werden. Es mag wohl immer dann der Fall sein, wenn Anderer schweres Schicksal dazu verführt, des eigenen Lebens, verharschter Wunden, verjährter Kämpfe und Nöte zu gedenken, im Leid der andern überwältigend das eigene zu spüren. In solchen Augenblicken schmeckt der Nachfühlende im kleinsten Tropfen Wasser die Bitterkeit der Leiden Aller, die heute und immerdar wie die Salzflut des Meeres unsere Erde umspült . . .

Ergreifend und tief ergriffen schilderte Adolf Frey Schillers Lebenstragik, und dann schlugen die Worte an mein Ohr: „Ich aber wünschte, Friedrich Schiller läge nicht in der Fürstengruft zu Weimar; ich wünschte, er läge an unserem Waldstättersee, dort im stillen grünen Grunde des Rütli, wo unsere Ahnen die Freiheit beschworen haben, denn dort gehört er hin!

. . . Es wird sein Name bei uns blühen,
Solang am Berg die Gemse springt,
Solang von absturzsteilen Flühen
Des Alphorns tiefes Heimweh klingt . . .“

Digitized by Google

Mit diesen Worten verließ er den Rednerpult mit umwölkter Stirn, stark mit sich selbst beschäftigt, und gab den Gratulierenden die Hand, fast wie ein Geistesabwesender über sie hinwegschauend. Unter den dunklen, hochgewölbten Brauen lagen seine großen Augen in tiefbraunen Schatten und leuchteten hinter den Brillengläsern in feuchtem Glanze . . . Damals faßte ich zum ersten Male nach seiner Hand . . . Und Alle, die in diesen reichen Jahren, während Adolf Frey in der Fülle seiner Kraft stand, um ihn sein durften, empfingen von ihm . . .

Die Demokratie erweist den Willen, die Volkskraft an der Quelle zu benutzen. Wo dies nicht geschieht, ist dem eigenwillig Emporstrebenden Licht zur Entfaltung gegeben. Dies trifft für Adolf Frey zu. Das Aargauer Geschlecht der Frey weist auf die Scholle zurück. Der Großvater führte in Gontenschwil noch den Pflug; der Vater des Dichters, der Redaktor und Volkserzähler Jakob Frey, ein kluger, tatkräftiger, phantasievoller, ein bis zum Wagemut tapferer Mann, verbrauchte seine Kräfte für andere. Jeder Sache und Arbeit mit allen Kräften hingegeben, von gewissenlosen Verlegern ausgenutzt, glich er einer an beiden Enden brennenden Kerze. Er gab drei Söhnen das Leben, die gegen den Strom schwimmen lernten; Söhnen, die in der Selbsthilfe Gottes Hilfe erkannten.

Entbehrung und schweres Leben kann einen Men-

Digitized by Google

schen verhärten. Beides wird dem Künstler zum größten Geschenk: es eröffnet den Tiefenblick in fremdes Schicksal. Es entwickelte in Adolf Frey zweierlei: Abwehr gegen die Brutalitäten des Lebens, Menschenliebe und Güte.

Die Welt, in der man sich ewig gegen das Untergehen und Hinuntergestampftwerden wehren muß, kann nur durch eigenes Erleben vollkommen ergriffen und begriffen werden. Darum wiederhole ich es: die Güte in Adolf Freys Wesen ist eine Folge eigener Prüfung und genauer Prüfung der Menschen seines Gesichtskreises. Wer hat sie in seinem Umgange nicht gefühlt oder praktisch erfahren?

Der Verkehr mit ihm ist für den Heranwachsenden eine Reinigung, Stärkung und Erholung. Woher kommt das?

Schon der herzliche, fröhliche Empfang ist eine Wohltat, wenn man ihm begegnet oder sein Haus betritt. Er hat Vieles hinter sich geworfen, er hat Vieles von sich abgetan. Er ist Vielen voraus. Er hat um sich Luft und Klarheit. Er ist etwas wie ein selbständiger Körper im Leben. Angewandte Erfahrung, klares und sachliches Urteil, ergeben für alles, was er spricht, ein hohes Maß von einfacher Vernunft, die ohne Aufdringlichkeit, aber mit offenem Sinn, vorgetragen wird und überzeugend wirkt. Sie dient Menschlichem und Künstlerischem. Adolf Freys Flucht aus der Welt in eine gehütete Einsamkeit ist kein

Digitized by Google

Menschenhaß und keine Weltverachtung, keine lässige Bequemlichkeit, keine Verhärtung und Grille; sie ist angewendete Erfahrung. Nur wer ihn kennt, weiß es. Sie ist der Wunsch, Raum um sich zu sehen, um nach allen Seiten schauen zu können. Die Verschwendung, zu der das Künstlerleben verführt, nutzlose, geistige, seelische, menschliche Opferung aller Art, hat er nie geliebt; er muß sich Vielerlei vom Leibe halten, um Vieles, das in ihm ruht, geben zu können ... Ohne Bitterkeit und weltschmerzliche Einkehr wägt er Dinge und Menschen. Und immer hat der andere zuerst das Wort.

Ohne irgendwelchen Zwang veranlaßt er seinen Besucher, sich mitzuteilen, sich aufzuschließen. Er kann, er will zuhören . Nach kurzen, bestimmten Fragen, um in den Gedankenkreis des Redenden gründlicher einzudringen, verstummt er. Mit langausholenden Schritten schweigend das Zimmer durchmessend, aus dem Fenster in die Weite blickend, sich fast vergessend, als wäre sein Besuch nicht mehr da, sucht er ins Reine zu kommen und beginnt, kurz, gebunden, sachlich zu reden. Und in jedem Satz steckt etwas drin, das Wesentliche wird ausgekernt. Jedes Wort ist Klarheit, jeder Gedanke deutlich. Da ist kein überflüssiger Fachausdruck, da ist alles Einfachheit und Lust am Tatsächlichen. Es spricht ein Mann von Wahrheitsdrang und Wirklichkeitssinn, nicht ohne Ironie, Selbstironie, meist humorvoll, nie höhnisch! Er

Digitized by Google

freut sich, wenn andere sein Urteil vorausnehmen. Er ist zurückhaltend im Lobe, sparsam, fast karg (woran sich der junge Künstler, der ihn besucht, gewöhnen muß), nur dem Vortrefflichen gegenüber spontan. Auch in der Unterhaltung erweist sich seine Vorliebe für Prägungen, seine Liebe zum Starken, seine Freude am kraftvollen Ausdruck, seine Liebe zur Urwüchsigkeit, zum Urchigen bis zur Derbheit. Männer wie Steinmar stehen ihm näher als Hadlaub. Scharfe Pfeile versendet er nur gegen Takt- und Geschmacklosigkeit, gegen Unwahrheit und Anmaßung, gegen jede Art von Roheit. Es kann einer jahrelang zu Freys Füßen gesessen und mit ihm persönlich verkehrt haben, ohne ihn zu kennen, so sehr kann er im Gespräch karg und abgewandt, fast gleichgültig bleiben, wenn er will. Ein geistvoller Publizist, der spät durch seine Schale hindurchgedrungen war, äußerte sich mir gegenüber über alle Massen erstaunt, als er eine Stunde miterlebt hatte, in der Adolf Frey sich erschloß.

Seinen durchdringenden, forschenden Blicken entgeht selten eine menschliche Schwäche. Wie oft habe ich stämmige Gottsöhne mit „entgleisenden Blicken" vor ihm stehen sehen! Er sieht durch die feinsten Glacéhandschuhe hindurch und dringt durch die glänzendste Außenseite auf den Kern hinab; aber er stellt den von der Natur Benachteiligten nicht an den Pranger. Mit einem Lächeln begegnet er den Gescheuten, die ihre Intelligenz nicht verbergen können; den Allzuklugen, die

Digitized by Google

aus Gescheitheit ihre Dummheiten machen. Er verschließt sich gegenüber der trüben Verlogenheit literarischer Diplomaten, die aus ihrer menschlichen Armut eine Kunst zu machen verstehen, und lehnt anmaßenden Dilettantismus mit Unnahbarkeit ab.

Die Güte Adolf Freys ist weder die Schwäche des Ethosritters, noch die Stärke des Schwächlings. In der Feindschaft, die auch ihn nicht schonte, erblickt er menschliche Armseligkeit, für die man auf mildernde Umstände plädieren muß. Es wäre sehr gefehlt, in dem politisch scheinbar unbeteiligten Adolf Frey einen Zurückgezogenen zu sehen, der keinen Blick hätte für die Drähte, an denen in der Komödie des Lebens die Puppen tanzen. Er sieht diese Dinge mit Gelassenheit.

Nur einmal sah ich ihn erregt: der öffentliche Vortrag eines jungen Literarhistorikers über seinen geliebten Vater Jakob Frey war in einem Zürcher Blatt besprochen worden ,und der Scribifax hatte es gewagt, diesen Vortrag eine „Ehrenrettung" Jakob Freys zu nennen. Adolf Frey übergab mir schweigend das Blatt und wies mit dem Finger auf die Stelle . . .

Aber sonst! In einer namhaften deutschen Zeitung hatte ein Kritiker sein Kollerbuch im Tone eines Allwissenden besprochen, obwohl das Leben Kollers bis zu Freys Publikation für die Öffentlichkeit in Deutschland noch im Dunkeln lag. Wir besprachen die lobende Kritik, die aber Adolf Frey gleichgültig lächelnd auf-

Digitized by Google

nahm: „Er zieht mir die Uhr aus der Tasche und verkündet, wieviel Uhr es ist."

Einem andern „taktvollen" Herrn, der ebenfalls in dieser Art mit Freys Uhr hantiert hatte, setzten einige Freunde mit Recht scharf zu. Er unterbrach sie: „Traurig ist es durchaus nicht, daß er mir menschlich zu nahe gekommen ist; traurig ist nur, daß das, was er schrieb, wissenschaftlich so schlecht ist."

Niemals hat Adolf Frey Erzürnte verschärft, so sehr er das Temperamentvolle liebt. „Schauen Sie mich an, dieser Rücken hat dreißig Jahre in Wind und Wetter gestanden — diese Brühe muß man ablaufen lassen." Als ein Blatt mich einst angefahren hatte, traf mich seine Karte, als ich schon hinter der Entgegnung saß: „Nicht antworten! Im Kampfe mit solchen Leuten ist keine Ehre einzuheimsen." Ein anderes Mal bremste er mit dem Worte: „Abwarten! Solche Menschen soll man nie bekämpfen, sie erledigen sich stets selbst."

Alleinsein macht stark. Adolf Frey übernimmt die Sorgen anderer und trägt sie in einem warmen Herzen. Dutzende von jungen Doktoren haben seine Empfehlungsbriefe in die Welt mitgenommen. Lange nach ihrem Abschluß spürten seine Schüler seine warme Hand, wenn sie Hülfe brauchten. Möchten doch alle sich dessen erinnern!

Den tiefsten Einfluß übt Adolf Frey durch Schrift und Lehre auf die Wertung literarischer Werke aus. Durch Hunderte von Rezensionen, die er vor seiner

Digitized by Google

Berufung schrieb, und durch seine Arbeit während einer zwanzigjährigen Hochschultätigkeit sind seine kritischen Urteile Maßstäbe geworden. Wie J. V. Widmann am „Bund" im Bereiche eines Menschenalters auf die Leserfreude des großen Schweizerpublikums Einfluß gewinnen konnte, erstand für die ernsthafte literarische Kritik in Adolf Frey das schweizerische Gewissen. Das Gewissen, jeden künstlerischen Gehalt auf seinen Wert und die ihm innewohnende Form zu prüfen; das Gewissen, in einer Gefühl und Seele revolutionierenden Zeit, deren Inhalt zum großen Teil Blut und Feuer, Hefe, Gift und Schaum war, das köstliche Gefäß der großen Dichtung zu schützen; das Gewissen, daß über der hohlen Formalität der Form und über der Gärung einer Materie, die chaotischer Stoff war und blieb, die edelste Form des geklärten Inhalts steht.

Vor Tatsachen haben Sympathie und Antipathie zu schweigen! Wie oft ist Undank nichts anderes als Unterdrückung der unbequemen Wahrheit! Es ist gleichgültig, ob seine Schüler sich dankbar ihres Lehrers erinnern, ob der Freysche Standpunkt sich in ihnen wandelte oder nicht. Das Wesentliche bleibt, daß sie alle einmal (Tausende haben in diesen zwanzig Jahren ihm zu Füßen gesessen) durch die, auf genauester technischer Kenntnis des Kunstschaffens beruhende strenge Methode der Beurteilung literarischer Werke, wie Frey sie betrieb, hindurch gegangen sind, am eigenen

Digitized by Google

Geiste oder, als junge Dichter, am eigenen Werke verspürt haben. Hier liegt eine Bedeutung des Gelehrten und Kritikers Adolf Frey, die ihm nur wenige Literarhistoriker auf europäischen Lehrstühlen streitig machen dürften.

Der erste und dritte Teil dieses Buches gibt ein Echo seiner Wirksamkeit. Für den Acker, auf den seine Lehre fiel, ist Adolf Frey nicht verantwortlich zu machen. Nur eine kleine Anzahl seiner Schüler konnte hier zu Worte kommen. Der Leser aber mag selbst prüfen, was die Schüler des nun Fünfundsechzigjährigen dem Dichter und Gelehrten zu Füßen zu legen haben.

Dem deutschen Leserpublikum, das Adolf Frey noch kaum kennt, sei es gesagt: Wie Gottfried Keller und C. F. Meyer hat Adolf Frey keine wichtige Gelegenheit vorübergehen lassen, seine auf höchster Achtung beruhende Liebe zum Deutschtum zu bezeugen. Er tat es noch diesen Sommer, am 100. Geburtstage Gottfried Kellers, vor aller Öffentlichkeit als Dichter und Gelehrter, der zu Schülern, Kollegen und einem großen zürcherischen Publikum sprach.

Ein Vielgeprüfter erhob sich über eigenes Leiden und reichte den vielgeprüften Brüdern seiner Muttersprache über die Grenze hinaus im Geiste Gottfried Kellers die Hand.

Digitized by Google

Robert Faesi

Adolf Freys Lebenswerk

I.

Es gibt schriftstellerische Lebenswerke, die sich in Einzelwerke auflösen; seien diese noch so bedeutend, sie wollen sich nicht zum Ganzen fügen, nicht als Einzelzüge zum Porträt der Persönlichkeit organisch zusammenschließen. Ein solches Oeuvre entbehrt dadurch nicht bloß eines persönlichen Reizes, sondern der besten Stoßkraft. Umgekehrt gleicht manches andere dem monotonen Tropfenfall auf einen Stein; zwar hämmert und prägt der Verfasser, der zwanzigmal zum selben Motiv oder derselben Form greifend, das selbe Buch schreibt, seinen Namen dem Gedächtnis der Welt rascher ein, aber sie wird auch der Eintönigkeit und Dürftigkeit dieses Tropfenfalles bald überdrüssig.

Einheit in der Mannigfaltigkeit, Mannigfaltigkeit in der Einheit wird sich am besten bewähren. Adolf Freys Lebenswerk, das noch nicht abgeschlossen ist, — manche lang und liebreich gehegten Pläne mögen ihm noch in der Werkstatt liegen, mögen ihn noch auf den Nägeln brennen — das aber wohl mehr Abrundung

Digitized by Google

als überraschende Abschweifung erwarten läßt, hat diese glückliche Anlage. Dies setzt freilich eine geschlossene Persönlichkeit, die Fähigkeit, sich mancher Formen zu bedienen, und, wenn schon keinen von Anfang an feststehenden Plan, so doch einen unterbewußten oder bewußten Zielwillen voraus.

Die Feldherrnmaxime „getrennt marschieren, vereint schlagen" fällt mir angesichts seines Oeuvre ein. Halten wir eine kurze Heerschau darüber! Die männliche Haltung seines Wesens, seine nie verleugnete Vorliebe für kriegerisch wehrhafte Tugenden, der Waffenklang und das Bannerrauschen in seinen Dichtungen legen ein solches Bild besonders nahe.

Voraus sprengt die schwere Reiterei seiner Gedichte, in blanker, bunter Rüstung, nicht in lockeren Schwärmen, sondern zu regelmäßigen Gruppen festgeballt: seine Versbände sind kräftig gegliedert, ja zum Teil aus organischen Zyklen zusammengefügt. Ihre jugendlich kecke Vorhut bildet die Schar der „Freiharstbuben": so heißt sein erster Gedichtring, der ihm C. F. Meyers Lob eintrug. Als Kerntrupp folgen — um das Gleichnis auf den packendsten dieser Zyklen, den „Totentanz" auszudehnen — die schwarzgeharnischten Todgeweihten. Ein bäuerliches Landsturmtrüppchen schlägt als Seitendetachement eigene Wege ein: die Dialektgedichte „Duß und underm Rase".

In zwei Gewalthaufen rückt das Fußvolk an — die beiden historischen Romane „Die Jungfer von

Digitized by Google

Wattenwil" und „Bernhard Hirzel" sind gemeint —, auch sie in reinlich gegliederten Kolonnen und strenger Marschdisziplin. Ueberhaupt werden die Kräfte klug zusammengehalten; zersprengte Häuflein, Voreilige und Nachzügler, die auf eigene Faust willkürlich zu weit an die Peripherie des Aufmarschgebietes abschweifen, duldet der umsichtige Führer nicht.

Auch die Artillerie der Dramatik ist einheitlich organisiert: das Dutzend kürzerer einaktiger Festspiele führt im Verhältnis zu den andern Waffengattungen ein kleineres Kaliber; einzig das Trauerspiel „Erni Winkelried" rückt mit schwerem Geschütz auf.

In der zweiten Linie schiebt sich auf Parallelstraßen das Korps der technischen Hülfstruppen gemächlich vor; auch hier waltet Ordnung und Homogenität. Es ist die wissenschaftliche Hälfte von Freys Werk, literatur- und kunsthistorischen, biographischen, kritisch-ästhetischen Gepräges: die Monographien über Schweizer Dichter: Albrecht von Haller, Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Salomon Geßner, Jakob Frey, Gottfried Keller, C. F. Meyer nebst wissenschaftlichen Ausgaben der Werke oder Briefe des einen und andern von ihnen; die energisch und treffsicher zusammenfassende literarhistorische Darstellung „Schweizer Dichter"; die Schriften über Schweizer Maler: Arnold Böcklin, Rudolf Koller, Albert Welti; die Abhandlung über „Die Kunstform des Lessingschen Laokoon".

Digitized by Google

Gleichsam hinten im Etappenraum vollzieht sich umfassender die Lehrtätigkeit des Hochschul-Professors.

Die Organisation dieses ganzen Heerwesens ist glücklich und harmonisch, das Kräfteverhältnis der Gattungen gut abgewogen und zweckgemäß; sie arbeiten sich sozusagen geschickt in die Hand, ohne doch voneinander abhängig und unselbständig zu werden. Jeder Truppenteil führt die Waffen und Hilfsmittel, die ihm zukommen und wesensgemäß sind, Ausrüstung und Uniformierung sind reichlich und dauerhaft. Sie sind gut genährt, sorgsam gepflegt, streng gesichtet, Nachlässigkeit, Verwahrlosung und Wankelmut wird nicht geduldet. Und man spürt, alle sind nach einem einheitlichen Ausbildungsplan geschult, beseelt vom selben Geist, männlich gefaßtem Ernst, herber Beherztheit und bisweilen von einem trockenen Humor. Sie sind mehr handwerksgewohnt als abenteuerlustig, mehr standhaft als hingerissen, mehr zäh und zuverlässig als blendend. Alle von derselben alemannischen Rasse, ein gutes altes Schweizer Heer!

Leider fällt auf dieses stattliche Aufgebot der Blick meist einseitig von der Front oder aus dem Hinterland, so daß Adolf Frey den Einen nur als Dichter, den andern nur als Gelehrter bekannt ist, während in dieser Doppelheit des freien Gestaltens und des Nachgestaltens bei Frey durch den inneren Zusammenhang

Digitized by Google

zwischen beiden gerade das Bedeutende und Erfreuende liegt.

Um Gestaltung handelt es sich hier wie dort, im Reich der Phantasie wie der Forschung. Aus den formgewordenen, als selbständige Objekte lebenden Gebilden zieht sich ihr Schöpfer als Subjekt zurück, wodurch freilich nur einem oberflächlichen Auge das Persönliche daran zu erkennen erschwert wird. Indirekt und mittelbar zeugen alle Werke von ihm selber. Wahlverwandtschaft läßt ihn wie zu poetischen, zu biographischen Vorwürfen greifen, so daß manche von seinen Aussagen über Dichter und bildende Künstler fast wörtlich auf ihn selbst bezogen werden könnten. Er zieht es nämlich nach Art vieler Schweizer vor, seelisches Eigenleben durch das Medium anderer Gestalten, fiktiver wie historischer, auszusprechen.

Sein Stoffkreis ist wenig weit und geschlossen. Wenn er auch mehr zu den intensiven als extensiven Naturen gehört, so mag ein gut Stück Enthaltung, ja Entsagung ihn auf manchen lockenden Vorwurf haben verzichten lassen, und anstatt den Umkreis abzuschreiten, beschränkt er sich auf den vollständigen Ausbau des Kerngebietes.

Das Schwergewicht seiner geistigen Welt, die Nahrung seines Talentes, die Wurzeln seiner Interessen und Fähigkeiten sind aus der Stoffwahl zu erraten. Seine Stoffe sind schweizerisch, sie sind historisch, sie stehen in Beziehung zur Malerei.

Digitized by Google

Wenn nicht mehrere, so weist jedes seiner Werke mindestens eines dieser drei Merkmale auf. Diese sollen uns dazu dienen, in den Kern seines Wesens vorzudringen.

II.

Freys Biographien gelten ausschließlich Schweizer Künstlern; durch seine poetischen Vorwürfe bekennt er sich als Heimatdichter. In seinen Dramen und Romanen hält er sich stofflich ausnahmslos innerhalb der Landesmarken, und in seinen Gedichten wählt er, soweit das überhaupt bei Lyrik in Frage kommen kann, landschaftliche und balladeske Motive mit Vorliebe aus der Schweiz. Doch ist diese Stoffwahl nur der Niederschlag eines realistischen Hangs und schweizerischen Naturells.

Ihn verlangt nach einer Verdeutlichung und Vergegenständlichung, die man nur dem Abbild eigener Umwelt und vor allem des Selbstgeschauten geben kann. Als Biograph hat er seine Künstlerhelden wie Modelle mit eigenen Augen gemustert, hat sie mit eigenen Ohren gehört, ja oft mit Freundesherzen erfühlt. Daß er Keller und Meyer eigentlich mitgelebt hat, wie kaum ein Anderer die Beiden zugleich, ja daß sie wichtige Kapitel seiner eigenen Biographie sind, gibt ihren Porträts die Fülle bewegter, bisweilen anekdotischer Einzelzüge und zugleich die Unmittelbarkeit der Gesamtanschauung.

Digitized by Google

Als Romandichter ist Frey gleichsam ein Biograph von höherer Ordnung und von freieren Mitteln. Beide Male ist ein Lebenslauf als Ganzes der Gegenstand, und er erfindet die Hauptgestalten nicht. Die historischen Quellen sind, namentlich im „Bernhard Hirzel", mit größter Treue hinein verarbeitet, dermaßen, daß reiche kulturhistorische Gemälde schweizerischen Milieus entstehen, im Zürcher Roman sogar auf Gefahr der poetischen Beschwingtheit, da die betreffende Epoche an sich mit Reizen nicht allzu reich gesegnet ist.

Die Stoffwahl stellt sich sodann als Exponent schweizerischer Wesensart dar. Hier möge man sich mit einigen Andeutungen begnügen.

Adolf Frey ist als Mensch und Künstler Deutschschweizer bis auf die Knochen, ja seine Dichtungen könnten — ganz abgesehen von der reichlichen Verwertung alemannischen Eigengutes in der Sprache — nicht von einem Reichsdeutschen oder Oesterreicher herrühren.

Er gehört zu den stabilen Naturen, die in unserm schweren Menschenschlag häufig sind. Die Oberfläche ist wenig bewegt, sie verrät nicht den ganzen Wert, der in der Tiefe sitzt. Die Empfindungen vor allem sind heftiger, zarter und wechselnder als es den Anschein haben mag, und wenn sie auch nicht „unterm Eise brüten", so werden sie im Hintergrund gehalten und mit ihren Aeußerungen wird, gerade weil man sich ihres Wertes bewußt ist, aus einem feinen Instinkt seelischer Keusch-

Digitized by Google

heit, andere Male wohl auch aus Überlegung und Klugheit gespart. So waltet nach außen — der herkömmlichen Auffassung ja am Ende auch dem Wesen des Poeten zum Trotz — eine gewisse Nüchternheit, Trockenheit und Sprödigkeit. Aber diese herbe Verhaltenheit vermag — Frey spricht diese Vermutung bei Anlaß der Charakterisierung Albert Weltis selber aus — einen Gegenschlag auszulösen und der Phantasie zugute zu kommen. Diese bleibt auf die Domäne der Kunst beschränkt; die Einstellung zum Leben ist sachlich. Jeder schauspielerische Zug, der dem Künstler so gerne eigen ist, fehlt nicht bloß, sondern begegnet Abneigung und Verdacht. Die bürgerlichen Tugenden der Zuverlässigkeit, Geradheit, Tüchtigkeit und Bescheidenheit sichern eine einfache und gesunde, männlich zielbewußte Lebensführung. Die Grundstimmung ist ein ruhiger und gelassener Ernst, mag ihn auch abwechselnd edle Schwermut beschatten oder ein derbkörniger Humor erhellen.

III.

In Anbetracht seines realistischen Hangs und seiner Stammhaftigkeit möchte es verwunderlich erscheinen, daß Frey nicht gleich seinem eigenen Vater Jakob Frey, nicht gleich der Schar unserer, auf Gotthelfs und Kellers Spuren wandelnden Heimatkünstlern die unmittelbare vaterländische Gegenwart zum Vorwurf

Digitized by Google

genommen hat. Aber wenn schon bei ihnen der Zeitcharakter hinter den Stammescharakter zurücktritt, so verleugnet er noch unbedingter die Kindschaft seiner Epoche. Ist dies ein Werturteil über diese Zeit? über ihn selbst? Jedenfalls ist diese Beziehungslosigkeit zum spezifisch Modernen ein Charakteristikum wichtigsten Ranges.

Nicht nur, daß er sich politischer oder sozialer Betätigung enthält, weder die unmittelbaren Leiden und Nöte der Zeit, noch ihre individuellen und sozialen Probleme haben auf sein Werk irgendwie abgefärbt. Daß der Weltkrieg spurlos an seiner Produktion vorüberging, teilte er mit vielen Künstlern seiner Generation. Aber er ist neben C. F. Meyer fast der einzige Schweizerdichter von Rang, der sich jeder Tendenz, selbst der fruchtbarsten, längstlebigen und bodenständigen, der volkserzieherischen, durchaus enthalten hat.

Ja selbst die kulturellen und künstlerischen Eigenwerte der Moderne sind an ihm lautlos abgeglitten. Albrecht von Haller glaubt man eher aus seinen Versen herauszuhören, als irgendeinen Zeitgenossen, und während auf ihn, ganz wie auf Spitteler, Maler kräftigst gewirkt haben, ist er, wiederum wie jener, weder Hebbel noch Nietzsche, weder Tolstoi noch Dostojewski, weder Ibsen noch Zola noch Hauptmann, geschweige denn einem Strindberg zu Dank verpflichtet. Auch den akademischen Lehrer, welchem bei der Evokation

Digitized by Google

der klassischen Gestalten, vornehmlich Schillers und Lessings, wohl und warm wurde, verlangte nicht, seine Führerschaft weit über den festen Granit dieser geistigen Hochgebirgswelt auf den schwanken Boden neuerer Jahrzehnte auszudehnen. Es braucht nach allem kaum noch besonders beigefügt zu werden, daß dieser Unzeitgemäße und Unbeirrte um so völliger jeder billigen Momentwirkung durch stoffliche oder formelle Modereize, jedem verkappten Journalismus auf Unkosten der Dauerwerte abhold ist.

Während aber Spitteler dadurch, daß er sich in versteckter Satire und in kaum verhüllten „literarischen Gleichnissen" auf sein Jahrhundert als überzeugter und leidenschaftlicher Feind Luft machte, eine schwere innere Auseinandersetzung verrät, fehlt bei Adolf Freys Werk selbst die nachdrückliche Ablehnung und waltet mehr passive Gleichgültigkeit gegenüber der Zeit.

Nicht bloß gegenüber ihr. Diese Haltung erstreckt sich auf viele Gebiete. Die Neigung, auf zerstreuende und ablenkende Betätigungen, Anregungen und Reize aller Art nicht zu reagieren, ist wohl die Kehrseite einer klugen und sorgfältigen Verwaltung der wesentlichen Kräfte. Das mag zum guten Teil eine angeborene Gabe sein, vermutlich aber auch ein immer deutlicher werdendes Gebot der Ökonomie, das seine nicht allzu starke Gesundheit und physische Kraft ihm auferlegte. Mindestens als Alternder neigt er dazu,

Digitized by Google

sich zu isolieren, zeitraubende Gesellschaft, Nebenämter und Liebhabereien sich zu versagen, und sich vom Leib und der Seele zu halten, was seine Produktion zu stören droht.

Gewiß aber ist sein Bedürfnis nach neuen Anregungen gering, weil er es verstand, die frühe empfangenen und entscheidenden auf den äußersten Ertrag hin zu verarbeiten und lange davon zu zehren. Demgemäß macht seine Entwicklung keine Kurven und Kehren, sondern baut die früh sichtbaren Ansätze geradlinig und folgerichtig aus.

Die beiden Prunkgefäße, aus denen er vornehmlich seine Nahrung zog, sind G. Keller und C. F. Meyer. Sie sind es in dem Maße, daß sie für ihn zum Schicksal wurden. Mag die Freundschaft, die dem jungen Dichter und Gelehrten von den beiden Altmeistern geschenkt wurde, von ihm als Glück und Genugtuung empfunden worden sein — wesentlich ist, was auch ohne diesen persönlichen Kontakt zu Recht bestände: die innere Verwandtschaft mit ihnen. Wenn dadurch die Assimilierung und befruchtende Wirkung ihrer geistigen Schätze erst möglich und die Entwicklung seines eigenen Kerns sicherlich erleichtert wurde, so darf doch nicht übersehen werden, daß eine solche Ähnlichkeit und Nähe auch einen erschwerenden Umstand, ja ein drückendes Problem bedeutete. Denn aus dem Schatten dieser überragenden Gestalten herauszutreten und ihnen gegenüber zur Selbständigkeit zu gelangen,

Digitized by Google

mußte ihm gerade darum weit schwerer fallen, als einem anders Gearteten, ähnlich wie, nach seinem eigenen Wort, Meister Böcklin die Entfaltung seines Schülers Welti gehemmt, ja mühsam gemacht hat.

Das zürcherische Doppelgestirn ist nur die Glanzstelle eines Sternbildes oder -Systems, nämlich jener großen schweizerischen Künstlergestalten, die aus einer seltsamen Familien- oder Rassenähnlichkeit heraus eine ziemlich einheitliche Kultur des Wortes und Auges für die Schweiz geschaffen haben. Böcklin, Welti, auch Koller waren von ähnlichem Stoff, und trotz manchen Gegensätzen werden Hodler und Spitteler vielleicht dereinst als der wuchtige Abschluß zu diesem ruhmvollen Geschlecht gerechnet werden. Alle sind sie in gewissem Sinne unzeitgemäß, abseits von dem breiten Hauptstrom der internationalen Entwicklung.

Adolf Frey ist, abgesehen von dem schon verstorbenen Welti, unter den Genannten der Jüngste und neben Spitteler der einzig Überlebende. Er ist ihr Verwandter und zugleich ihr Biograph. Wenn über Hodler und Spitteler bis zur Stunde keine umfassenden Schriften von ihm vorliegen, so ist das vielleicht nur äußeren Umständen zuzuschreiben, und jedenfalls möchte man wünschen, sein biographisches Lebenswerk, das seine Vorposten bis zu Salis-Seewis, Geßner und Haller erstreckt, nach dieser Seite der zeitlichen Nähe gerundet zu sehen.

Digitized by Google

In seinen biographischen Gemälden treten noch einmal, von einem Gleichartigen geschaut, von einem Gleichfühlenden mitempfunden, von einem Gleichgestaltenden gestaltet, die Größen jenes Geschlechts vor unsern Blick. Freys Situation ist ähnlich wie hundert Jahre zuvor diejenige von David Heß, an den auch einige seiner Wesenszüge gemahnen. Wie Heß innerlich, wenn auch als Spätling, zu dem großen patrizischen Kulturkreis Zürichs gehörte und diesen in den markanten Profilen seiner biographischen Gemälde für die Nachwelt fixierte, so ist Frey eine der namhaftesten Gestalten in jener stolzen Künstlergruppe der neuern deutschschweizerischen Kulturwelt, ihr Genosse noch und zugleich schon ihr Betrachter, Gestalter gleich ihnen, und daneben der Nachgestalter, der uns ein lebensnahes Abbild der besten unter ihnen überliefert.

IV.

Das dritte Wort, das uns Zugang zu Freys Wesen verschaffen soll, heißt Malerei. Drei seiner Bücher sind Malern gewidmet, eines der klassischen Untersuchung über die Grenzen der Malerei und Dichtung, und seine literar-historischen Hauptschriften vorzüglich Dichtern, die nahe dieser Grenze wohnten.

Wenn nun auch Doppeltalente viel häufiger sind, als man gemeinhin annimmt, so besteht doch zu Recht, daß bei uns Deutschschweizern der Zusammenhang der

Digitized by Google

Schwesterkünste besonders eng, mannigfach und fruchtbar ist; sei es, — um nur die Hauptlösungen anzudeuten —, daß ein Niklaus Manuel, Geßner, Keller, Gustav Gamper beide Künste neben- oder nacheinander ausüben, oder daß, wie bei Keller, Meyer, Spitteler und Adolf Frey die bildende Kunst später oder von Anfang an der redenden aufgeopfert wird, aber sublimiert in dieser wieder ersteht.

Auch Frey wollte Maler werden. Mit dieser Neigung, welches Maß nun auch seine Fähigkeit haben möge, hängt die ganze Beschaffenheit seines Talentes zusammen.

Das Malerische, Visuelle in seiner Dichtung ist nur ihre unmittelbarste Äußerung. Die Wirklichkeitsfreude, die man unsern Dichtern nachrühmt, die auch aus Adolf Freys Realismus spricht, hat nichts zu tun etwa mit dem Verismus der russischen Literatur, die an der Wirklichkeit, die sie darstellt, leidet, sondern sie ist viel eher der sinnlichen Freude der Flämen am Saftigen und Robusten, Strotzenden und Bunten verwandt. Es ist nach Spittelers Wort „die Herzenslust an der Fülle des Geschehens, die Freude am farbigen Reichtum der Welt, und zwar, wohlbemerkt Reichtum der äußeren Erscheinung". Also vor allem Augenfreude, denn das Auge ist das Organ, mit dem unsere Dichter die Welt am lebendigsten erfassen.

„Gesichte" nennt Frey eine Hauptgruppe seiner Poesien, „Gestalten" eine andere, und damit legen wir

Digitized by Google

den Finger auf eines der deutlichsten Merkmale seiner Dichternatur. Aus „Gesichten" rundet sich auch der Zyklus „Totentanz", dessen Titel schon an ein rühmliches Kapitel der bildenden Kunst, zumal der einheimischen, erinnert. Freilich ist sich Frey gerade in der Lyrik der Verschiedenheit der den beiden Künsten zustehenden Mittel bewußt, und so lebhaft der visuelle Eindruck seiner Verse ist, so wenig könnte man sie ohne weiteres auf die Leinwand reproduzieren. Der Verfasser legt ihnen poetische Motive zugrunde und kennt die Ohnmacht der ausführlichen Beschreibung und Schilderung. Denn es handelt sich um Gesichte auch im Sinn von Visionen; die Bildwirkung wird vor allem durch eine äußerst rege und weitgetriebene Beseelung, Bewegung, Anthropomorphisierung erzeugt. Die starke, phantasievolle Metaphorik ist übrigens ein allgemein süddeutsches Merkmal. Es sind aber besonders Schweizermaler, an die der optische Eindruck der Gedichte Freys erinnert; in seiner Neigung, gedrängt und sprudelnd und oft phantastisch barock zu fabulieren, erinnert dieser malende Dichter an seinen Freund, den dichtenden Maler Albert Welti; in dem kräftigen, nordsüdlichen Kolorit und in der Art, wie die Gestalten aus der Landschaft gleichsam als ihre Verkörperung herauswachsen, an Böcklin. Die Freude an der schweren, wuchtigen, markanten Silhouette und am Reckenhaft-Heroischen bringt ihn in die Nähe Hodlers; ein Gedicht wie „Des Dreibündengenerals

Digitized by Google

Bestattung" ist gleichsam ein Hodlersches Fresko in Worten.

Seine Gedichte sind, von einer immerhin stattlichen und gleichwertigen Gruppe abgesehen, in der das Gefühl sich unmittelbarer, liedhaft-musikalisch ausströmt, visueller Art. Sie gemahnen an einen edlen, reichen, farbensatten Bildersaal, in dem man sich lange ergeht, bis man seine Fülle ganz bewältigt.

Seine Festspiele wirken als historische Fresken. Sein Roman „Die Jungfer von Wattenwil", seit C. F. Meyer der stärkste geschichtliche Roman eines Schweizers, ist geradezu ein Exempel für die konsequent bis ins Aeußerste durchgeführte Schaubarmachung. Für ihre Reize und freilich auch für ihre Gefahren. Seit Bodmers Zeit gilt seine Lehre für die Schweiz: Die Dichter malen mit Worten, und die völlige Vermeidung von Mißverständnissen, die in dieser Vorstellung liegen, ist vielleicht nur Gottfried Kellers unbeirrbarem Instinkt gelungen. Den Vorwurf, den man C. F. Meyer kaum ersparen kann, daß er die Wirkung der Bildhaftigkeit in der Dichtung und ihre Fähigkeit dazu doch wohl überschätzt, erhebt sich in mir auch angesichts der „Jungfer von Wattenwil".

Die Verfeinerung und Vertiefung der Psychologie ist ein Ruhmestitel der modernen Literatur. Bei der Extravertierung, der Veranschaulichung des Seelischen aber muß manches verloren gehen. Fast scheint

Digitized by Google

es, als teile Frey die Abneigung und leichte Verachtung der Psychologie, die Spitteler eigen ist; mindestens hält er sich wie jener an starke, ungebrochene Gestalten und großzügig heroische Umrisse. Stark und ungebrochen ist von Natur vor allem die edle Gestalt dieser Jungfer von Wattenwil, nur daß sie unter den Keulenschlägen eines feindlichen Schicksals und einer rohen Zeit — die Folterung am Schluß ist real und symbolisch zugleich — zermürbt wird. Bernhard Hirzel freilich geht an seiner eigenen Unzulänglichkeit zugrunde, zwar eine problematische Natur, die einzige dieser Art bei Frey, aber dennoch nicht eine komplizierte und abgestufte.

Wie steht es aber mit der Psychologie des Biographen? Auch er arbeitet auf Anschaulichkeit hin. Er will konkret sein, nicht abstrakt, ein Bild geben, nicht ein Schema, eine Synthese, nicht eine Psycho-Analyse; er will eine Gestalt aufbauen, nicht einen seelischen Mechanismus auseinandernehmen. Er ist ein Porträtist. Der Mann soll in Erscheinung treten, nicht zuletzt in seiner Leiblichkeit. Er wird in realen Lagen und in wechselnden Umständen redend und handelnd vorgeführt. Die Anekdote ist nach Möglichkeit als belebendes und einprägsames Mittel beigezogen, das Milieu in sorgfältiger Farbengebung ausgemalt und jede Seite „nach Kräften mit Tatsächlichem gefüllt".

Frey macht seine Studien am biographisch zu be-

Digitized by Google

handelnden Modell sozusagen in dessen normaler Umgebung und im natürlichen Tageslicht, er legt es nicht unter den grellen Lichtkegel auf den Vivisektionstisch. So werden vielleicht die innersten Geheimnisse, namentlich solche pathologischer Art, nicht aufs letzte bloßgelegt; aber dem Spürsinn und der Phantasie des Lesers bleibt — wie in Freys Erzählungen — immer noch etwas zu tun. Freys Meyer-Biographie vor allem ist ein unverwüstliches und in seiner Art klassisches Werk, mag auch d'Harcourts Buch — zumal es weniger durch äußere Rücksichten gehemmt war — durch seine Gegensätzlichkeit eine erwünschte Ergänzung sein.

Nach dem Gesagten ist es leicht zu verstehen, warum Frey Persönlichkeiten und nicht literarhistorische Bewegungen und Strömungen darzustellen liebt. Diese werden mehr auf den Forscher Anziehungskraft ausüben, der von Ideen ausgeht und solche nachzuweisen sucht.

Ein Mann wie Frey aber, dessen Basis und Stärke die Anschauung ist, bleibt nicht bloß der Theorie und Spekulation abhold, jede geschichtsphilosophische und allgemein philosophische Betrachtungsweise liegt ihm fern. Er hat und bietet — auch darin gleicht er seinen alemannischen Zeitgenossen — nicht Weltanschauung, sondern Welt-Anschauung.

Dem optisch angeregten Dichter wird die epische Gattung am nächsten liegen. So teilt auch Freys Lyrik

Digitized by Google

den allgemeinen Zug der schweizerischen, sich mit erzählenden Elementen zu bereichern und darum der Ballade zuzustreben. Sie ist mehr schaubar als sangbar, gewährt (trotz mancher Ausnahmen) mehr bildliche als klangliche Reize, ihr Vorzug liegt nicht in der Intensität, Besonderheit oder Nuancierung der Empfindung, sondern darin, wie die reinen, ungebrochenen Gefühlstöne zum Bilde werden. Nicht Leidenschaft, die ihrer Nacktheit vergißt, sondern Gefühl, das sich verhält und nicht ohne schützende Hülle, Umkleidung, Verkleidung in die Welt entlassen wird.

Zudem geht der Lyriker Frey nicht immer, wenn auch häufiger als die Objektivierung es vermuten läßt, vom eigenen inneren Erlebnis aus. Er bietet zuweilen Motive, die mit seiner Person wenig zu tun haben mögen, sondern ihm an sich als entwicklungsfähige Keime erscheinen, und die er oft als kostbare Funde lange hegt, ruhen läßt und wieder aufgreift, betastet und wendet, bis sein reifer Kunstverstand Mittel findet, das Potenzielle aus ihnen herauszuholen und zu verwirklichen. Es ist kein Zufall, daß dieser würdigste Nachfolger C. F. Meyers unter den lebenden Schweizerdichtern neben Spitteler am meisten Künstler ist. Auch dieser Zug, der Freys Schöpfungen wesentlich bestimmt, steht im Zusammenhang und läßt sich zurückführen auf seine enge Beziehung zur Malerei. Das Technische ist ja für die bildende Kunst von ungleich größerer Bedeutung als für die Dichtung —

Digitized by Google

höchstens das Drama bildet eine Ausnahme. Es gibt Schulen für Maler, pflegt Frey zu sagen, aber keine für Dichter. In dem beschränkten Maße, in dem Poesie lehrbar und lernbar sein kann, ist freilich gerade er ein Lehrer gewesen.

Neben der Fähigkeit des biographischen Gestaltens ist das Wissen um die poetische Technik (der Punkt, wo die Inhaber akademischer Lehrstühle am häufigsten versagen, weil fast nur die eigene Ausübung dies Wissen schenkt) die bedeutendste Fähigkeit des Literaturforschers Frey. Kunst kommt von Können, ist eines seiner Lieblingsworte.

Wie gründlich und scharfsichtig er sich über die poetischen Mittel und Möglichkeiten Rechenschaft abzulegen weiß, selbst in der Lyrik, derjenigen Gattung, die sich durch ihr Wesen am meisten dem Bereich des Technischen entzieht, das wissen die vielen Teilnehmer seiner akademischen „Übungen an Gedichten". Hier vermochte er nicht nur den literarischen Kritiker, sondern auch den schaffenden Dichter — trotz etwelcher Einseitigkeit seines Geschmacks und Urteils — bedeutend zu fördern. Wo eine tote Stelle war, wo ein Riß klaffte, wo ein Kompositionsfehler steckte, wo eine mangelhafte oder unlogische Entwicklung des Motivs, wo eine metaphorische Entgleisung oder Unzulänglichkeit, das lernte man da ein für allemal — und vor allem: was die Merkzeichen des Dilettantismus sind.

Digitized by Google

Frey pflegt eine im Kern richtige Einsicht in das Paradoxon zu kleiden: „Goethe war ein Dilettant“ (im Gegensatz zu Schiller). Wie nachhaltig und tief ihn das Problem des Dilettantismus beschäftigt hat, noch über das künstlerische Gebiet hinaus, davon scheint mir sein zweiter Roman Zeugnis abzulegen. Bernhard Hirzel ist ein Dilettant des Lebens. Ein rechter Hans im Schnakenloch: was er will, das hat er nicht, und was er hat, das will er nicht. Und vor allem: was er will, das kann er nicht, und so zerrinnt dem Unglücklichen aus Mangel an Zielfestigkeit, Ausdauer, sachlicher Sachbeherrschung, Beschränkung und Selbstdisziplin freudlos und fruchtlos das Leben. Es scheint mir kennzeichnend für Freys zurückhaltende und distanzierende Dichtung, daß er nirgends ein leicht erkennbares Abbild des eigenen Wesens, wohl aber dieses Gegenbild und Negativ dazu geschaffen hat.

Ein einzigartiges und viel zu wenig geschätztes Dokument seines technischen Scharfblickes ist seine Untersuchung über „Die Kunstform des Lessingschen Laokoon“. Es sei nicht leicht — bekennt er im Vorwort —, die Technik eines Kunstwerkes aufzudecken und präzis zu formulieren; hinsichtlich Laokoons sei das Problem nicht einmal gestellt worden. Nicht um das heute im Schwange gehende Einfühlen handle es sich, sondern um Technik, um Mache. Praktische und theoretische Erfahrungen hätten ihm den Weg

Digitized by Google

gewiesen. „Ich hatte verschiedentlich versucht, Wissenschaftliches in Kunstform zu bringen und dadurch Lessings Verfahren genauer erkannt. Ich glaube es wenigstens und hoffe, man spüre es meiner Arbeit an, daß sie aus der Praxis erwuchs und nur entstand, weil ich von innen auf ihre Probleme gestoßen wurde."

Etwelche Ironie des Schicksals liegt freilich darin, daß über Freys Aufdeckung von Lessings kunstvoller Induktion und dramatischem Aufbau so oft übersehen wurde, wie meisterlich er seinerseits bei eben dieser Aufgabe Lessings Verfahren und Mittel noch einmal anwendet.

Theorie und Praxis, Forschung und Dichtung, die beiden Teile seines Lebenswerkes arbeiten einander in die Hände; denn wie der künstlerische Geist dem kritisch-ästhetischen, kommt dieser jenem zugute.

Mit ausgebildetem Kunstverstand, mit Sammlung der besten Energien, mit Ehrlichkeit und Selbsttreue ist hier das angeborene Talent gewissenhaft verwaltet und zum vollen Ertrag gebracht: das ist der Aspekt seines Werkes von der ethischen Seite.

Digitized by Google

Fritz Enderlin

Der unzeitgemäße Adolf Frey

Eine zeitgemäße Betrachtung

Immer wieder wird es von den literarischen Schlachtrufern aus den Feuilletonspalten posaunt, daß der Dichter der Herold seiner Zeit sein müsse. Wie wenn er nichts anderes *wollte* als der Parteimann, der Kulturkämpfer und Prophet. Ja, es kann einer Agitator oder Zensor *und* Dichter sein. Aber ist er deswegen der größere Dichter?

Arme Poeten! Man zapft ihnen mit kritischem Blick das Zeitströmliche ab und bestimmt die dichterische Blutmenge nach den gefundenen Quantitäten, ohne sich von den ewig warnenden Exempeln Mörike-Gutzkow und anderen beirren zu lassen. Und selbst, wenn es einer mit den „Strömungen" hat wie Ibsen, Hand aufs Herz! was ist's mit der Zeitfrage in der „Nora" gegenüber der ewigen Heilsfrage des „Peer Gynt"?

Lassen wir das Kriterium der Prüfung auf Zeitlichkeit an seinem Ort und holen wir die Methode des alten Goethe hervor, der auch wußte, was es zu einem Dichter braucht! Sie ist etwas weniger einheitlich

Digitized by Google

kultur- oder geschichtsphilosophisch, aber dafür menschlich und umfassend.

Er hat sie uns zweimal formuliert. Als junger Geniemensch mit heiteren Versen in Hans Sachsens poetischer Sendung:

„Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß sie fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.
Er hätt' ein Auge treu und klug
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein.
Und wieder alles zu machen sein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß."

Als reifer Humanus mit feierlich bedeutender Prosa in der Geschichte zur Farbenlehre:

„Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschaun der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann."

Digitized by Google

Adolf Frey als Fünfzehnjähriger

Nach einem Daguerreotyp von 1870

Digitized by Google

Digitized by Google

Hier haben wir die Naturgeschichte des Dichters. Damit man einer werde, müssen die Musen gleich einen ganzen Korb voll Gaben in die Wiege legen. Die Größe und Bedeutsamkeit jedes einzelnen Angebindes macht die Spielart, ihre Vollständigkeit erst die Art des Dichters.

Man untersuche das Werk Adolf Freys auf die Synthesis und Analysis der von Goethe geforderten Elemente.

„So tu ich keinen Schritt, wo nicht der Tag
Aus unerschöpftem Speicher fürstlich spendet,
Und alles mutet, wenn es wiederkehrt,
Mich immer wieder neu und eigen an."

Wer so von sich zeugen darf, der zeugt wahrlich, daß er „eine kleine Welt brütend in sich hält", und vor allem „ein Auge liebevoll genug, zu schauen manches klar und rein". In dem Gewebe der Naturgaben, die Adolf Frey verliehen wurden, ist denn auch das sichere Anschauen der Gegenwart zusammen mit der Höhe der Vernunft der doppelte Zettel zum Einschlag der übrigen Gaben.

Das macht diesen „Ahner" und „Sehnsüchtigen" zum realistischen Dichter von bisher unerhörter malerischer Kraft, zum Augendichter par excellence.

Hierin ist Größe, aber zugleich Begrenzung und Schicksal. Das Visuelle muß bei Frey oft mehr leisten, als wir gewöhnt sind. Das Bild wird nicht für

Digitized by Google

jedermann Vermittler des Gefühls, und wenn es vollends zu reich gesehen ist, bringt der Leser die Züge nicht einmal zum Gesamteindruck zusammen. Ich erblicke hierin nicht eine dauernde, wohl aber zeitliche Hemmung der Wirkung des Dichters. Das Werk ist da, und die Welt schult sich daran. So hat man durch die Impressionisten neu und besser sehen gelernt, so stellt uns heute der Kubismus vor neue Aufgaben der Raumerfassung.

Freys Naturbeobachtung ist rein und klar. Weder bei sich, noch bei andern läßt er hier den geringsten Verstoß zu. Aber Naturbeobachtung ist dem Dichter nie Ende, sondern Anfang „alles sein zu machen". Das Maß von Individualität und Originalität ist entscheidend für ihn bei der Verwerfung und Annahme eines Motivs. Man schäle die süßen und bitteren Kerne aus seinen Gedichten: man wird keinen von der Gestalt und dem Geschmack des andern finden. Auch dies eine unzeitgemäße Erscheinung. Heute, wo Gesinnung im Kurse steht, ähneln sich die Motive nicht nur innerhalb der Sammlung eines und desselben Dichters, sondern ganzer Gruppen, wie Eier aus dem selben Neste. Sie sind zwar mit starken Farben gesprenkelt. Unsere Zeit liebt „Feuerbüsche, Flammengärten und stürmender Farben Paukenschlag und Salven". Sieht man aber näher zu, so erweist sich die Bildlichkeit des zeitgemäßen Dichters als Expression, als Ausdruck eines gedanklichen geistigen Vorgangs.

Digitized by Google

Adolf Freys Bildlichkeit ist Impression, ist Darstellung geschauter Natur. Nicht daß er mit der Schärfe des Verstandes und der Höhe der Vernunft ein Verächter des Geistes wäre!

„Verheißt mir nun ein neues Buch Heimstatt
Zu sein und offner Schauplatz dieses Gottes,
Mit brauthaft brünstiger Wonne lang ich zu
Und pirsche ungestümlich durch die Blätter."

Denn der Geist ist „ein loser
Waghalsiger Wildling und zugleich ein Strenger,
Der oftmals spät, doch unerbittlich Recht spricht;
Ein Spötter und zutiefst ein Ehrfurchtsvoller;
Ein Blender und dennoch das stete Licht."

Aber Geist ist, wie alles Große, rar in der Welt:

„Ach, selten nur geschiehts, daß mir dabei
Der Mund nicht bitter wird."

Statt Geist findet er das „dürftige, kecklich ausgespreizte Ich". Geist ist so wenig gegeben als die Natur. Damit er sich offenbare, braucht es die selbe Tugend wie bei der Offenbarung der Natur, „entsagend in die Tiefen, woraus vielleicht des Gottes Hauch emporquillt, hinabzuspähn".

Diese Haltung ist, wenn eine, unzeitgemäß heute, wo der Geist „Hans in allen Gassen ist" und nach dem

Digitized by Google

Kriegsgewitter Theoreme wie Pilze und Quackſalbermittel allenthalben am Wege ſtehen.

Aber dieſe entſagende Zurückhaltung iſt nur die Folge jener phyſiſchen Genauigkeit und mathematiſchen Tiefe, im Verein mit allen den Wiegenangebinden, die zuſammen den Menſchen nach Goethes Zeugnis erſt zum dichteriſchen Menſchen und zugleich — bezeichnend für Goethe wie Adolf Frey — zum wiſſenſchaftlichen Menſchen machen. Jene Stelle aus der Farbenlehre behauptet nämlich nichts weniger als die Verwandtſchaft, ja die Gleichheit der Anlage zu Wiſſenſchaft und Kunſt. Darnach iſt Dichten kein ſubjektives Verfahren, ſo wenig Forſchen ein rein objektives Verhalten bedeuten kann. Nach Goethes Glaube ſuchen beide, Dichter und Forſcher, die Wahrheit.

Daraus entſteht aber das Unzeitgemäßeſte, ein konſervativer Zug.

„Das Wahre iſt ſchon längſt gefunden,
Das alte Wahre, faſſ' es an!"

heißt es bei Goethe. Frey mahnt:

„Neigt euch den Seligen und ihren Werken!
Nur wer die Toten ehrt, ermißt den Wert
Des Lebenden und teilt ihm zu, was ihm gebührt."

Es iſt das Gegenteil jenes radikalen Draufgängertums:

Digitized by Google

„Unbeſehen im Handkehrum zu würgen,
Was ein Jahrhundert glaubte, weil erprobte."

Das Zeitgemäße macht den Dichter weder groß noch klein. Wo es vorhanden, bedeutet es nur ein Maximum von Wirkung in der Zeit, wo es nicht vorhanden, ein Minimum. Das Unzeitgemäße eines dichteriſchen Werkes kann ihm aber ein guter Gerbſtoff ſein, der es unverbraucht erhält bis dahin, wo Zeitgemäßes, abgenutzt, ſeine Dienſte getan hat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Franz Beyel

Adolf Frey als Literaturforscher

Die Hauptsache war ihm nie die Methode, sondern daß etwas dabei herauskam. Darnach hat er Arbeiten eingeschätzt. Er wies gern auf Untersuchungen hin, die trotz Fleiß und Methode ohne Ergebnis geblieben waren, um zu zeigen, daß es damit allein nicht getan sei.

Die Methode durfte keine Schablone sein. Sie sollte etwas Persönliches bleiben. Als ich ihm den Plan meiner Dissertation auseinandergesetzt hatte, meinte er: Das ist ein Weg. Gehen Sie ihn. Denn für ihn führte nicht bloß ein einziger unfehlbarer Weg zum Ziel. Das sieht man all den Doktorarbeiten an, die unter seinen Augen entstanden sind. Sie zeigen im Stoff und in ihrem Vorgehen die größte Mannigfaltigkeit.

Adolf Freys Literaturbetrachtung ist nie zur philosophischen Abstraktion geworden. Dazu ist er zu sehr Künstler. Vielleicht auch, weil Schweizerart in ihm lebt, bleibt er gern am Gegenständlichen haften, am Substantiellen, wie er zu sagen liebt. Man beobachte

Digitized by Google

einmal, wie er zwei Dichter einander gegenüberstellt. Da gibt er nicht Begriffe oder Formeln, sondern die sichtbare Verschiedenheit. „Was er schrieb," heißt es von Salomon Geßner, „läßt sich in einem Bande unterbringen, während Bodmer mindestens ein halbes Hundert füllte. Während dieser nur mühsam Verleger und fand keine Leser fand, gewann Geßner noch unter Bodmers Augen einen weitreichenden Ruhm. Bodmer blieb fortwährend ein unbehilflicher, ahnungsloser Dilettant, Geßner war ein Künstler mit Feder, Pinsel und Radiernadel. In Bodmers Dasein spielte die Literatur die größte, beinah einzige Rolle; in Geßners eine bescheidene. Bodmer lebte ein von literarischen Umtrieben und von Schriftstellerehrgeiz vielfach beunruhigtes, Geßner ein heiteres, behagliches Leben."

Fragen der poetischen Technik haben Frey allezeit nahegelegen. Aber nie hat er sie in abstrakter Weise behandelt, sondern immer am Einzelfall nach einer Antwort gesucht. Nicht über Formprobleme im allgemeinen spekulierte er; aber die Kunstform des Lessingschen Laokoon aufzuzeigen, das schien ihm einer eingehenden Darlegung und eines eigenen Buches wert. Er würde gern eine Poetik schreiben, äußerte er sich einmal. Aber zuerst müsse ein anderer mit einem solchen Buche anrücken. Dann habe er etwas Greifbares, zu dem er Stellung nehmen könne.

Wie reich hätte seine tiefe Einsicht in dichterisches Schaffen ein solches Buch machen müssen! Denn das

Digitized by Google

gehört mit zu seinem Wesen und unterscheidet ihn von so manchem, der literarische Dinge erforscht: er ist selber Dichter und weiß, worauf es beim Dichten ankommt. Das spürt man allem an, was er redet und schreibt. Als Künstler versteht er zu urteilen, immer sicher und selbständig, auch neuen Erscheinungen gegenüber.

Jedes Kunstwerk ist ihm etwas Lebendiges. Da sind Dichtungen mehr als Texte. Aber das Anziehendste in der Literaturgeschichte bleibt ihm der Künstler. Das ist das eigentliche Thema all seiner literarhistorischen Arbeiten.

Auf die Schweizer hat er sich beschränkt, weil er immer aus erster Hand schöpfen wollte. Bächtold hatte eine schweizerische Literaturgeschichte bis zu Bodmer aufgebaut: der Neuforschung blieb da die nachfolgende Zeit zugewiesen. Alle großen Dichtergestalten dieser Zeitspanne, mit Ausnahme von Gotthelf und den Lebenden, hat Freys Forschung ergriffen. Haller, Salis, Keller, Meyer. Jedem von den Vieren widmet er ein Buch. Und die Bildnisse aller bedeutenden Schweizerdichter aus einem Jahrtausend hält schließlich in mustergültiger Prägung ein schmales Bändchen fest.

Um jene vier Dichterbücher gruppieren sich Einzelstudien oder Brief- und Textausgaben. Sie wollen den Dichter an der Arbeit zeigen und charakteristische Belege für sein Wesen ausbreiten. All das wird mit

Digitized by Google

sicherem Blick für das Wesentliche ausgewählt und wenn nötig erklärt. Diese Auskünfte sind deswegen nicht weniger zuverlässig und lehrreich, weil sie in lesbarer Form erscheinen und sich nicht unnötig in ein steifes Gelehrtengewand hüllen. Ein unförmlicher kritischer Apparat hilft wenig zum Verständnis einer Dichtung, wohl aber vermag die Handschrift wertvolle Aufschlüsse zu geben. Gewinnt man nicht ein merkwürdig lebendiges Bild von Kellers Frühlyrik oder Meyers unvollendeten Prosadichtungen, wenn man sie in diesen faksimilierten Ausgaben Freys sich ansieht?

Dem Gang von Freys Biographik zu folgen ist reizvoll. Sein frühestes Buch, das über Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur, ist eine sorgfältige philologische Untersuchung der Vorbilder und Nachwirkungen der Sprache und Ansichten des Dichters. Das alles ist noch wenig persönlich, aber im Stil und Urteil kündigt sich schon Außergewöhnliches an. Zehn Jahre später erscheint, schön und klar, das Lebensbild des Gaudenz von Salis-Seewis. Nach dem sorgfältig durchforschten Material hat es der Biograph kunstvoll aufgebaut. An der frischesten Quelle schöpfen die Bücher über Keller und Meyer. Aus jahrelanger Vertrautheit mit den Lebenden wachsen sie hervor.

Erinnerungen hat Frey sein Kellerbüchlein genannt. Es ist keine alltägliche Kunst, sich so zu erinnern. Blick und Gedächtnis für die charakteristische Einzelheit ge-

Digitized by Google

hören dazu. Und erst ein Meister des Wortes und des Aufbaues rundet die einzelnen Erinnerungen zum Bild.

Das Buch über Conrad Ferdinand Meyer ist Freys reichste und umfänglichste biographische Arbeit. Ausführlich schildert er den Menschen. Aber immer so, daß dadurch der Künstler verständlich gemacht wird. Das Lebensgeschichtliche ist nirgends Selbstzweck. Ein menschlicher Zug ist nur dann der Aufzeichnung wert, wenn er den Dichter berührt. Daß Conrad Ferdinand Meyer erst gegen das vierzigste Jahr einen richtigen Schnurrbart bekam, darf der Biograph erzählen, weil es bezeichnend bleibt für die auffallend späte Entwicklung des Dichters.

Der Forscher zusammen mit dem Künstler, so wie sie beide in Frey lebendig sind, hat hier ein Bild von Meyer geschaffen. Kein Augenblicksbild, aber auch nicht eins, das des Dichters Wesen durch gegenstandsferne Dreiecke ausdrückt. Vielmehr ist alles beobachtet und greifbar wiedergegeben, wie wir es an Gemälden alter Meister bewundern. Es gibt solche Porträts, deren malerischer Gesamteindruck so schön ist, daß wir wenig nach der dargestellten Person fragen. Auch Freys biographische Kabinettstücke werden ihren Reiz behalten, wenn die Abgebildeten ins Dunkel rücken oder in eine neue Beleuchtung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Trog

Adolf Freys Künstlerbücher

Das lebhafteste Interesse hat Adolf Frey stets mit der bildenden Kunst verbunden. Die Schicksalsfrage: ob Maler oder Dichter ist auch an ihn herangetreten. Im Vorwort zu seinem Böcklin-Buch motiviert er seine Absicht, der versuchsreichen Technik Böcklins nachzuspüren, damit, daß ihn „derlei Dinge langeher beschäftigten, da ich selbst einmal ernstlich daran dachte, Maler zu werden". Was letzten Endes seinen negativen Entscheid bestimmt hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Sicher ist, wie bereits gesagt, daß seine alte Liebe zur Kunst niemals Rost angesetzt hat. Das Problem Hodler hat ihn noch in jüngster Zeit mit einer Intensität beschäftigt und umgetrieben wie Wenige, und wir erwarten, daß von diesem starken Bedürfnis, über die gewaltige schöpferische Potenz des Berner Künstlers mit sich ins Reine zu kommen, sie sich so anschaulich als möglich zu machen, nach ihren positiven wie nach ihren negativen Seiten hin, eine Studie über Hodler uns einst Kunde bringen wird. Adolf Frey hat zu einer solchen Auslassung ein um so größeres Recht, als er zu denen gehört, welche zu

Digitized by Google

der Eigenart und Größe Hodlers recht früh den Zugang gefunden haben.

Man weiß: Adolf Frey hat seine Bücher gerne aus der lebendigsten Autopsie heraus geschrieben. Das bestimmt ja den unvergleichlichen Wert seiner Erinnerungen an Gottfried Keller und seiner Monographie über Conrad Ferdinand Meyer. Der Mensch wird ganz sichtbar. Nun, auch für die Künstlerbücher trifft das zu: für Rudolf Koller und Albert Welti in einem direkteren Grade als für Arnold Böcklin. Aber es macht dann gerade das Bewundernswerte des 1903 erschienenen stattlichen Bandes über Böcklin aus, daß da die Zürcherfreunde des Malers mit einer Kunst auf ihre Erinnerungen hin ausgeforscht und ihre Aussagen, sorgfältig kontrolliert, verwertet und verwoben sind, welche den Gedanken durchaus zurückdrängt, ja vergessen macht, daß Frey für alle Hauptsachen auf solche Zeugnisse Anderer angewiesen war. Und dann: wenn auch die Jahre von Böcklins Zürcher Aufenthalt — 1885 bis 1892 — den festen Kern für Freys Darstellung abgeben, so ist doch von dieser möglichst authentisch geschilderten Periode aus nach rückwärts und vorwärts das Stoffgebiet so ausgeweitet worden, daß ein Gesamtbild des Künstlers sich einstellt von wahrhafter Fülle und lebendigster Farbigkeit. Die Kunst des Erfragens, des Herausholens, Herauspressens des Wissenswerten, des unter Umständen ganz Einzigartigen und Unersetzlichen —

Digitized by Google

diese mit einer vollendeten Methode der Fragebogen und Interviewertechnik ins Werk gesetzte und ergebnisreich gemachte Kunst feiert in dem Arnold Böcklin-Buch einen unbestreitbaren, vorbildlichen Sieg. Immer bewunderungswürdig bleibt es, wie all dieses viele Detail in große Zusammenhänge gerückt ist, und wie über allem herrschend das Bildnis des Künstlers thront, also die gestaltende Synthese, die an die Genauigkeit und Schärfe der Zeichnung ebenso hohe Anforderungen stellt, wie an die Lebendigkeit und Wärme der Farbengebung.

Noch eins bleibt herauszuheben: das Bedürfnis des Historikers, diesen Künstler, der so eigene, selbstherrliche Wege gewandelt ist, doch nicht nur in seiner isolierten und isolierenden Originalität hinzustellen, sondern auch die künstlerische Welt um ihn herum dem Leser zum Bewußtsein zu bringen und damit Maßstäbe zu finden, an denen Böcklins Bedeutung ebenso fühlbar gemacht werden kann wie das, was seiner Kunst abgeht, sei es aus einem Nichtwollen, sei es aus einem Nichtkönnen heraus. Eine schöne Gerechtigkeit kommt dadurch in das Buch und die angenehme Abwesenheit des Panegyrikus um jeden Preis, der Apologie auf Kosten der Sachlichkeit, des Umdeutens der Mängel in Vorzüge. Adolf Frey scheut sich durchaus nicht, auf das hinzuweisen, was ihm als ein verhängnisvoller Mangel in Böcklins Schaffen erscheint: „daß ihm der Sinn für Organismus und

Digitized by Google

Form fühlbar abgeht"; und scharf folgert er aus diesem Manko: „darum fehlt seinen Sachen im letzten Grunde die Größe". Gerade aus solchen Einsichten resultiert die Richtigkeit seiner Gesamteinschätzung.

Rudolf Koller, der Zürcher Tiermaler, hat Adolf Frey als eine besonders wichtige Quelle für sein Böcklin-Buch gedient. Mit ihm unterhielt Frey, nachdem er von Aarau endgültig nach Zürich gekommen war, als Hochschullehrer, die lebhaftesten Beziehungen, die sich zu einer echten Freundschaft ausgestalteten. Adolf Frey hat dem Künstler die wunderschöne Totenrede gehalten. So lag es denn nahe, daß diesem Kunstgenossen des jungen Böcklin und seinem guten Freund das Leben hindurch ein biographischer Sondertempel errichtet wurde. Er ist köstlich gelungen. Auf hundertfünfzig wohligen Quartseiten wird dieses einfache Künstlerleben erzählt, in breitem, epischem, ungehemmtem Strome. Auch hier wird Umschau gehalten nach denen, die neben dem Zürcher Tiermaler dieses Kunstgebiet gepflegt haben. Die Briefe Kollers, in denen er vor allem von den französischen Kollegen in seiner Spezialität handelt, gaben da wichtige Fingerzeige. Adolf Frey ist ihnen auf einer Pariser Reise mit der ihm eigenen Gründlichkeit nachgegangen, und wie tief er da gebohrt, wie er nicht geruht hat, bis er gewisse Parallelen und Differenzen sich klar gemacht und auf die knappste, schärfste Form gebracht hatte: das mag jene Stelle des Koller-Buchs

Digitized by Google

erhärten, wo die Kunst Troyons und die Kollers einander gegenüber gestellt werden. Kein Kunsthistoriker von Beruf würde da Besseres vorzubringen wissen, und um die stilistische Formung dürften die meisten ihn beneiden.

Zu dem dokumentarisch fest umpanzerten Kapitel des Böcklin-Buches, das von der „Arbeit" des Künstlers handelt, wird als Kronzeuge neben Rudolf Koller und Ernst Würtenberger Albert Welti aufgeführt. Adolf Frey hat Welti, den er als den einzigen wirklichen und echten Schüler Böcklins ansprach, „weil er als verwandter Geist die dämonischen Mächte des Meisters tiefer empfand als ein anderer und dennoch seine Freiheit bewahrte", wärmste Sympathie entgegengebracht, und der Künstler hat sie dankbar erwidert. So konnte es nicht verwundern, daß Adolf Frey, der gerne auch zu Schöpfungen Weltis, Bildern und Radierungen, in der Presse das Wort ergriff, nach dem so frühen Tode des Künstlers zum Herausgeber seiner Briefe erkoren wurde. Zu diesem Band, der 1916 hervorgetreten ist, hat Adolf Frey eine sehr schöne Einleitung geschrieben, die das Bild des Menschen und Künstlers Albert Welti mit warmer Teilnahme und wahren Strichen zeichnet. Auch hier werden die Schranken und Grenzen nicht verdeckt und verwirrt. Auch hier findet man einen höchst reizvoll durchgeführten Vergleich: der phantasiebeschwingte deutsche Renaissancemaler Alb-

Digitized by Google

recht Altorfer wird mit dem köstlichen Fabulierer Albert Welti zusammengebracht; und der seelische Tiefgang wird bei dem Schweizer unserer Tage als der bedeutendere erwiesen.

Adolf Frey hat einen zweiten Band mit Albert Welti-Briefen unter der Hand. Pietätvoll hat er sich dieser Aufgabe unterzogen, aber auch aus lebendigstem innerem Interesse für den Künstler, der in alemannischem Geist und Wesen so wundervoll tief verankert war, in dem Geist also, der auch der Geist Adolf Freys ist.

Diese Künstlerbücher sind aus dem Werke Adolf Freys nicht hinwegzudenken. Sie sind in ihrer Form reine, runde Meisterwerke, wie alles, was aus seiner Hand hervorgeht. Sie sind aber auch noch mehr: sie sind künstlerische Konfessionen; denn sie sagen uns, in welchen modernen Schöpfungen der bildenden Kunst, seiner geliebten Malerei, Adolf Frey es am wohlsten gewesen ist.

Zürich, Anfang Dezember 1919.

Digitized by Google

Fritz Hunziker

Festspiele

Eindrücke und Einblicke

Albrecht von Haller und Gottfried Keller haben in der Literatur der Schweiz das große Beispiel gegeben, wie sich der Bürger dem Dichter eint. Eigener wurzelfester Bürgerstolz und das eindrucksmächtige Vorbild des Dichterfreundes mochten Adolf Frey auf vaterländische Freudentage hin zur Feder greifen lassen, wenn der Ruf an ihn erging. Dreimal hat er — weiterm, engerm und engstem Kreise huldigend — heimischen Festen den Kunstzoll entrichtet, um sie mit Leuchtkraft und Farbe zu adeln: auf die große Bundesfeier in Schwyz (1891) entstanden die „Festspiele“,*), die geplante Feier des 550. Gedenktages von Zürichs Eintritt in den Bund (1901) zeitigte das Zürcher Festspiel, und die Einweihung der neuen Zürcher Hochschule (1914) erfuhr durch die von Hegar vertonte Kantate ihre künstlerische Weihe.

Von diesen drei Werken war nur einem — der Festkantate zur Hochschulfeier — eine zweck- und

[1]) Fest-Spiele zur Bundesfeier 1891. 1. bis 3. Auflage. Aarau 1891 (Vierte, vermehrte Auflage 1912).

Digitized by Google

zeitgemäße Aufführung beschieden. Die „Festspiele" mußten trotz der gewichtigen Fürsprache des um ihre Entstehung besorgten Conrad Ferdinand Meyer einem Monsterspiel von 920 Darstellern und 400 Sängern weichen, und die Aufführung des Zürcher Festspiels vereitelte eine über der Limmatstadt lastende wirtschaftliche Krise. Nur der tote Buchstabe hat die bunten Eingebungen eines vaterlands- wie kunstfrohen Geistes festgehalten und manchem Eidgenossen tiefinnige Feierstunden bereitet.

Angesichts des Loses dieser Festspiele, der Bundesfestspiele zumal, möchte man beinahe von jener fast gesetzmäßigen Tragik reden, die von „Des Epimenides Erwachen" bis zum „Festspiel in deutschen Reimen" eigenwillige vaterländische Festspiele überschattet hat. Von jener Tragik, die sich erklärt, weil jedes auf größere Reichweite berechnete Festspiel zum Kampfplatz wird, auf dem der aristokratische Künstler mit der auch in Kunstdingen demokratisch eingestellten Masse insgeheim, aber nicht minder erbittert ringt — ein unerbittliches Ringen, in dem die starke Künstlernatur innerlich den Boden behaupten, äußerlich erliegen wird.

Jeder feinnervige Dichter wird in solchem Fall Zwiespältigkeiten in sich auszutragen haben. Einerseits die vornehme Pflicht, Diener seines Volkes zu sein, anderseits der Widerwille gegen dessen demokratische Kunstinstinkte, sowie die freiem Künstlergeiste

Digitized by Google

eigene übernationale Gesinnung werden sich hart miteinander messen, und auf keiner Seite wird unbedingter Sieg sein. —

Die Lösung — Flucht zur Allegorie bei Goethe, puppentheatermäßige Aufmachung bei Hauptmann — wird Autor und Publikum nicht völlig zufriedenstellen. Der Dichter schiebt aus erklärlicher Scheu eine Maske vor, die das Publikum als trennende Wand empfindet, und um eine Grundbedingung einer nachhaltigen Festspielwirkung ist es geschehen: das Herz rührt nicht an die Herzen.

Ein mit altüberkommenem Bürger- wie eminentem Kunstsinn begabter Schweizer dichter wird sich in solcher Lage kaum leichter zurechtfinden. Der Bürgersinn wird ihn stärker drängen als anderswo. Auch Frey sind derartige Zwiespältigkeiten schwerlich erspart geblieben — er hat sie fest und sicher überwunden. Er wählte — nicht nur mit Rücksicht auf die gegebenen Bedingungen — einen Rahmen, der ihm erlaubte, einfach und unmittelbar zu seinen Mitbürgern zu sprechen, ohne seinem Kunstgewissen Gewalt anzutun. Das ist die Form der knappen realistischen Spiele — kurze Szenen waren gefordert —, von denen jedes um seine schlichten Helden kreist, die ihrerseits eindrucksvolle Verkörperung der unvergänglich großartigen Bundesidee sind. Nur verkennende Beurteilung vermag die gewollte Einfachheit dieser Spiele nicht als das zu werten, was sie ist: scharfgeprägtes Er-

Digitized by Google

gebnis fein abwägenden und sicher abzielenden Kunstwillens.

Anläßlich der Bundesfeier von 1891 hatte der Festspieldichter das weite und dankbare Feld einer sechshundertjährigen Geschichte vor sich. Die ihm zugestandene, ja auferlegte Befreiung vom festgefügt dramatischen Bau schuf ihm Erleichterung und Beschwerde zugleich; es galt, S t o f f e, nicht d e n Stoff aufzuspüren. Die Wahl bedeutete unter solchen Umständen Problem und Losung.

Sie fiel auf „Der Bundesschwur", „Die Geächteten von Morgarten", „Im Laupenstreit", „Die Mazze", „Vor Grandson", „Schultheiß Wengi" und „Pestalozzi in Stans"; die kurz gehaltene Kantate machte den Beschluß.

Die Titel, hier Schlüssel zum Willen des Dichters, reden für sich. Es reden auch solche, die, wennschon von vielen erwartet, f e h l e n: Sempach, Murten, Marignano . . . Frey zeigt nicht die ruhmgekrönten Sieger — er erschließt in Leid, Qual und Leiden die Quelle der unbändigen Kraft, die Sieg verlieh und selbst die im Riesenkampf Besiegten zu Siegern adelte. Ein — auch rein motivistisch — feiner Zug sei besonders vermerkt: am Morgarten sind es d i e G e ä c h t e t e n, die vor dem Zuschauer zum Siege helfen — sich und dem Land den Frieden gebend.

Es fehlen die überlieferungsgemäß unentbehrlichen Helden: Tell wie Winkelried haben lediglich in der die

Digitized by Google

künstlerische Linie nicht verlassenden, Allegorisches aufs knappste beschränkenden Kantate ihren Platz gefunden.

Das Volk, nach Art und Namen in kernhaften Vertretern hingestellt, handelt in diesen Spielen, leidet, trutzt und zwingt, und nur die großen Versöhner und Heiler Wengi und Pestalozzi heben sich als Einzelgestalten schärfer vom Hintergrund der Volksgemeinschaft ab. Auch örtlich strebt Frey — im Gegensatz zum schließlich erkorenen und aufgeführten Bundesspiel — nach tunlichster Breite. Wohl wird der Urschweiz das ihr gebührende Vorrecht, aber des Dichters Fingerzeig weist den Eidgenossengeist im Bernbiet und in Solothurn und deutet ihn prophetisch im Wallis.

Das sind feingespürte, in ihrer Art vielsagende und zudem glückliche Zugeständnisse, die der Schweizer Frey seinem Publikum macht; ein weiteres ist die Ehrlichkeit und Schlichtheit der ganzen Stoffbehandlung, die sich als wesensverwandt dem Volksempfinden angleicht. Darüber hinaus geht der Dichter nicht: die Sprache, so schlagkräftig und frischherb sie sich gibt, verleugnet nirgends die bändigende Hand des künstlerisch formenden Meisters; die Mundart ist einem der nachträglich eingefügten Spiele vorbehalten, die, wie auch die „Schweizerkuh" mit ihren humoristischen Lichtern, die Reihe noch bunter und belebter gestalten, den strengen Rahmen des eigentlichen Bundesfestspiels aber sprengen.

Digitized by Google

Künstlerisch gesehen, hat jedes der Spiele seine Kurve. Jedes ist — es sei etwa an „die Mazze" erinnert — mit Stimmung und Spannung geladen. Ihr zuweilen gleich einer Stichflamme aufschießender Durchbruch zeugt jene Tat, die sich der Geschichte überliefert, und die der Dichter den Nachfahren m e n s c h l i c h näher bringen will. Hierin liegt einmal das wuchtige dramatische Element, das d i e s e Festspiele endgültig denen überordnet, die im Zuständlichen stecken bleiben. Hier auch sondert sich der Dichter — darüber darf die historische Oberschicht nicht hinwegtäuschen — von den nicht wenigen, die Vergangenes n u r historisch nahezurücken und wiederzubeleben wissen. Das Publikum zum zeitweilig fast atemlosen Miterleben jener Stimmungen hinreißend, verdichtet und erneuert er sie und gewinnt sich den höchsten Ruhm des Festspieldichters: über s e i n e n Tag hinaus zu wirken.

Manchen Festspielen gegenüber, die trotz ihrer massigen Anlage Gewaltiges klein erscheinen lassen, haben Beurteiler des Frey'schen Werkes mit Recht auf seinen freskalen Stil verwiesen. Farbig, reich bewegt, scharflinig prägt es monumental die edeln Züge, welche die unscheinbare Eidgenossenschaft groß und innerlich stark gemacht haben: Gemeinschaftssinn und Unabhängigkeitsdrang, Heimatliebe und Hilfsbereitschaft, Tapferkeit und Opferwille. So geschaut, gewinnt Freys historisches Schweizertum neuen Gehalt

Digitized by Google

und neuen Sinn. Denn jene Züge, die Seele der kleinen Spiele, haben Ewigkeitswert, mögen ihre jeweiligen Erscheinungsformen sich noch so wandeln. Der Dichter, der sie, aus Gründen, die in und außer ihm liegen, historisch faßt und spiegelt, macht sie mittelst seiner Kunst der Gegenwart zum erneuten Erlebnis und durch die Gegenwart fruchtbar.

Nationale Festspiele (und die schweizerischen insbesondere) werden immer heikle Probleme bleiben. Freys Spiele verkörpern einen mutigen wie vornehmen Versuch, aus der überlieferten Festspielmittelmäßigkeit herauszukommen. Wenn die Spiele damals nicht zur Aufführung gelangten, so beweist das nicht allzuviel gegen den wirklichen Erfolg dieses Versuches, so wenig als das zehn Jahre später unter andern Bedingungen und mit anderem Ziel geschaffene Zürcher Festspiel mit ihm auf eine Linie gesetzt werden soll. Letzten Endes war es ein aus Liebe zu Volk und Kunst geborener Versuch, für dessen Gelingen ein gewisses Maß von Erziehung und Schulung selbst schon Voraussetzung ist. Gottfried Keller, der in solchen Dingen als Bürger und Künstler sehr scharf sah, war sich der Länge und Hemmnisse einer derartigen Entwicklung wohl bewußt. Er rückt die künstlerisch denkbar reinste Form seiner Festspielträume „Am Mythenstein" an den Schluß, warnt davor, „voreilig und eigenmächtig erzwingen zu wollen, was aus dem Ganzen und Großen hervorgehen und werden soll" und ver-

Digitized by Google

kündigt: „Noch manche Ernte muß geschnitten werden, bis das Dasein solche Feste zu ertragen vermag."

Aber zum guten Glück gibt es auch innerlichere Wertmesser, als sie über dem Festspiel von 1891 walteten — das sind die zahlreichen Leser, die sich Freys Festspiele (was nicht von allzu vielen Werken dieser Art gesagt werden kann) geworben und erhalten haben. Darin liegt ein Sieg, der über den Eintagserfolg der Aufführung hinausgeht. Und wer von den Lesern in Augenblicken vaterländischer Verzagtheit — sie waren in den letzten Jahren nicht selten — zufällig oder bewußt nach dem schmalen Bändchen griff, fühlte sich von der g a n z e n Kraft umflutet und erhoben, die ein stolzer u n d besorgter Schutzgeist der Heimat in diese Festspiele gebannt, um sie zu immergültigen Festspielen des Herzens zu machen.

Digitized by Google

Ernst Eschmann

Duß und underm Rase

Wo spricht Adolf Frey, der Dichter, am herzlichsten und unmittelbarsten zu uns? Aus den 50 Schweizerliedchen in der Mundart seiner engern Aargauer Heimat. Drum lassen wir uns gerne ein Weilchen im Grünen zu traulicher Betrachtung nieder, werden wir doch vom Sänger selber verlockend eingeladen:

Chumm zue mer i Schatte,
Chumm zue mer is Gras!
I ha-n-i de Blueme
Scho Fläsche-n-und Glas.

Diese Gedichte traten zu einer Zeit an die Öffentlichkeit, da die Dialektpoesie bei den Literaturfreunden nicht in besonderer Gunst stand. Ja, man mißachtete geradezu die „Tititatisprache" und huldigte vielerorts der Ansicht Gottfried Kellers, der die Mundartdichtung „Quernaturen" überlassen wollte, solchen, „die nicht anders können". Wir müssen diese ablehnende Haltung des Meisters aus den Verhältnissen heraus verstehen. Seine Zeit besaß keinen Künstler, der seine Heimatsprache bis in die tiefsten und heimeligsten

Digitized by Google

Reize hinein beherrscht hätte. Halt! Doch einen: J. J. Romang, der der Kraft und des sprachlichen Reichtums wegen, wie er sich im „Friesenweg" offenbarte, von Keller bewundert wurde. Kleinere Talente und Talentchen verloren sich auf gefühlsseligen Seitenpfaden und überboten sich in Diminutiven, daß die Dialektpoesie mehr der Kinderstube anheimfiel. Die 50 Schweizerliedchen Adolf Freys haben Wandel geschaffen. Er zeigte, was ein wahrhafter Künstler mit seiner Muttersprache machen kann. Er gewann ihr aufs Neue Geltung und Gehör in breiteren, auch anspruchsvolleren Schichten, und so ist Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Gärtlein mundartlicher Poesie neu aufgeblüht und hat sich zu einem stattlichen Garten ausgewachsen, der heute im schweizerischen Schrifttum ein schönes Plätzlein an der Sonne sich erobert hat. Man frage Meinrad Lienert, Josef Reinhart, Sofie Hämmerli-Marti, man frage alle, die heute mit ernstem Bemühen in ihrer Mundart singen und sagen, was ihnen Adolf Frey bedeutet, was sie ihm verdanken, was sie von seinem mustergültigen Beispiel gelernt haben.

Aus seinem mundartlichen Strauß guckt Heiterkeit, freilich keine laute. Ganz im Gegensatz zu Meinrad Lienert. - Des Schwyzers Lied ist ein übermütiger Sennenbursch, der auf eine alpenrosenbekränzte Felszacke hinaustritt, sein Käpplein schwingt und eins in die schöne Alpenwelt hineinjauchzt. Er lacht, die Töne

überkugeln sich, weil das Herz hohe Freudensprünge macht. Adolf Freys Liedpoesie ist wie eine Juraschöne, die versonnen am Abend durch die Wiesen geht, ein Gesätzlein vor sich her trällernd, eher wehmütig als froh, ihr Blick ist fragend, und doch blitzt ihr zu Zeiten der Schalk aus den Augen.

Und die Liebe! Adolf Frey wird ganz eigentlich hier zum Sänger der Liebe, und einer Liebe von einer gesunden, frischen Sinnlichkeit. Was Tausende ländlicher Burschen und Mädchen erleben, was sie drückt und grämt in Zweifel und Sehnsucht, was sie erhoffen und was sie beglückt, gießt er ihnen zu einem silbernen Glöcklein um, das in allen Herzen weiter läutet. Er macht nicht viele Worte, wie das Herz ja in Augenblicken tiefster Bewegung verstummt und nach innen jauchzt und weint.

I cha der's nit erkläre,
We's mer do inne-n-ist,
Und cha's nid dütlig säge,
We lieb as du mer bist.
Der Morgethau füllt d' Matte
Mit Gold und Edelstei; —
Gang du's go zsämeläse:
Kes Chrättli voll bringst heil

Oder es fallen jähe Schatten über das Glück. Der Tod hat sich unverhofft ein Opfer geholt, und nun brennt eine Wunde, die kein Trost zu heilen vermag.

Digitized by Google

Ach, es chunt kei Tote-n-ume, —
Härz, oh Härz, ergib de dri!

Unerschöpflich ist die Liebe der Mutter. Schon früh vor Tag, wenn noch alles schläft und der Morgenstern glänzt, betet sie für ihr Kind. Mutter und Kind! Ein Reich, eine Welt, die schönste Schätze des Lebens erschließt und fruchtbar macht. Aber sie wollen sachte gehoben sein, sie verlangen zarte Hände, warme Augen und sind wie ein Laub im Herbst, das beim leichtesten Wind von den Zweigen zur Erde fällt. In der Sprache der Mutter, oft nur in einem Blick spielen sich diese großen Kleinigkeiten ab. Adolf Frey erlauscht sie, malt sie und stellt sie vor uns hin mit der Selbstverständlichkeit des sichern Künstlers. Waisenelend, Abschiedsweh, Katzenspiel und Regen und Sonnenschein in einem Atemzug, alles weckt in uns verdämmerte Gefühle, weil es nicht nur zufällige Erlebnisse des Dichters, sondern Angelegenheiten von uns allen sind. Und mit ihnen steigt auch der Schauplatz, wo sie sich zutrugen, frisch und lebendig in uns auf: die Kammer, in der die Uhr getickt, die Küche, wo die Mutter bei der Arbeit sang, der Hügel, da wir zum letzten Mal beim Abschied aus der Heimat über unser Dorf schauten.

Ja, die Heimat, Haus und Herd, sie sind dem Dichter lieb. Und diese Liebe ist wiederum keine laute, prahlerische. Sie glüht im stillen und wirkt sich in schönen Diensten und Taten aus. Der Dienstuntaug-

Digitized by Google

liche ist unglücklich, seine Kameraden der Trommel folgen zu sehen und nicht mitgehen zu können, der „Patriot" ärgert sich über das viele Geschwätz und begnügt sich, daheim aufs Gewehr an der Wand zu schauen und an der unumstößlichen Gewißheit wohlzuleben:

Und chunt der Find, so will
Im Fäld we andri stoh;
Dernäbe möcht i schwige
Und miner Wäge goh.

Das ist die idyllische Welt, wie sie uns aus den 50 Schweizerliedchen Adolf Freys ersteht. Es ist, als ob ein Schimmer vergangener Zeit auf ihnen ruhte. Wir schauen nach ihnen zurück wie nach einem blauen, fernen Hügelzug, von dem ein süßer Klang herüberschallt. Und wirklich, diese leuchtende Welt erklingt, sie klingt in Liedern, die uns durch ihren einfachen Rhythmus berücken und die Melodie schon in sich tragen. Dem Komponisten sind sie als seltene Geschenke in die Hand gelegt. Fritz Niggli ist bald auf sie aufmerksam geworden, und gerade diese seine trefflichen Kompositionen haben aufs deutlichste gezeigt, was für Schätze aufgeblüht sind in der lachenden Liederheimat Adolf Freys: Duß und underm Rase.

Digitized by Google

Digitized by Google

Adolf Frey im 21. Lebensjahre

Digitized by Google

Digitized by Google

Anna Fierz

Landschaft und Liebe

Ich habe den Eindruck, daß unsere schweizerischen Lyriker, sogar Keller mit seiner Hingabe an die Natur, die Gewalt über diese Natur behalten, daß sie mit einem Reste der schweizerischen Nüchternheit einem eigentlich mystischen Naturgefühl nicht erliegen, daß sie nicht über das Naturwunder von Sinnen geraten, bis zum Irrereden, wie beispielsweise Mörike, der — „Mein Leben für das deine!" — den Fluß um sein Wesensgeheimnis bestürmt, um ihm, abgewiesen, jenes einzigartige: „So trage denn allein dein Glück" zuzurufen, Mörike, der — „doch ach, sie bleibt mehr als der Mensch verwaist, darf nicht aus ihren eigenen Rätseln steigen" — über das Los der Natur in Herzenskummer versinkt.

Der lyrische Rausch oder der süße Taumel im Gras, wie Anette Droste ihn nennt und kannte, ist nicht eigentlich schweizerisch. „Grüner Rausch" junger Wälder, „aus dem Becher des Frühlings getrunken", wie Frey es ausdrückt, schlägt um so tiefer in unser lyrisches Gebiet. „Doch schwankt der Boden, Luft und Staude schwirrt": das erlebt Mörike, wo er, nach Urach zurückgekehrt, die „alten Wolkenstühle" um das

Digitized by Google

„Wunderneſt“ ſeiner Jugendliebe wieder aufgerichtet ſieht. Gelaſſen zügelt Gottfried Keller, vom „Lindenwipfelwehn“ ſeiner jungen Tage angerührt, ſeinen zum Traumwandel aufgelegten Tiefſinn, ja, er leiſtet die genaue Gedankenarbeit, die ſein Gedicht zu dem macht, „was es iſt“. „Verſtummt ſind Klag und Jubel“ in der Bruſt C. F. Meyers, wo er den Wald ſeiner Jugend anredet, darſtellt und ihm ſchließlich, ein ſtiller Lauſcher, das Wort überläßt.

Die ſchweizeriſche Landſchaft unterjocht dann ihre Meiſter allerdings auch: Sie teilen Raum und Geiſt, ja die Seele ihrer Liebesdichtung mit ihr, und zwar freigiebig. Gerade in der Liebeslyrik Freys gilt ſein Wort aus den Ritornellen: „Die Meiſter ſind der Wald und ſeine Geiſter.“ „Die Woge war ſchöner als das Mädchen“, läßt Meyer, der für ſeinen Teil den landſchaftlichen Einſchlag in ſeinem Liebesliede dämpft und ſpart, ſeinen Dante ſagen. Gewiß iſt dieſes Wort für unſere Lyrik nicht ohne Bedeutung. Jedenfalls kommt es ſelten vor, daß, wo Sommerflur die Geliebte umgibt oder ihre Hand die „Roſe zart“ hält, dieſe Geliebte ausdrücklich als die ſchönere geprieſen wird, etwa mit der Beſtimmtheit Goethes in ſeinem „Wo blieb die Erde weit und breit, Mit aller ihrer Herrlichkeit?“, daß, wenn „ſchlanke Lilien wandelten“, der Gang des Liebchens an Grazie nicht erreicht wäre, oder daß ihrer Augen „teure Perlen“ die weißen Wangen der Verlaſſenen beſſer kleiden als

Digitized by Google

Morgentau „die Lilienkelche auf der Sommerau", steht in der Lyrik Kellers vereinzelt da. Das Lienertsche Lied allerdings in seinem Liebessturme bleibt hier nicht zurück. „Glych schöiner ist s Gspüsli As alls Morgerot, Wänn em d' Liebi am Bäggli Wie 's Hellfür ufgoht." Spitteler verteilt sein Lob gleichmäßig: „Die Welt an diesem Tage", spricht er, „ist deiner Schönheit wert."

Die Regel ist doch das folgende: Das Liebeslied Spittelers hinterläßt den Eindruck idealer Jurafarben. Das Liebeswort Gottfried Kellers ertrinkt im Blumenmeer, und wie dieser Freier sich in der Föhrenstille und bei der „Dame seines Herzens", der wetterleuchtenden Nacht, versäumt, macht eine hauptsächliche Schönheit seiner Liebeslyrik aus. Sucht man nach Leitmotiven Freyscher Liebesdichtung, so findet man sie in jenem ungestümen Liede mit den vom Dichter befeuerten Sternen, vertausendfachten Quellen und vollzählig aufgebotenen Nachtigallen, wo er überlebensgroße Landschaft träumt, in deren Brausen die Geliebte hold betroffen niederblicken soll. Auch heute, wo er sich als Meister des unmittelbaren, episch unbeschwerten, rein liedmäßigen Liebesausdrucks längst ausgewiesen und von Meyer und Keller unterschieden hat, spielt Eros in seiner Lyrik noch so gerne „auf geteilter Flöte", den Blick auf „Hügelwälder" gerichtet, die der Dichter jung durchstreift hat. Wie innig, wie vollkommen rein, wie sanft der Zweiklang geworden ist, hängt mit der Entmaterialisierung der

Digitized by Google

Freyschen Bildmäßigkeit und Plastik, mit ihrer Lyrisierung und Verklärung zusammen. Noch ganz dem schweren, erregten schweizerischen Bildnergeist, der die feine Schale des Liedes sprengt, entspricht es, wenn in einer seiner Landschaften, wo die Liebste am Wildrosenhag sitzt, der in „Sommerfasergewändern", den „güldenen Käfig mit Vogelschlag" in der Hand vorüberschreitende Sommertag unsern Eindruck an sich reißt und die Leidenschaft dem über den Grat „schlagenden" Firneschein und den hinter dem enteilenden, lachenden Flurgott „zusammenbrandenden blauen Flamme" des Himmels zugeteilt ist.

„Sonne und Gestirne Sind dir Gefährten. Wolkenboote steuern Für dich ins Blau: Dein Traum hißt ihnen Segel. Von ihren Rudern träufen deine Lieder." Diese Verse preisen Künstlerlos. Sie könnten auch ausdrücken, was die Liebesdichtung Freys von der Natur empfängt und wie sie ihr vergilt.

Wie farben- und gleichnisfustig der Blumengarten in der Lyrik Freys angepflanzt ist, wie fein und tief gestimmt er beim Amselruf erwacht, kann aus der Ritornellen geschlossen werden. Auch hier, im Frühtau, an den Treppenstufen des Liebchens die zärtlich nickenden Lauscherinnen: „Und die rotblütigen Stauden schlürften deinen Wohllaut". Die Feste der Erdenschwestern werden inszeniert. „Goldregenschleppen und Granatenfächer" treten in Bewegung. „Aus den Rasensänften besieht die Malve sich im Murmel-

Digitized by Google

bronnen." Zartheit bleibt der Rose auf ihrer ganzen Laufbahn durch die Poesie Kellers erhalten, er will sie tauverklärt, naiv und jung. Vollerblüht wird sie in der Lyrik Freys schicksalskundig. Das „schattige Gesinde der Mitternacht" umschwärmt sie. Wie berührt von einem Dämon stürzt sie ihre Purpurblätter vor das Bildnis einer Frau. Das Rosenmotiv gebietet heute allerdings auch bei Frey wieder über hauchzarte Geste und mondscheinfarbene Kolorite. Lieblich schwermütig gebraucht die Blume, wo sie träumerisch befragt wird, ihre geheimnisvollen Kräfte der Weissagung. Kräuterfußvolk am Feldrand und Pfad der Liebenden charakterisiert Frey reizend. Mit himbeerfarbenen Lippen trotzt Aus den „gerauhten Blätterkragen" „der Bienensang dem Spätherbsthauche". „Die roten Lippen singen" dem Wanderer sein Jugendland. Eine kühle Geste seiner Weggefährtin mißstimmt auch die Kleinen. In ihren „aufgebauschten Wämsern" stehen sie fortan „in sich gewandt und unvertraulich", wenn der Dichter vorübergeht.

Von Anbeginn lyrischer Schöpfung haben liebende Dichter von der Natur Gleichnis, Schmuck und Geleitschaft, Botendienste — „wandert Weste, sie zu grüßen" (Frey) — Fürsprache, Anteil, melodischen Empfang, wohllautende Meldung für sich und die Geliebte und ihrer beider Seelenzustand verlangt. Die schweizerische Lyrik, da sie spät entstand, fand in manchem Betracht schon geleerte Speicher, die sie aber

Digitized by Google

bei ihrem nahen Verhältnis zur Landschaft und dank ihrer Gleichniskunst und sprachlichen Bildkraft schön und originell neu füllte. Frey ist hier leidenschaftlich vorgegangen. Die Natur, die seinem Liebesliede die Sinnbilder spenden muß, erregt sich; wenn Gottfried Keller von „ihrer Augen Veilchenlicht" spricht, so „schauern" dunkle Blicke im Gedichte Freys „Lenzblüten" über den Freund. Unzählbar flattern die Vogelschwingen im Liebesgarten der schweizerischen Lyrik. „Wer lehnt mer es Fäckli, wele Wind, wele Wind?", fragt das Lienertsche Maitli. „Ich bi's Vögeli, möcht zuem Pfeister us", klagt es. „Unsichtbar befittich't" schwebt die Maid in einem Freyschen Gedichte. „Vom Aste zum Anger, Und wieder vom Anger empor ins Gezweig" rauscht ihr Sinnbild, die Wildtaube. Die Schwalbe mit den „windsbrautjähen Schwingen", wenn sie schon Menschenglück in die Ferne trägt, entzückt, da sie es so bildhaft tut. „Komm, beseele unsere Wälder", so wird auch die Nachtigall in die Freysche Flur eingeladen; hier aber bedeutet sie, wie anderwärts bei Keller auch, und entsprechend ihrer Seltenheit in unserem Lande, die Lyrik. (Keller: Ich sende dir entgegen, O Feind, die Nachtigall, — der Feind ist der bittere Denker.)

Flurgesänge müssen im Liebesgedicht die Schöne preisen, ehren, erfreuen. Mit Entzücken sorgt die Freysche Landschaft dafür. Melodischen Zuges „wölbt sie wellige Wälder", „vom bläulich dämmrigen Netz

Digitized by Google

Auflauschender Sehnsucht umsponnen". Ihre musikalische Seele taucht in die Wonnen junger Lenzwanderer und lernt seine Vision:

„Im tiefen Grunde
Hebt eine goldene Schaukel an,
Bewegt von Schimmerlüften,
Und wiegt sich sachte
Auf und nieder.
Drauf schwanken und schweben
Und schwingen im klingenden Streit
Windvertragenes Kirchenläuten
Und ausgelassene Kuckucksrufe."

Revier föhngeschwungener Ulmen und singender Nachthauche, musiziert und verschönt sich die Freysche Flur mit zahllosen Vogelstimmen. Zu ihren eigentlichen poetischen Wahrzeichen gehören die mit den „blitzenden Blätterfunken" wettsprühenden Drosselschläge, die „silbernen Liedersterne", von den Waldfinken auf die Halden gestreut, wo das liebende Paar naht, die in „schallende Lauten insgesamt verwandelten Stauden". Daß dem liebenden Dichter die Natur „herrlich leuchtet", hat Goethe in seinem Mailied verkündet und bewiesen. „Wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle!", ruft der von einer Mädchenstimme jäh gerührte Mörike aus. Die Schweizerdichter, so leidenschaftliche Landschafter,

Digitized by Google

teilen diese Erfahrungen. Mit Gottfried Keller fühlend, der die Natur, seine ewig treue Geliebte und Jugendspenderin nicht kalt verlassen könnte — er faßt nur die Möglichkeit kummervoll ins Auge —, werden auch sie nicht untreu. In der Gegenwart der einen (der wirklichen) Geliebten, sehen sie die andere nur schöner. Sie unterhalten jene mit dem Preise dieser. Sie locken und werben mit Landschaft. Keller vergißt nicht, es befeuert ihn, daß, wo er sein Ständchen anhebt, die Sommernacht „erwartend lauscht". Erdgeister, wo Frey regiert, stürzen grüßend in die Lenzbläue zum Empfang des liebenden Paares. Das Liebeslied Freys drängt „die Halden auf, empor den Hang". „Verlorene Steige, die nur der Hirte weiß", sucht es mit seinen Stimmungen und Gleichnissen. „Verscheut und schattig" tasten Pfade nach „gekerbten Felsnacken". Flühbäche rauschen „mit Stimmen aus der Erde Felsenbrust". „Lächelnd schlüpfen" Regenbogen aus „zerklüftetem Gestein". „Graugesträhnte Wolkenreiter" schürfen mit ihren Nebelsporen „flechtenbärtige Wettertannen". Vom Dichter zur Talfahrt befehligt, sind sie wohl die am schwersten gerüsteten Liebesboten und Sendlinge der Epik in unserer Lyrik. Vom Trotz und Schrei der Wildwasser und dem Orgelton der Laue bis herab zum Erbeben der tauigen Kelche und Rispen, die den Strahl an den Hängen erharren, walten in der Freyschen Gebirgslandschaft Schauer und Leidenschaft, Hast und Unrast; doch „An Weidehängen

fahren helle Jodler Und, windgeschaukelt, Herdenglockenläuten". Hochlandstannen durchsilbernd und aus dem „Würzkelch blumiger Weiden" getränkt, zieht das Liebesmotiv an der Hand Freys in eine in manchem Betracht neu gewonnene Heimat ein.

Digitized by Google

Ernst Würtenberger

Mit Adolf Frey zusammen

Als ich noch in Emmishofen die Füße unter Vaters Tisch streckte — es war im Jahre 1901 — erhielt ich einen Brief von Adolf Frey, worin er mir die Absicht mitteilte, ein Böcklinbuch zu schreiben. Albert Welti habe ihm gesagt, daß ich Aufschluß geben könne über die Technik Böcklins der letzten Jahre. Dem Brief war ein gedruckter Fragebogen beigelegt, dessen Fragen überraschend klar und sachlich gestellt waren und die von vornherein erkennen ließen, daß der Fragesteller schon sehr tief in das Problem Böcklin eingedrungen war. Auf diese Fragen sollte ich nun Frey schriftlich oder mündlich antworten. Der Brief erfreute mich doppelt, erstens konnte ich einmal mit jemanden über Böcklin reden, der dafür wirklich Interesse und Verständnis hatte, und zweitens konnte ich Adolf Frey persönlich kennen lernen, von dem mir da und dort schon eindrucksvolle Gedichte begegnet waren, und dessen Conrad Ferdinand Meyer-Biographie gerade in jener Zeit das abendliche Gesprächsthema unserer Familie bildete.

Digitized by Google

Bevor ich nun zu Adolf Frey nach Zürich fahre, möchte ich noch einen Augenblick bei jenen Tagen verweilen; nicht daß sie gerade zum Thema gehörten, sondern mehr, weil es eben eine so glückliche Zeit war — damals. Mein Vater hatte mir, seiner gütigen Natur gemäß, aus drei kleineren Zimmern eins machen lassen; und nachdem noch ein Fenster verbreitert worden, war ein heimeliger Raum geschaffen, indem sich, obgleich er ziemlich niedrig war, doch sehr wohl malen ließ. Da hauste ich nun in einer Welt von Öl und Tempera. In Öl wurde porträtiert, was nur eine Nase im Gesicht hatte; Kinder, Greise, Spezerei- und Fischhändler mit dito zugehörigen Gemahlinnen, arme Teufel, Freunde, Kommerzienräte, Schwindler, zugereiste Malerkollegen usw. Die Tempera war den Kompositionen vorbehalten; und da hatte ich's groß im Sinne: eine Penelope, die am Spinnrocken eingeschlafen war, eine Kassandra, hinten das brennende Troja, ein melancholischer König auf dem Thron, hinten eine Stadt, See und Gebirge in Sommermittagsonne usw. Da wollte ich's nämlich auch meinem Karlsruher Professor zeigen, der mir, als meine Meisterschülerzeit bei ihm um war, gesagt hatte: „Also zum Abschied, Herr Würtenberger, möchte ich Ihnen noch sagen, porträtieren können Sie — das Philisterporträt gelingt Ihnen sogar ausgezeichet — aber Ihre Kompositionen sind noch nicht auf der Höhe."

Also — dem wollte ich's noch zeigen! Heute glaube

Digitized by Google

ich allerdings, daß er Recht hatte. Jedenfalls ging es sehr lange, bis ich nur wußte, daß ich auf jenem Wege nicht zum Ziele kommen konnte. Doch damals wußte ich dies alles noch nicht; und wenn mir immer wieder eine „Kassandra" oder eine Circe mitsamt ihren Tigern und Leoparden „verreckte", wie der ateliertechnische Ausdruck für das totale Mißlingen heißt, so saß ich um so vergnügter am andern Tage wieder vor einem Porträt. Aber auch das sollte nicht so bleiben!

Doch ich will nicht vorgreifen und wieder zur Sache kommen. Mit jenem Fragebogen in der Tasche fuhr ich nach einigen Tagen nach Zürich, saß mit Adolf Frey einen ganzen Nachmittag im Café Metropol, und wir sprachen von Böcklin. Als ich abends heimwärts fuhr, kam es mir vor, als ob ich diesen Zürcher Professor schon längst gekannt, ja, als ob ich einen Freund und Kollegen nach längerer Zeit wieder gesehen hätte. Einige Monate nach dieser ersten Zusammenkunft konnte ich Adolf Frey nach Zürich berichten, daß ich einem „ehrenvollen" Ruf an die Malschule im Zürcher Böcklinatelier (1000 Franken Jahresgehalt) Folge leisten würde und daß ich gedächte, bald ganz nach Zürich zu ziehen.

Als ich im Frühjahr 1902, eben verheiratet, in Zürich einzog, fand ich Frey mitten drin im Böcklin. Und nun sollte das große Kapitel kommen: Böcklin bei der Arbeit; d. h. seine Technik, seine Art der Farbenbereitung, seine Untermalung usw. Da kam nun der

Digitized by Google

Fisch ins Wasser; denn es konnte mir nichts gelegener kommen, als daß ich endlich einmal alles an den Mann bringen konnte, was ich von Böcklin selber über seine Art zu malen gehört und was ich in jahrelanger Übung darin erfahren hatte. Und Frey besaß genügend Vorkenntnisse im Technischen der Malerei, um der letzten Finesse folgen zu können; er brachte vor allem einen angeborenen Instinkt für das Methodische des Handwerkes mit. So war es in der Tat ein Fest für mich, als ich endlich loslegen konnte. Und, da man Technik am besten mit dem Pinsel in der Hand erklärt — anders geht es ja überhaupt nicht — so malte ich gleich Freys Porträt in Böcklins letzter Technik, in Kirschharztempera.

In jenen Sitzungen war es nun ein gegenseitiges Geben und Empfangen, wie es sich eben nur einstellen kann, wenn zwei Menschen das gleiche Interesse e i n e r Materie entgegenbringen, zu der doch jeder der beiden von einem andern Wege kam. Wenn ich in Böcklin den Maler verehrte, so war es für Frey vor allem der Künstler, der Gestalter, der Träger einer Weltanschauung, der es ihm angetan hatte. Und so erweiterte sich mir das Bild, das ich von Böcklin in mir trug, nach Seiten hin, die ich als Maler nicht sah, nicht sehen konnte; denn — geben wir es ruhig zu — wir Maler sind beschränkte Individuen; wir sehen fast immer nur die Malerei und nicht die Kunst.

Eines Tages war nun das Böcklinbuch fertig. Und

Digitized by Google

wenn ich es heute wieder lese, bin ich immer wieder erstaunt, wie wahr Frey Böcklins Porträt gezeichnet hat. Es ist nicht nur in allen Einzelheiten getreu, es ist vor allem wahr im großen. Jenes Unsagbare in Böcklins Persönlichkeit, jener Zauber, der von seiner Person ausging — es bleibt mir dies als Erlebnis unvergeßlich — ist merkwürdigerweise in diesem Buche eingefangen. Wie ein genialer Architekt aus einigen Bruchstücken einen verschollenen Tempel rekonstruieren mag, indem er ihn neu erfinden muß, so *erfand* Frey *einen* Böcklin und er *fand* den *wahren* Böcklin. Denn so vielfältig das Material war, das er zusammenbrachte, es war doch nur Material, es waren disjecta membra, wenn nicht der zündende Funke hineinschlug. Aber er schlug ein mit blendender Helle.

Man sagt, daß Schriftsteller, wenn sie ein Buch vollendet haben, gleichgültig gegen dasselbe sind und daß sie jegliches Interesse an dem darin behandelten Stoffe verlieren, weil eben Interesse und Stoff für sie erschöpft ist. Vielleicht mag es auch Adolf Frey so gegangen sein; jedenfalls vigilierte er bald nach etwas Neuem, ganz Anderem. Was es war, will ich gleich nachher sagen. Daß es aber mir so ging, war merkwürdig genug, mir, der ich doch nur ganz bescheidenes Baumaterial zum Buche geliefert hatte. Denn eines Tages erwachte ich, und Böcklin war mir so viel wie Hekuba. Es war kein Zweifel mehr, meine Böcklinbegeisterung hatte ihren Höhepunkt in den Gesprächen

Digitized by Google

mit Frey erreicht und sie war zu Ende. (Erst viel später „sah" ich wieder die Kunst Böcklins, nicht mit weniger Bewunderung, aber von einer ganz anderen Seite.) Mochte mir damals die Einsicht dämmern, daß man die Art eines Meisters nicht tale quale übernehmen darf, wenn man nicht Schiffbruch leiden will? Oder waren es andere Gründe? Stand ich vielleicht etwas zu lange vor Hodlers Schwingerumzug, der damals noch im Treppenhaus des Künstlergütli hing und der mir eindringlichst von einer anderen diesseitigen Schönheit sprach? Kurzum, es war öde und leer in mir für Monate. Das Alte war tot und das Neue noch nicht geboren. Und so mußte ich nach etwas Anderem umsehen. Ich wollte wieder einmal nach Paris.

Als ich Adolf Frey meinen Plan mitteilte, meinte er, das treffe sich gut, auch er wolle nach Paris. Er wolle dort die Barbizoner studieren, vor allem Troyon. Er sei nämlich in der Kollerbiographie, die er ganz im Stillen vorbereitet hatte, auf Trojon gestoßen, und er habe gesehen, welchen Einfluß dieser französische Meister auf Koller gehabt habe. Und nun wolle er ihn an der Quelle studieren.

Als wir beide in Paris waren, merkten wir erst, daß wir uns beide eigentlich mit der modernen Malerei auseinandersetzen wollten, und so hatten wir wieder einmal, wie bei Böcklin, das gleiche Interesse und wieder war jeder von uns von einem anderen Wege

Digitized by Google

dazu gekommen. Bei Frey gab Koller den Anlaß, bei mir war es das Bedürfnis, meine Darstellungsmittel zu erweitern. Wie reich waren diese acht Tage in Paris für uns! Die Primitiven, Rubens, Rembrandt, Holbein, Chardin, Delacroix, Corot des Louvre und dann die Modernen, von Manet angefangen! Besonders mit diesem uns auseinanderzusetzen, war sehr lehrreich. Sein Spezialstudium „Troyon" betrieb Frey meist allein, während ich mich zu den Bildnissen von Jean Fouguet zurückzog. Abends — das nächtliche Paris schenkten wir uns völlig — rauchten wir nach dem Nachtessen unsere Zigarren im Rauchzimmer des Hotels, das ganz für uns reserviert schien, und da war es nicht mehr Paris, es war wie im Atelier in Zürich. Frey ging in seiner gemütlichen Art mit bedächtigen Schritten, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, stellte vielleicht eine Frage, die zu einem Thema auswuchs, über das man stundenlang reden konnte. Nur eines gab es nicht, wie in Zürich. Dort hörte ich von ihm vielleicht eines seiner Gedichte, das er vor Zeiten gemacht, oder eines, das vor kurzem erst entstanden war und dessen Erleben noch in ihm nachzittern mochte.

Die Pariser Woche wirkte noch lange nach bei uns beiden. Wir hatten mehr Vergleichspunkte in unseren Unterhaltungen als vorher. Und es kam uns beiden zugut; denn wir hatten uns mit vielem auseinanderzusetzen. Es kamen jene Jahre, die für die Schweizerkunst so viel bedeuteten. Der Stern Hodlers

Digitized by Google

ging glänzend auf; wir alle erkannten einen ganz Großen in ihm. Und eine Zeitlang schien es auch, als ob sich um seine Künstlerschaft eine nationale Kunst bilden wollte. Auch Albert Weltis Lebenswerk wurde übersichtlich, nachdem er uns und seiner Kunst leider zu früh entrissen war. Frey hat diesem Künstler, der vielleicht am meisten Schweizer war, in der Vorrede zu seinen Briefen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Sie ist eine eigentliche und erschöpfende Biographie.

Aber nicht nur um Schweizerkunst drehte es sich in unsern Gesprächen. Auch die Kunst Deutschlands verfolgte Frey mit lebhaftem Interesse. Vor allem reizten ihn die problematischen Künstler wie Marées, Feuerbach, Klinger. Besonders war es Marées, auf den er immer wieder zurückkam; er wollte ergründen, wie das Problematische und Erreichte in dem Lebenswerk dieses seltenen Künstlers sich zueinander verhalten. Frey ruhte nicht, bis er das Bild einer Persönlichkeit umrissen hatte, und es ist vielleicht seine ganz besondere Gabe, das Wesentliche einer Persönlichkeit zu erkennen. Darum gelang ihm auch das literarische Porträt, wie es nur selten gelingt. Wie aufschlußreich war für mich, wenn er bei dem Problem eines Malers die Parallele zu dem verwandten eines Dichters zog. Wie erweiterte sich der Blick und das Verständnis, wenn er aus seinem reichen Wissen die Beispiele holte. Wenn ich davon anfangen wollte, was ich von Frey empfing, so müßten diese kurzen Erinnerungen zu einer Dankrede

Digitized by Google

werden. Doch von einem muß ich reden, wie treu Adolf Frey mir und meiner Kunst in allen diesen Jahren zur Seite stand. Wie sicher war sein Blick für das, was ich konnte und nicht konnte. Leise legte er den Finger auf eine Stelle in einem Bilde, auf die Gebärde einer Figur, eines Porträts, die vielleicht nicht in meinem Gärtchen gewachsen war. Nicht tadelnd, nur mit der Frage, wie ich dazu gekommen sei, und ob sich dies oder jenes nicht noch anders geben ließe. Frey sah eben nicht nur das malerische oder formale Problem, er suchte vor allem den Gesamtausdruck und den Sinn der Kunst. Und so wirkte Freys Anschauung als Korrektiv zu meinem Wollen und Hervorbringen. Wie nachdrücklich hat er mich auf das Porträt hingewiesen, mich aufgemuntert, wenn ich zuzeiten nicht mehr porträtieren wollte, weil niemand sich darum kümmerte; wenn ich überhaupt nicht mehr malte, weil kein Mensch etwas von mir haben wollte. Wie mahnte er mich, wenn ich über dem Holzschnitt das Malen, das Porträt vergaß.

Und so sitze ich jetzt wieder vor dem Menschenantlitz, das so aufschlußreich und doch so voller Rätsel ist, daß wir immer wieder versucht sind, zu glauben, es sei eins mit der Seele des Menschen und sie sei ganz darin beschlossen. Und so male ich wieder das Menschenantlitz, das Gott nicht müde wird, immer neu zu formen, das so fern von jeder Pinselmode ist und das jenseits von Cadmium, Vert, émeraude und Kobaltblau liegt. Und

Digitized by Google

wenn mein lieber Freund und Mentor wieder zu mir ins Atelier kommt, so soll er seine Freude daran haben. Denn ich will versuchen, ihm nacheifern, vor allem in einem Punkte: in seiner untrüglichen Wahrhaftigkeit.

Digitized by Google

Eduard Korrodi

Die Schüler Adolf Freys

Ein Meister, der den schweren Stein von tiefen Brunnen zu wälzen strebt. Niemals Beckmesser war, niemals mit den Tafeln prahlte, als hätte er sie — fontanisch zu reden — recte vom Sinai geholt. Ein Lehrer, der dennoch keine „Schule" machen will, der jedem Jünger die Freiheit des Weges läßt. Geh du gen Morgen, so geh' ich gen Abend! Das ist Adolf Frey!

Er führt keine Rollen, auf denen Dissertationsthemen stehen, die dem erbaulichen Zwecke dienen, Bausteine heranzuschleppen für den Meister. Sein C. F. Meyer-Werk steht zu Beginn und nicht am Ende der C. F. Meyer-Forschung. Er ist Mehrer, nicht Zehrer. Als er jüngst seine „Erinnerungen an Gottfried Keller" in dritter Auflage herausgeben konnte, durfte er berechtigterweise bemerken: „Sie erschienen 1893 einige Monate vor Bächtolds Werk über den Dichter. Jetzt berichtige ich in der dritten Auflage mit seiner Hilfe eine Angabe".

Der Schüler Adolfs Freys hat zu einer Zeit, als Literaturgeschichte nur Geschichte war, Literaturge-

Digitized by Google

schichte hören können, die Geschichte der lebendigen Werte war. Der Schüler Adolf Freys erlebte, daß ein Dichter, der zugleich Lehrer ist, doch zu den letzten Dingen hindrängt: der Kunst selbst. Das Wesentliche bleibt die Einsicht in die Kunst selbst. Der Schüler, der sie nicht besitzt und nicht erwirbt, mag verdrossen sein. Es wäre bequemer, wenn ihm ein ästhetisches System als Anker zugeworfen würde. Kunsteinsicht ist aber eine Aesthetik „von Fall zu Fall". Der biographische Charakteristiker sagt dem Lehrling: Es gibt kein Modell für eine Biographie, weil jedes Leben etwas Einmaliges ist. So lernt der Lehrling, aufgewachsen in einer Zeit mechanischer Denkweisen, daß Kunst erkennen eine Angelegenheit eigener Reife ist, daß man Literaturgeschichte lehren, und dennoch ein Literaturneger sein kann vor der ersten Prüfung eines Gedichtes.

Wäre es wenig, wenn ein Schüler Adolf Freys die Summe zöge und behauptete, er habe bei seinem Lehrer erfahren, was eigentlich ein Gedicht sei? Wie viele sind ohne diese Erlaubnis in die Grube gesunken, sie waren Historiker, sie lehrten Literatur, aber sie wußten nicht, daß das Dichterische eigentlich das Gegenteil der Literatur ist, weil es das Überzeitliche im Geistlichen ist. Als ein Künstler hat Adolf Frey die Schüler gelehrt, das Dichterische leidenschaftlicher zu lieben als das Historische. Als ein Künstler hat er sie zur Ehrerbietung vor dem Wort erzogen, das die Zei-

Digitized by Google

chen der Gnade trägt. An der ehrfürchtigen Liebe zu jedem Gebilde schöpferischer Kunst erkennt man die Schülerschaft Adolf Freys: Philologen nur im Ursinn des Wortes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Adolf Frey im 35. Lebensjahre

Digitized by Google

Digitized by Google

Max Zollinger

Mit Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller

„Ich habe hier absolut keine Kritik, die mich orientierte, und das ist nicht gut. Vae Solil" klagte Conr. Ferd. Meyer im Sommer 1883 dem achtundzwanzigjährigen Aarauer Gymnasiallehrer Adolf Frey, indem er ihm — dem Schaffenden eher als dem Schriftgelehrten — ein Büschel Gedichte zur Durchsicht zuschob. Das Wort birgt einen süßen und einen bittern Kern: das frohe Vertrauen zu dem jüngeren Zunftgenossen und das schmerzliche Bedauern, daß der Nachbar auf dem „Bürgli" unzugänglich geblieben war. Mit rührender Beharrlichkeit hatte Meyer um die Zuneigung des Spröden geworben, obschon er wußte, daß Keller ihn nicht mochte; und lange machte er ihm jedes Jahr einen Besuch, den Keller nie erwiderte. Daß nicht der unversöhnliche Gegensatz der Kunstrichtungen die beiden schied, bezeugt Kellers Verhältnis zu Theodor Storm und Paul Heyse, bezeugt vor allem sein Urteil über Meyers Gedichte, über den Jenatsch, den Heiligen; die „vertrackten Mordfinales" aber verrieten seinem Empfinden einen Mangel an

Digitized by Google

natürlichem Gefühl, über den er nicht hinwegkam. Nicht den Künstler — den Menschen lehnte er ab; dem Nachfahren einer vorwiegend bäuerlichen Sippe fehlte das Verständnis für die nach innen gewandte Geistigkeit des Bürgers, dem das Wort im Munde stockte, wenn es für das reiche und reine Herz botengehn sollte, und er machte aus seinem Widerwillen kein Hehl, während Meyer der Eigenart des Undankbaren nach Kräften gerecht zu werden suchte. Der gesellschaftliche Anstand legte einen schmalen Notsteg über die trennende Kluft; sie wichen sich nicht aus, und einmal, hinter der Leiche Heinrich Leutholds, gingen sie sogar ein kurzes Stück Weges Seite an Seite. Selten führte sie der Zufall zusammen, denn so nahe sie beisammen wohnten — die Kreise ihres äußern Lebens berührten sich nicht. Nur an Einem Orte trafen sie sich bisweilen: in der Gaststube der Deutschen Rundschau; und nur Ein gemeinsamer Freund ging zwischen ihnen her und hin: Adolf Frey. Niemand stand den beiden gleichzeitig so nah wie er, den natürliche Wesensverwandtschaft — wie Meyer erkannte — mit beiden verband; niemand war berufen wie er, die Züge des einen wie des andern, die Runzeln des Alters, aber auch das große stille Leuchten ewiger Jugend in lebensfrischem Bildnis festzuhalten.

Zur selben Zeit, im Frühjahr 1877, überschritt der junge Student der Germanistik pochenden Herzens zum erstenmal die Schwelle der Poetenbehausung auf

Digitized by Google

dem „Bürgli“ und in Kilchberg. Durch eigene künstlerische Leistung empfohlen, wurde er an beiden Orten mit Respekt und Wohlwollen aufgenommen; Kellers Stirn entwölkte sich alsbald, wie er den Namen des Gastes hörte, den er sich bereits als ein „entschiedenes Talent“ gemerkt hatte, und Meyer mochte sich gerne selbst davon überzeugen, wie der Verfasser der „Lieder eines Freiharstbuben“ die ermunternde und mahnende Schicksalsfrage beantwortete, die er dem „jungen Talent“ in einer Besprechung seiner lyrischen Erstlinge gestellt hatte: „Wird es gegen sich selbst strenge sein? Wird es zu seinem Kerne durchdringen?“

Von da an blieb Frey in nie getrübter Freundschaft beiden zur Seite, bis Kellers Leben verschwelte und die dunkeln Schatten über Meyer Macht gewannen. Auch während seines Aufenthaltes auf deutschen Hochschulen verlor ihn keiner von beiden aus den Augen. Als Meyer von seinem Verleger Haessel erfuhr, daß Frey auf den Tod darniederliege, gab er den Bericht sogleich an Keller weiter; da er wußte, wie schwer er in solchen Lagen das rechte Wort fand, bat er Keller, die Mutter des Kranken zu trösten, und dieser machte sich gleich auf den Weg und traf am Ziel mit Meyers Frau zusammen, die für ihren Mann mit derselben Absicht hergekommen war. Dem Fortgang seiner Studien und dem Ringen um Anerkennung und Auskommen folgten beide mit fördernder Teilnahme. Keller leuchtete es besonders ein, daß er die ganzen

Digitized by Google

deutschen Studien betreibe und sich nicht bloß auf das bißchen moderne Literaturgeschichte und Tagesliteratur verlasse. Freys Buch über Albrecht v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur, dank Meyers Zutun bei Haessel erschienen, fand den Beifall beider: Meyers warme Besprechung in der Deutschen Rundschau verglich die „solide und substantielle Arbeit" mit einem jener „bequemen Gebäude, wie sie unsere Voreltern zu errichten pflegten, mit einer langen Flucht von Wohnräumen und Vorratskammern, doch ohne Prunkzimmer," und Keller rechnete sie „nicht zum leichten Genre dieser Art" und bekannte, das Buch enthalte des Anregenden und Belehrenden viel für ihn; aber er rügte das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses und riet dem Verfasser, sich derlei für die Zukunft abzugewöhnen. Einer Arbeit Adolf Freys, der Monographie über J. Gaudenz v. Salis-Seewis, galt die letzte der elf Buchbesprechungen, die Meyer geschrieben hat; er hatte sich selbst darum bemüht, dem Forscher die Familienarchive des Bündnergeschlechtes zu erschließen.

Als der junge Doktor nach einem Wirkungskreis ausschaute, bewährten sich die beiden Gönner als kundige Berater: Keller warnte ihn, durch eigene Erfahrung gewitzigt, vor allem davor, seine Zukunft der Feder anzuvertrauen: sich ohne feste Stellung „als Schriftsteller aufzutun, ehe etwas Durchschlagendes geschehen ist, das für neun von zehn im Schoße der

Digitized by Google

Zukunft verborgen bleibt, heißt auch dem Unglück und Elend die Tür auftun. Vielleicht bleibt's draußen, vielleicht nicht"; eine Lehrstelle an einem schweizerischen Gymnasium schien ihm fürs erste das Richtige zu sein, und daneben, riet er, möge Frey immer „privatdozieren und sich durch Geist und Fleiß hervortun. Unter Fleiß", fügte er bei, „verstehe ich nicht dies, sondern jenes, nämlich das, was den Menschen macht und nicht den Faiseur" — und der Wanderer hielt sich Tag für Tag treulich an den goldenen Reisesegen. Meyer dagegen hätte den Freund lieber mit Wehr und Waffe als mit dem Schulmeisterbakel hantieren sehen, denn er fürchtete, unter der Last von Amt und Gelehrsamkeit werde die Kunst verdorren; schließlich tat er sich aber doch in Zürich für ihn um, und als Frey in seiner Vaterstadt Aarau mit Ehren unterkam, mischte sich in seine Freude über den raschen Erfolg nur das eine Bedauern, daß Frey nun wohl in Kilchberg ein seltener Gast sein werde. Doch die Freundschaft, die die beiden über ein Menschenalter hinweg mit einander verband, trotzte der örtlichen Trennung. Manchesmal rief ein Billett den jüngern zur Stelle; auch seine Gemahlin war als erprobte, urteilsfähige Kennerin stets hochwillkommen, und ausgesprochen oder nicht, enthielt jede Einladung die Bitte: „Bringen Sie Ihre Gedichte mit!" „Glauben Sie mir, l. Herr und Freund," bezeugte Meyer einmal, als Frey erkrankt war, „Ihre Gesundheit geht mir über die ganze

Digitized by Google

gesegnete Deutsche Literatur mit allen ihren Epochen und Handbüchern!" Von den Festspielen auf das Gedenkjahr 1891 zog ihn die Szene „Im Laupenstreit" als „ein Unikum des einfach Rührenden" besonders an; Rücksichten, die mit Kunst nichts zu schaffen hatten, verhinderten trotz Meyers dringlicher Fürsprache, daß Freys Dichtung in Schwyz aufgeführt wurde. Die Lieder in Aargauer Mundart „Duß und underm Nase" verblüfften ihn zuerst durch ihre Einfachheit, fingen dann aber mählich an, ihm zu gefallen, trotzdem, wie er gestand, seine Beine für den kecken Übermut (und wohl überhaupt für die Naivität der Dialektlyrik) zu schwer waren. Die „Gedichte" dagegen setzten ihn, wie er François Wille zu gestehen eilte, „geradezu in Erstaunen". Der erste Eindruck war der „der Wahrheit und dann auch der ‚des Glanzes und der Stärke'"; und als er die Sammlung „bis in ihre Winkel" kennen gelernt, bewunderte er vor allem die „Mannigfaltigkeit von Klang und Farbe vom eisernen Tritt bis zur größten Anmut, von der böcklinschen Landschaft bis zur Holländerei — Summa: aus dieser Lyrik tritt eine unverstellte Individualität hervor und gewinnt durch ihre Ehrlichkeit".

Mit besonderem Anteil begleitete Meyer das Werden der kostbaren „Erinnerungen an Gottfried Keller", die einige Monate vor Bächtolds Werk herauskamen. Seine eigenen „Erinnerungen" waren, wie er Louise v. François verriet, dem „Ehrlichkeits-

Digitized by Google

bedürfnis" entsprungen zu bekennen, daß sie sich nicht nahe gestanden hatten; daß nur Frey der Aufgabe des Porträtisten gewachsen war, hatte er Keller selbst beim Erscheinen von Otto Brahms Charakteristik zu verstehen gegeben: die wesentlichen Züge, urteilte er, seien endgültig hervorgehoben — da werde Frey (der damals in Berlin war) geholfen haben. Nun band er dem Jüngern, den er schon früher vor allzu lakonischer Redeweise gewarnt hatte, immer wieder auf die Seele, „simple, aber vorzügliche Prosa zu schreiben"; er bewirkte, daß verschiedene seinem Geschmack widerstrebende Wendungen in der Buchausgabe wegfielen, freute sich schließlich der „Schlichtheit des Wortes" und legte das „im höchsten Grade erfreuliche Buch" lange nicht aus der Hand. Frau Lina Freys Keller-Essay schätzte er als „eine sorgfältige, höchst gewissenhafte Arbeit".

„Frey . . . ist und bleibt mir persönlich und schriftstellerisch sehr sympathisch", bekannte Meyer seinem Verleger Haessel, und Keller nahm sich, wie er Widmann versprochen hatte, des jüngern Bruders in Apoll gerne an. Und beide ernteten für Rat und Beifall köstliche Gegengabe. Keller, als ein Fertiger des Beistands weniger bedürftig als der Spätling Meyer, hielt auf seine Meinung, wenn er sich auch „gewisse superlativische Wendungen des Lobes" brummend verbat; als ihn Frey einmal über der Arbeit an den Gedichten traf, schob er die Blätter ohne Bedauern bei-

Digitized by Google

seite und wandte sich dem Gaste zu: er fahre einfach am folgenden Tage weiter, wo er stehen geblieben sei. Frey zählte zu den wenigen Männern vom „Handwerk", die der Mißtrauische an sich herankommen ließ; und da er sich als kräftig Schaffender, urteilsfähiger Richter und taktvoller Verehrer ohne eckermännlichen Anstrich bewährte, duldete Keller gerne, daß er ihn über sein weites Abendfeld hin begleitete. Vor allem aber nutzte Meyer, der in den Jahren seines Verkehrs mit Adolf Frey die Ernte eines reichen Herbstes einbrachte, mit Gewinn seine Einsicht. Gleich die Besprechung des „Schusses" sagte ihm zu, und zwar „nicht nur das Lob, sondern der ganze Schritt und Tritt des Artikels". Von seinem Aufsatz über den „Mönch" war er „über alle Erwartung erfreut", und als er den erbetenen Essay über die Gedichte gelesen, jubelte er: „Besseres wurde nie über mich geschrieben". In Meyers stillem Erdgeschoßzimmer oder unter den Bäumen seines herrlichen Gartens sprachen sie ihre literarischen Angelegenheiten durch. Und dem Meister, der die Flamme seiner Kunst mit heiliger Scheu hütete, wandelte sich der Schüler zum Freund und Vertrauten seines künstlerischen Schaffens — Worte wie das eine: „Zu einem schönen Motiv muß man Sorge tragen wie zu seiner Seele" sind Kostbarkeiten, die man nicht dem Erstenbesten zum Lebewohl in die Tasche steckt. Und Freys Buch über Meyer und seine Deutung des handschriftlichen

Digitized by Google

Nachlasses bezeugen, wie der getreue Sachwalter mit dem anvertrauten Pfunde wucherte.

Von beiden geliebt und geschätzt, steht Adolf Frey versöhnend zwischen den ungleichen Stammesgenossen. Der Segen ihrer Freundschaft ruht auf seinem Wesen und Gedicht; er leitete ihm die Hand, daß sie die Lebensgeschichte des einen, das Bild des andern zum vollendeten Kunstwerk schuf. Andere Zeiten mögen in andern Zungen reden — diese beiden Dichterporträts, wie Hans Aspers Bildnisse der Zürcher Reformatoren dem tiefsten Erleben eines schöpferischen Geistes entstammend, gewähren auch dem Bildner selbst, was sein Glückwunsch dem siebzigjährigen Keller verhieß —

„Den grünen Kranz der höchsten Meisterschaft
Und goldnen Stuhl im Saal der Ewigkeit."

Digitized by Google

Digitized by Google

Fritz Enderlin

Das Geschenk des Meisters

Ich stand am Markt und wartete aufs Glück,
Da kam im Strom des Feilschgewühls der Meister,
Aus dessen Liederquell ich schon getrunken,
Und der mich eigen tief erquickt, wie einst
Im Jugendland der kühle Fliederbrunnen.
Der Meister schlenderte am Wanderstabe
Zum Berg, an dem die Häuserflut sich staut.
Ich ging ihm ungesehen nach. Kein Steigen,
Ein Märchenwandeln war's auf seiner Spur.
Nicht länger würgte ich das Wort zurück:
„Heil Dichter dir und deines Traums Gesichten!"
Der Meister maß mich mit den klaren Augen.
Wie Blitz traf mich der strenge Blick.
Da raunten, die mich hergelockt, die Geister:
„Wer Großem naht, ertrag den scharfen Strahl
Gefällig ist das Mittelmaß allein!"
Wir zogen schweigend nun selbander weiter.
Der Meister stieß den Stock hart in den Weg:
„Du schwärmst am hellen Tag, wo die Natur
Verschwenderisch die Prachtgeschenke austeilt.

Digitized by Google

Empfange dankbar erst, was sie dir gibt,
Verwahr's und wuchere und zahl ihr dann
Verschwenderischer wieder!"
Doch wie der Föhn Lenzbläue durch die Kronen
Der Föhren rauschte, fuhr er milder fort:
„Horch, wie es fährt! So strömt Gefühl und haucht
Lebend'gen Odem ihren Gaben ein."
Er klaubte aus der Tasche sieben Steinchen,
Die er auf seine flache Linke reihte
Und spielen ließ, als wären es Juwelen:
„Was dünkt es dich? Halt sie ins volle Licht!"
In meine hohle Hand die Steinchen rollend,
Trat er zum Auslug, der am Wege vorsprang,
Und blickte nach der Silberburg der Firne.
Ich schaute auf die Kiesel meiner Rechten
Und die bescheidne Pracht der stumpfen Farben:
Ein armes Häuflein stiller Waisenkinder
In blaßverwaschnen, grauen Werktagsröcklein,
Und meine Augen irrten in die Ferne . . .
Im Weiterschreiten fragte ich beklommen:
„Was magst du, Meister, mit den Steinchen meinen?"
Er lächelte: „Das ist der kleine Hort.
Du staunst? So schärfe deinen Blick und höre:

*) Ich zog, Schreibwerk und Hefte einzuhausen,
In schmaler Kammer enger Bergherberge

*) Dies ist ein Gedicht von Adolf Frey, betitelt: „Der kleine Hort". Neue Gedichte 1913.

Digitized by Google

Des wackeligen Tisches Schubfach aus.
Drin lag ein Fetzen Zeitung. ausgespreitet
Und drauf verzettelt eine Handvoll Steinchen:
Ein Splitter Milchquarz, glattgescheuert wohl
Vom Wildbach, der am Haus vorüberjauchzte
Und stürmisch seine Strudelmühlen drillte;
Ein mausgrau Stücklein Feldspat, mitten durch
Von schneeig weißem Quarzsand zart und zierlich
Gegürtet; nebendran ein Klümpchen roten
Gesteines, ähnlich dem geronnenen
Blutstropfen; hier ein Schildchen Marmorkalk,
Deß dunklen Grund ein lichtes Adernbündel
Zerstriemt; hier glimmt ein Bröcklein Amethyst,
Mit violettem Blick Sehnsüchte lockend;
Zuletzt ein Scherbchen Rosenquarz, darin
Von Serpentin ein grasgrün Schlänglein ringelt.
Ein Sommerfrischlerkind trug diesen Hort
Zusammen. Seine großen Augen sogen
Den dürftigen Schein so rein und freudig ein,
Wie sie vielleicht in künftigen Tagen niemals
Den Glanz der Ehren und des Glückes trinken."

Mir brannte Feuer in den Händen.
„O, überlaß mir, Meister, deinen Hort!"
Er nickte lächelnd, ließ mir seine Rechte.
Ich hielt sie lange nassen Augs: „Hab Dank!
Kein Schwärmer sei dir fürder mehr zur Last! —
Noch bin ich nicht geheilt! Helft, Musen, mir!

Digitized by Google

Ist's Traum? Ist's wacher Tag? Im blauen Äther
Ein Rosenschiff. Drin sitzen Selige!
Jetzt kenn ich sie. Verklärte Meister sind's!
Ein Heimwehhauch schwellt ihre blassen Segel
Und treibt sie übers liebe Vaterland.
Sie lenken herwärts, grüßen dich, schau auf!"
Allein, mein Meister war schon weggeschritten.
Der Nebel fuhr wandtürmend jach empor.
Ich sah nichts mehr. Entrückt war Schiff und Meister.
Betäubt stieg ich zu Tal. Doch hielt ich fest
Den kleinen Hort in hochbeglückten Händen.

Digitized by Google

Esther Odermatt

Gruß vom Berg

An Adolf Frey.

Lang sann ich, wo ich meine Zweige brächte,
Zum Kranze mit den Freunden dir zu winden.
Ich sann und ging — und plötzlich fing mich ein
Der Utowaldweg, und unwiderstehlich
Zog mich dein Berg durch Nebeldüften aufwärts.
Aus dem verhängten Weggestäud umklang
Mich Lachen, Necken, ernste Wechselrede.
Es sangen deine Lieder alle Schönheit
Manch froher Fahrt, zu der du uns gerufen:
Vom Sommertag, von Blumen, Vogelschlag,
Von bunten Faltern, Firnen, Abendröten,
Und alles lebte, was uns oft beglückt.
Im leichten Wanderschritt du selbst. Gelöst,
Entspannt durch Scherz und Witz gabst du dich hin
Dem Berg und uns. Und jede Blume sprach
Dir ihre Sprache, Stimme fand der Wald —
Und unser Schicksal, unsre Arbeit schritt
Mit uns und stieg geklärt, gestärkt zu Tal.

Verlangend reckt den Arm ich aus dem Sinnen
Nach einem Zweig — und lauschte jäh gebannt.

Digitized by Google

Es raunte leis der Berg zur Zwiesprach mir:
„Weißt du, was ich ihm war? — Ratschlagtet doch,
„Nach neuen Wanderzielen ihn zu locken!
„Er blieb mir treu. Von meiner Warte liebt er
„Die Stadt zu schauen, lieber noch die Stille
„Der grünen Höhn und Gründe heimatwärts,
„Die immer schön und immer neu ihn grüßten.
„Hier atmet er befreit, der Welt entrückt,
„Und mit ihm wandelte doch eine Welt.
„Von heut und einst. Zu seinen Toten wandt er
„Sich seufzend, wenn umsonst nach echter Größe
„Er Neues durchgeforscht. Sein mahnend Wort:
„„Neigt Euch den Seligen und ihren Werken!“
„Er lebt's. Und noch in eigner schwerer Stunde
„Reicht er den vollen Kranz dem toten Meister.
„Wohl: „Geist und Güte, Mut und Frauenhuld“,
„Nannt er einst seine Götter, und die Treue
„Fügt leise ich hinzu.
„Sich selber treu im Leben und Gedicht,
„Der Heimat, ihren heimwehkranken Helden,
„Der hohen Zeit, die er Euch neu erweckt —
„Euch gab er nur. Ich durfte ihn beschenken.
„Ich schloß dem Dichter, wenn er einsam ging,
„Erst meine tiefsten Wunder auf. Bei mir
„Barg sich der Mensch vor aller Schwere, fand
„Bei mir in neuer Kraft sich selber wieder.
„Einst brauten aus dem Tale dunkle Nebel
„Wie heut, umbrandeten den höchsten Grat,

Digitized by Google

„Und dort am Waldrand schlugen sie zusammen.
„Ihr wart voran. Der Fuß stockt unserm Freund.
„Ich sah den wehen Blick — doch tapfer schritt
„Er durch und holt Euch ein — und aus dem Leid,
„Das er geschaut, strömt ihm die große Güte,
„Der edle Mut und seine tiefsten Lieder."

„Euch gab er nur!" —
Ich stand mit leeren Händen.

Da sank der Nebel vor der hellen Sonne.
Den letzten Hang erklomm ich, stand im Licht,
Geblendet von dem Glanz nach allem Dunkel.
Aus grauen Wogen leuchteten die Firnen
Ins selge Blau —
Nun ward ich reich. Beglückt
Bring ich den Gruß des Bergs, der deiner harrt,
Dir frische Kraft zu schenken, neue Lieder
Und alles Leid in Schönheit dir zu lösen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiträge

Adolf Frey

zu Ehren

von

Freunden und zeitgenössischen Dichtern der Schweiz

Digitized by Google

Digitized by Google

Meinrad Lienert

Zur Erntezeit

An Adolf Frey

Es kommt die Zeit des Herbstens und der Ernte
Fürs laute Feld, fürs stille Gartenland.
Denn was im Losen, was im Tiefen kernte,
Der Sommer rief's und sieh, es auferstand!
Nun muß das Feldgebreit, der kleine Garten,
Ob arm, ob reich, des strengen Sichters warten.

Heil, Meister Adolf, dir und deinen Saaten!
Dein Garten reifte sie zu schwerer Frucht;
Denn Wurm und Unkraut wichen deinem Spaten.
Nun wogt das Gold; vom Müller wohlgebucht;
Heil dir, du tapfrer, segensreicher Schnitter!
Du Edelmann! Arbeit schlug dich zum Ritter.

So dank dem Herrn für seine Güte, Stärke!
Er hielt dich fest in seiner treuen Hand.
Er ließ nicht ab von deinem Lebenswerke,
Bis deine Hand die beste Garbe band.
Er ist der Müller auch; er wird sie mahlen.
Und deinen Fleiß der Heimat reich bezahlen.

Digitized by Google

Erhalt' auch mir die Säerfreude,
O Herr, und Arbeitsluſt und Schnittermut;
Auf daß im Herbſt die Sichel auf der Weide
Gleich einem Schwert nach ſchwerem Kampfe ruht!
Dir aber, Meiſter, ſtatt des Ordensbandes
Bring ich den Dank des Schweizervaterlandes.

Digitized by Google

Paul Altheer

Lenz

Das ist der Lenz! Die Sonne lächelt mild,
und Vögel wiegen sich auf grünen Zweigen.
Die Mädchen führen dummes Zeug im Schild;
die Buben lassen bunte Drachen steigen.

Die Patrioten aber sind verschnupft
und sähen gern den Teufel manches holen:
sie wissen, nächstens werden sie gerupft
in Form von Steuern und von Monopolen.

Sie haben es mit gutem Glück versucht,
uns Ärmsten die Moneten abzugraben.
Nun sind sie bleich, erbittert; denn — verflucht —
Man will von ihnen nämlich auch was haben.

Das hat man uns von Bern aus offenbart:
Wir müssen wacker in die Zukunft sehen:
trotz unsrer „schweizerischen Eigenart"
läßt sich der Weg der Steuer nicht umgehen.

So nehmen wir den Beutel in die Hand,
bereit, wenn auch mit bitterlichen Mienen,
anstatt, wie sonsten (nur mit dem Verstand),
dem Vaterland mit barem Geld zu dienen.

Digitized by Google

Ramsch

Die Tage, da man uns ein Hirtenvolk geheißen,
sind längst vorbei. Wir sind ein Volk von Schreiber-
knechten
und ramschen außerdem zur Zeit mit Bürgerrechten,
die wir zu jedem Preis an jeglichen verschleißen.

Wir reden viel von Freiheit, Recht und unserm
Wappen.
Wir zehren von dem wohlverdienten Ruhm der Alten,
um jeden freundlichst einzuladen mitzuhalten,
sofern er willens ist, entsprechend zu berappen.

Wir sind zu „schlicht", als daß wir uns an Gesten hielten.
Wir handeln immer ohne Ansehn der Persona.
Ob sie von München komme oder von Verona:
Wir fragen nur: Was zahlen Sie? Und am
Wievielten?

Der Standpunkt ist nicht eben ideal zu nennen,
doch ist er so, daß ihn die meisten wohl verstehen,
dieweil sie Geld in jeder Währung gerne sehen
und meistens etwa auch den Kurs des Tages kennen.

Es wiederholt sich jedes Ding auf dieser Erden . . .
Es war zu jener Zeit, der vielgerühmten Alten,
für Geld annähernd jeder Schweizer zu erhalten.
Und jetzt kann man für Geld sogar ein Schweizer werden.

Digitized by Google

In der Elektrischen

In einer Ecke macht sich Einer breit;
ihm vis-à-vis sitzt eine Gouvernante;
sie kost ein Mädchen, welches herzlich schreit . . .
Beim Trösten hilft ihr eine alte Tante.

Ein Backfisch liest den neuesten Roman.
Die Hausfrau hat das Geld daheim vergessen.
Ein blonder Jüngling hat den Größenwahn.
Ein Kind beschäftigt sich mit Kuchenessen.

Der Schaffner knipst Billette und verstaut
die Nickel, ohne einen Ton zu sagen.
Der breite Bürger lächelt und verdaut
und redet Bauch aus überfülltem Magen.

Und draußen stehen laute Männer und
verzapfen eifrig Politik und Zoten.
Sie blasen Rauch aus Nase und aus Mund.
Am Wagen steht: „Das Spucken ist verboten."

Der Schaffner klingelt; eine Frau durchquert
Den Wagen mit gerötetem Gesichte.
Sie springt vom Tritt, naturgemäß verkehrt —
und kämpft verzweifelt mit dem Gleichgewichte.

Digitized by Google

Der Schaffner flucht begeistert hinterdrein . . .
Ein dicker Herr erklettert nun den Wagen.
„Wie fahre ich zum grünen Schimmelstein?“
Der Schaffner schickt sich an, es ihm zu sagen.

Digitized by Google

Emanuel v. Bodman

Janus

Mit zwei Gesichtern schau ich: Eins, an Leid
Und Jahren reif, ist alt und schwer von Fragen,
Die Runen ihm in seine Stirn geschlagen.
Versunken prüft es die Vergangenheit.

Das andere blickt so wie in frühen Tagen,
Ein Kindgesicht, wenn's blüht und wenn es schneit.
Süßdurstig trinkt's die nahe Wirklichkeit
Und küßt die Äste, die da Früchte tragen.

Mit beiden aber, alt zugleich und jung,
Will ich, beseelt von innigem Vertrauen,
In Morgensehnsucht, Nachterinnerung,

Ins ungewisse Reich der Zukunft schauen,
Entwachsend meines Schicksals Dämmerung,
Wachsam und fromm an meinem Leben bauen.

Digitized by Google

Meduſa

Nun ſteht am hellen Morgen mir im Tor
Ein Ungetüm, das Haupt umknäult von Schlangen,
Die mit den glatten Hälſen nach mir langen,
Mir Gift zu ziſcheln ins verträumte Ohr!

Sie möchten meine ganze Seele fangen.
Noch zweifelnd, halb im Schlafe, tret ich vor:
Das iſt kein Auge, das mein Wunſch erkor!
Mein Herz verſteint mir, das voll Tau gehangen.

Und jeden Morgen ſchlage ich dies Haupt
Mit einem Schwerthieb ab dem Ungeheuer.
Was mir die Freude an dem Tag geraubt,

Macht mir der Kampf für Stunden wieder teuer:
Aus blutigem Rumpfe ſpringt, ſchon totgeglaubt,
Mein Flügelroß, im Atem Glut und Feuer.

Digitized by Google

Gottfried Bohnenbluſt

Wandrer am Wege

Nun weckt der Uhrenſchlag mich aus den Stunden,
Die ich in Gram verſunken dageſeſſen.
Wie war ſo tief der Sterne Licht vergeſſen!
Von meiner Erde bin ich überwunden.

Wie mag ein Troſt betrognem Toren munden,
Der himmelhoch zu ſtürmen ſich vermeſſen
Und litt der Hölle Marter unermeſſen,
Indes ſein Blut verquoll aus offnen Wunden?

Und alſo ſoll ich weit und weiter ziehen?
Der Fuß iſt müde und das Herz zerriſſen,
Einſamem Tode mag ich nicht entfliehen.

So ſchwer die Welt, ſo weh das Erdgewiſſen ...
O Gott, mein Gott, wie lang willſt du verziehen?
Sei du mein Trotz, zu tragen Wahn und Wiſſen!

Digitized by Google

Maria im Felde

Abend ward. In müder Au
Wandert Unsre liebe Frau.

Neigt sich still das weiße Feld
Unter sommerblauem Zelt.

„Schwer der Fuß und groß das Leid,
Erde voller Traurigkeit ...

O Maria, Mutter zart,
Hart ist alle Erdenfahrt!“

Und Maria horchend geht,
All die Welt wird ihr Gebet.

Rauscht am Weg ein Silberborn:
Reift im Herbste Dorn und Korn.

Digitized by Google

Erdgericht

Aufbirst die Tiefe, heult der Hölle Rachen,
Der Erde Feueratem keucht empor,
Fährt jähen Sturms dahin durch Schlucht und Schachen,
Und irre Düfte hauchen übers Moor.
Wie müd und morsch die alten Krusten krachen!
Nur weit und weiter glüht des Todes Tor ...
Am hohen Himmel stehn die ew'gen Wachen,
Und über Wolken singt der Sterne Chor.

Erleben

„Verborgen muß die scheue Seele weben,
Kann stündlich nicht ein neues Schauspiel geben."
„Was schiert mich das? Die Masse macht den Markt!
Nur feste drauf! Erleben, marsch, erleben."

Narrenpredigt

Der Engel, satt der hohen Sendung,
Ward müd der heiligen Verschwendung.
Rund um die Erde reist ein Narr
Und greint: O Krankheit der Vollendung!

Digitized by Google

Allotriomanie

Was soll im eignen Wald ich meine Besen binden,
Zum grünen Kranz das Gras, am Bach gelesen, winden?
Wohlauf, die Welt ist weit, und süß die fremde Frucht,
Ich will, was hier gedeiht, bei den Chinesen finden.

Programm

Wilde Kunst und Lärm für Schall,
Wahngewog und Überschwall:
„Ich bin ich und Herr der Welt ...“
Wind und Dunst: Atomzerfall.

Erdenstraße

‚Weise den Weg! Ich hebe den Fuß mit frohem Gebete.‘
„Styx, Acheron, Phlegethon, Cocytus — denique
Lethe.“

Standpunkt

Du siehst die Welt von deinen Wegen:
Den Punkten der Peripherie
Scheint leicht das Zentrum abgelegen.

Digitized by Google

Adolf Frey im 38. Lebensjahre

Nach einem Daguerreotyp

Digitized by Google

Digitized by Google

Sinn des Propheten

Mangel schafft den Mahomet.
Daß du, was er fordert, hast,
Das verzeiht dir kein Prophet.

Criticissimus

„Aller Mut ist Eitelkeit
Alle Liebe Gier,
Vieh und Menschen Teufelskraut,
Ausgenommen: WIR."

Typus Ib

Gehn die Genien hoch im Licht,
Hockst du auf der Bank der Spötter:
„Pfui, den Götzen dien ich nicht!
Dreimal hoch die Viertelsgötter!"

Zweifel

Zweifel will den Wahn dir rauben,
Zweifel zwingt zum wahren Glauben.

Digitized by Google

Hüpfmännchen

‚Ja Nein', ‚Nein Ja': man ſinnt und ſpinnt,
Queckſilber in den Adern rinnt.
Man hüpft und ſchlüpft,
Man ſpickt, verquickt
Und wird ein ganz verzwackter
Charakter.

Weltlicht

Irrlicht ſei es nicht,
Was den Pfad dir hellt:
Nicht die Welt iſt Licht:
Licht iſt in der Welt.

Troſt der Kreatur

„Kein Troſt iſt in der Kreatur,
Des Todes iſt die Trugnatur!"
Kein Troſt iſt in der Kreatur,
Doch trägt ſie tiefſten Troſtes Spur.

Digitized by Google

Erlebnis

Dir ist Erlebnis, was du lebst,
Worin du wühlst, worin du webst.
Erlebnis, das dich frei erhebt,
Das ist erlebt.

Weisheit

Was wirkt die Weisheit? Lacht sie der Schmerzen,
Liebt sie den Tod, flieht das Gewimmel?
Weisheit findet das Herz im Himmel,
Himmel im Herzen.

Der Seele Seligkeit

Wer tiefster Seele Grund ermessen hat?
Nicht, der sich rohen Rauschs vermessen hat.
Jäh sinkt der Rausch in sich, doch ganz allein
Ist selig, der sein selbst vergessen hat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jakob Boßhart

Nächtliches Ringen

Adolf Frey gewidmet

Durch die Bergnacht
Gröhlt das Wetter,
Blitze blenden
Und Donner dröhnen,
Felsenwände
Krachen wie schwache
Planken zusammen.
Hagelschauer
Umpeitschen die Kuppen,
Gletscherschlünde
Lechzen nach Blitzen
Und schreien ins Dunkel.
Die Felsenspitzen
Zerschneiden die Stürme,
Zerfetzen die Wolken,
Zerspellen den Donner.
Lärchen und Arven
Stöhnen in Nöten.
Erschrocken verstummt
In dem Aufruhr der Eisbach.

Digitized by Google

Der Morgen erglänzt.
Auf Graten und Gletschern
Glitzert die Sonne.
Die Matte dehnt sich im Licht
Und träumerisch wiegt sich der Wald.
Die Menschen erwachen im Tale,
Sie schau'n nach den blendenden Höhen,
Den sonndurchwobenen Wolken
Und freuen sich still ihrer Klarheit.
Nur wenige ahnen, wie mächtig der Berg
Im Dunkel die Nacht lang gerungen.

Digitized by Google

Besinnung

Die Sommersonne glänzte übers Land und in die Fensterscheiben. Der Annemarie vom Haselhof kam sie zu früh. Sonst war sie am Morgen immer die erste gewesen, heute schien es ihr, sie sei ans Bett genagelt, es lag ihr wie Lähmung in den Gliedern. Schon seit Wochen hatte sie beim Erwachen diese Schwere empfunden, so bleiern noch nie.

„Es ist Sonntag," murmelte sie vor sich hin, „ich versäume nicht viel, ich bleibe einmal liegen." Sie, liegen bleiben, die seit ihrer Kindheit keinen kranken Tag gehabt hatte? Sie sann nach: „Im nächsten Monat werde ich vierundsiebzig, einmal muß es das Ende sein." Diese Ueberlegung war ihr noch nie gekommen, sie hatte jeden Tag ihr Stück Arbeit bezwungen und ihr Stück Sorge abgetan und war unterdessen alt geworden, fast ohne es zu merken. Sie hielt sich noch gar nicht für entbehrlich auf der Welt und hing am Leben.

Die Kammertüre schob sich leise auf und ein rotbackiger Blondkopf guckte herein. Es war ihre Enkelin Settli, ein Kind von zehn Jahren, ihr Liebling und ihre Altersfreude.

„Wir essen," sagte das Mädchen, halb erschrocken, die Großmutter noch im Bett zu sehen.

„Ich komme gleich, liebes Kind," erwiderte die

Digitized by Google

Alte. Sie raffte ſich zuſammen und ſtieg in die Stube hinab.

Ihr Sohn, der Elias, warf über den Teller weg einen raſchen Blick nach ihr und meinte: „'s iſt Föhn in der Luft, drum biſt du ſo müde. Ruh' dich heute nur aus."

Sie ſaß dem Fenſter gegenüber und ſchaute, wenn ſie den Blick hob, in einen heitern Sommermorgen, durch den von Oſten her leichte weiße Wolkenballen langſam geſchoben wurden. Sie hatte in ihren vierundſiebzig Jahren Wind und Wetter einzuſchätzen gelernt und dachte bei ſich: „Der Elias ſieht mir den Tod an, drum will er mich mit dem Föhn tröſten. Bin ich alſo wirklich ſo weit? ſo weit?"

Ein Vorſatz reifte in ihr. Sie wartete, bis die andern die Stube verlaſſen hatten, holte dann aus dem Wandſchrank ihr Kirchengeſangbuch hervor und verließ das Haus durch die hintere Türe. Sie wollte nicht geſehen werden, weder von den eigenen Leuten, noch von den Nachbarn. Durch den Baumgarten, vom Gras faſt ganz überwuchert, führte ein Fußpfad ins Feld zu einem Nußbaum, der wie ein gewaltiger Recke aus einem Grünhag emporragte. Im Schatten dieſes Baumes wollte ſie ihre Sonntagsandacht halten und ihren Zuſtand bedenken, für ſich allein, da ihr der Kirchgang zu beſchwerlich war. Der Ort hatte für ſie eine beſondere Bedeutung. Vor dreiunddreißig Jahren war ihr Mann von dem Baume zutode gefallen, als er

Digitized by Google

mit der Stange die Nüsse herunterbengeln wollte. Das war der eine schwere Schlag ihres Lebens. Elias war damals erst dreizehn Jahre alt und keine große Hilfe gewesen, und so mußte sie den überladenen Karren fast allein durch den Bach schleppen, jahrelang.

In diese bedrängte, nothafte Zeit fiel der zweite Schlag. Sie hatte ein Töchterchen, Seline, für das sie willig beide Augäpfel aus dem Kopf gegeben hätte. Das starb ihr im siebzehnten Jahr nach kurzer Leidenszeit, wie eine Rose, die von einem Platzregen zu Boden geschlagen wird, ehe sie ganz aufgegangen ist. Diesen Schmerz hatte die Haselhofbäuerin nie überwunden, man sah sie seit jener Zeit nie anders, als mit einer schwarzen Schürze.

Ihren beiden Toten galt zuerst ihre Andacht unter dem Nußbaum. „Nun bin ich also fast so weit wie ihr," sagte sie halblaut vor sich hin. „Die Toten holt man immer einmal ein. Warum auch nicht? Wir gehen und sie warten." Wie sie so dachte, warf ihr der Nußbaum ein welkes Blatt auf die Schulter herab. Sie fuhr leicht zusammen. Hatte sie der Tod berührt? Sie schaute in abergläubischer Anwandlung über die Achsel zurück. Der Tod? Er hatte ihr bis jetzt noch nie Angst eingeflößt, sie hatte schon so viele Menschen vor, neben und hinter sich verschwinden sehen, daß sie ihm nicht viel anders als dem Schlafengehen entgegengeschaut hatte. Es war ihr noch nie

Digitized by Google

eingefallen, über etwas, das alle andern auch erdulden müssen, sich aufzuhalten und zu klagen, sie hatte auch nie Zeit gehabt, derlei Dingen nachzuhängen.

Ihre Blicke gingen über den Hof hin, den sie vom Nußbaum aus fast ganz übersehen konnte. Ueber fünfzig Jahre war sie auf diesen Erdschollen und Rasenflächen umhergegangen oder herumgebuckelt und -gekniet. Und nun? In ein paar Tagen sollte sie, in sechs Bretter eingeschlagen, für immer hinweggetragen werden. Es wurde ihr seltsam zumute. Sie merkte, daß der Tod an diesem Morgen für sie ein ganz anderes Gesicht angenommen hatte. Trennung vom Hof und von Elias, von Settli und von allem, Trennung für alle Zeit, das hatte sie noch nie recht durchgedacht, weil ihre Gedanken sich immer nur mit dem Nötigsten und Nächsten beschäftigt und damit genug zu tun gehabt hatten. Sie suchte sich von dem Hof wegzudenken, aber sie brachte es nicht fertig. Der Hof ohne sie und sie ohne den Hof! Eher konnte sie sich ein Haus ohne Mauern vorstellen. Der Tod war doch etwas anderes als eine Decke, die man am Abend über sich zieht und am Morgen wieder zurückschlägt. Sie wurde etwas beklommen, nicht wegen der zu erwartenden Schmerzen und des letzten Kampfes, sondern weil es in der Welt von nun an ohne sie gehen sollte, ganz ohne sie.

In einer langen Stunde suchte sie ihre Hände und ihr Herz von Hof und Welt loszulösen. Mehr als ein-

Digitized by Google

mal verschleierten sich ihr die Augen dabei. Sie schalt sich: „Wie töricht, sich selber zu beweinen!“ Da sie allein mit dem Rätsel nicht fertig wurde oder den Mut nicht fand, alles zu Ende zu denken, schlug sie ihr Gesangbuch auf und las die Lieder durch, die man ihrem Mann und ihrer Seline am Grab gesungen hatte, und dann noch ein paar andere, die in der Nähe standen. Sie las laut, ganz so wie sie es einst in der Schule getan hatte, und bei dem gleichförmigen Klang der Verse und dem aus dem Leben hinwegführenden Sinn der Worte kam erst die rechte Abschieds- und Feierabendstimmung über sie. Es war ihr fast, sie befinde sich auf einem andern Hofe, in einer fernen Welt, ja, sie selber sei in einen andern Menschen geschlüpft oder ins Kleid der Ewigkeit. Reimwörter klangen ihr in den Ohren nach: Not und Tod, hinab und Grab, Frieden, beschieden, Sterne, ferne, Licht und bricht.

„Mir ist, ich habe heut zum erstenmal in meinem Leben Sonntag gefeiert,“ dachte sie. Und dann verketteten sich die Gedanken und Entschlüsse langsam, aber folgerichtig: Sie hatte ihr ganzes Leben lang nur der Arbeit und der Sorge, dem Mann und den Kindern, dem Brot, dem Acker und der Wiese gelebt. Das war vielleicht wohlgetan, das hatte ihr wenigstens ein gutes Gewissen bewahrt. Aber war es auch genug? Hatte sie nicht so gelebt, als ob sie nur aus Händen und nicht noch aus etwas anderm bestände? Ihr ganzes Leben war eine geschlossene Kette von

Digitized by Google

Werktagen gewesen, ihre Sonntage waren nur im Kalender rot, in Wirklichkeit aber grau gewesen und der Sorge und der Scholle verpfändet wie die andern. Darob war in ihr etwas zu kurz gekommen, sie fühlte es dunkel. Das hatte sie verhindert, hin und wieder in sich hinein-, anstatt aus sich herauszuschauen, darum mußte sie vierundsiebzig werden, bis sie wußte, was Andacht ist, darum konnte sie der Tod am Ende eines langen Lebens noch mit Schauder überschütten.

„Ich will es nachholen, so gut ich kann," schloß sie, „was mir noch vom Leben bleibt, soll Sonntag sein."

Und sie stellte, gleich entschlossen, ihr Leben auf Sonntag ein. Elias und die andern merkten die Veränderung gleich und verwunderten sich über ihr Wesen, ließen sie aber gewähren; die gute Großmutter sollte nicht einmal spüren, daß man ihr Betragen seltsam fand. Am Montag behielt sie ihr Sonntagskleid an, sie brauchte es ja nicht mehr zu schonen. Sie setzte sich wieder unter den Nußbaum, wo sie von niemand gestört wurde, und las Lieder in ihrem Gesangbuch. Dazwischen durchging sie ihr ganzes Leben, soweit sie zurückdenken konnte. Sie kehrte in ihr Elternhaus ein, sie erinnerte sich noch ganz genau an die Wiege, in der sie einst gelegen hatte. Und dann näherten sich ihre Gedanken in langem Gange und Schritt für Schritt der Stätte, wo sie in ihrem letzten langen Schlaf zu Staub vergehen sollte. Eine Art Neugier kam über sie. Sie war schon lange nicht mehr auf

Digitized by Google

dem Kirchhof gewesen, gegen vier Jahre. In welcher Ecke oder Reihe würde sie ihre letzte Ruhestatt finden? Sie wollte es wissen, sie wollte am folgenden Tag ins Dorf hinabsteigen. Der Weg war weit, fast eine Stunde, aber sie konnte sich ja Zeit nehmen und ausruhen, so oft ihr die Kraft ausging. Auf dem Friedhof wollte sie auch die Gräber ihres Mannes und ihrer Tochter aufsuchen und schmücken, zum letztenmal. Es sollte ein hoher Feiertag werden. Halbwegs, im Niderwiler Weinberg, gehörte ein Stück Rebland zum Haselhof und mitten in den Reben wuchsen seit Großvaters Zeiten ein paar Lilienstöcke, die jetzt blühen mußten. Mit ihnen wollte sie ihre zwei Gräber festtäglich machen.

So nahm sie am nächsten Tag, mit einer leichten Gartenhacke bewehrt, den Weg nach dem Pfarrdorf unter die Füße. Langsam ging sie talabwärts. Leute arbeiteten in den Wiesen und Aeckern, das Arbeitsgewissen regte sich in ihr, aber sie suchte es zu geschweigen. Schon nach einer Viertelstunde mußte sie sich an den Straßenrand setzen, sie war wirklich ein ausgefahrener Wagen.

Eine schwarze Gestalt kam des Weges. Es war der Pfarrer, der zum Unterricht in die Bergschule hinaufstieg. Sie erhob sich und wollte ihren Weg fortsetzen, sie schämte sich ihrer Schwäche. Er erkannte sie. „Wohin des Wegs, Annemarie? Ich hab' Euch lange nicht mehr gesehen."

Digitized by Google

Sie besann sich eine Weile, unschlüssig, ob sie ihm ihr Vorhaben und ihre Heimlichkeit beichten sollte. Endlich sagte sie offen: „Ich bin unterwegs zu meinem Grab. Ich will sehen, wo ich liegen soll."

Er lächelte. „Dann tun wir das gleiche, Annemarie, wir und alle andern." Sie sah ihn fragend an, und er erklärte sich: „Wir alle sind zu unserem Grab unterwegs, vom ersten Lebenstag an, aber man denkt nicht daran."

„Man denkt nicht daran," wiederholte sie gewichtig und ging, dem Worte nachsinnend, ihres Weges weiter.

In Niderwil schwenkte sie nach dem Weinberg ab. Der Weg stieg stark an und sie erreichte ihre Reben nur mit Mühe. Oben angelangt, fiel sie mehr hin, als daß sie sich setzte. Sie schaute an den Rain hinauf, wo die Lilien standen und erlebte eine Enttäuschung: sie waren schon verblüht. Waren sie heuer so viel früher als sonst? „Das macht das heiße Wetter," dachte Annemarie.

Während sie ausruhte, musterte sie die Reben, über die sie sich in früheren Jahren so oft gebückt hatte. Auch sie waren weiter vorgeschritten, als sie erwartet hatte. „Es ist höchste Zeit, sie auszubrechen," dachte sie. Und schon stand sie an einem Rebstock aufgerichtet, damit beschäftigt, einzelne Schosse zu kürzen und andere aus der Blattachsel herauszu-

Digitized by Google

klauben. Der Werktagsgeist hatte sie, ohne daß sie es merkte, wieder unter sein Joch gezwungen. Bei der altgewohnten Arbeit vergaß sie ihre Schwäche halb, und als es Mittag läutete, war sie erstaunt, es so lange auf den Füßen ausgehalten zu haben. Sie setzte sich auf das Rasenband, das neben dem Stück Rebland in die Höhe führte, und knusperte an ihrem Mundvorrat. Sie hatte sich für eine Tagesreise vorgesehen. Sollte sie am Nachmittag ihren Gang fortsetzen? Sie sah nach dem Pfarrdorf hinüber, zu dem eine fast gerade Straße über ebenes Land führte, und sie maß mit den Augen die Entfernung bis zum Kirchturm. Der Tag war heiß, auf der Straße flogen dann und wann kleine Staubwirbel auf, ein Fuhrwerk zog eine lange weiße Wolke hinter sich her, die, sich langsam auflösend, über die Felder entschwebte. „Bald wird statt der Wolke ein langes schwarzes Band an den Ackern vorüberziehen, vorn der Wagen, gleich dahinter der Elias..."

Annemarie brachte den Mut nicht auf, zu der heißen, staubigen Straße hinabzusteigen, die Rebstöcke schienen sie anzuschauen und die Ranken flehend nach ihr auszustrecken, um sie zurückzuhalten. Sie blieb sitzen, bis die Sonne sich etwas neigte und richtete sich dann wieder an den Reben auf. War das nicht nötiger und nützlicher, als zum Grab zu gehen? Dazu war wohl morgen oder übermorgen noch Zeit, und eigentlich war der ganze Einfall Narrenwerk.

Digitized by Google

Gegen Abend schleppte sie sich doppelt so langsam, als sie gekommen war, zum Haselhof hinauf. An der Stelle, wo sie am Morgen mit dem Pfarrer die paar Worte gewechselt hatte, setzte sie sich wieder an den Straßenrand und überlegte den Tag. Je länger sie sann, desto unzufriedener wurde sie mit sich. Es war ihr zumut, als hätte sie ein Wort oder etwas Stärkeres gebrochen. „War das nun der Feiertag, den du suchtest? Grauer Werktag! Ist es so schwer zu feiern? Bin ich nicht imstande, ein paar Tage oder Wochen nach dem Herzen zu leben statt nach der Hand?“ Sie dachte über diese Seltsamkeit nach, bis sie vor Müdigkeit einnickte.

„Guten Abend, Annemarie,“ schallte es in ihren Schlummer. Sie fuhr auf. „Ach so, du bist's, Reutlinger! Du hast mich fast erschreckt. Woher des Wegs?“

„Vom Haselhof. Ich suche Arbeit, aber der Elias braucht keinen Taglöhner.“

„Nein, das braucht er wohl jetzt nicht,“ bestätigte die Frau ohne Ueberzeugung. Der Reutlinger war ein alter Landstreicher und stammte aus dem gleichen Dorfe wie sie. Er sah, wie sie ihn unter ihren schweren grauen Augenbrauen hervor scharf musterte, daß sie vom Anzug, in dem er vor ihr stand, wenig erbaut war.

„Sei nicht so streng, Annemarie, wir sind doch zusammen einmal in die Schule gegangen und du hast mir seither schon manches Stück Brot gegeben und etwa

Digitized by Google

auch etwas Speck drauf. Und dann will ich jetzt ins Gegenteil umschlagen."

„Soll das heißen, daß du jetzt noch das Arbeiten lernen willst?" fragte die Frau und lächelte, so gut ihr faltiges Gesicht es vermochte.

„Ich habe immer etwas gearbeitet, das heißt von Zeit zu Zeit."

„Ja freilich, wie Binzmüllers Kater maust, einmal im Frühjahr, und wenn's gut geht, noch einmal vor dem Einwintern. Hast du ein Leben geführt!"

Er richtete sich in seinen Lumpen auf und sagte mit sichtlichem Selbstgefühl: „Ich würd's nicht zurücknehmen, keinen Tag!"

„Schön, wenn man so mit sich zufrieden sein kann, schön", nickte die Bäuerin streng; sie wußte in diesem Augenblick nicht mehr, daß sie ihr Leben nun auch aufs Nichtstun gründen wollte.

„Das verstehst du nicht," wies er ihren Tadel zurück. „Weißt du, was das heißt? Man erwacht an einem schönen Morgen in einem Schopf oder Kuhstall, steckt die Nase in den Wind und wandert dann in den Tag hinein, immer dorthin, wo der Himmel am blausten ist und die Vögel am lustigsten pfeifen, und man pfeift etwa auch eins mit, wenn nicht gerade Leute in der Nähe arbeiten. Denn man möchte niemanden ärgern. Jetzt hab' ich keine Zähne mehr und das Pfeifen hat ein End'."

„Drum willst du nun arbeiten? Meinst du, es gehe

Digitized by Google

jetzt leichter als zu der Zeit, da du noch das ganze Maul voll Zähne hatteſt?“

„Alles zu ſeiner Zeit!“ entgegnete er würdevoll. „Iſt man für das Wandern zu alt, ſo arbeitet man halt. Aber die Leute ſind merkwürdig, ſo lange man nicht ſchaffen mag, ſagen ſie: Schaff! und wenn man ſchaffen möchte, ſagen ſie: Ich hab' keine Arbeit für dich!“

Annemarie lachte mit ihrem hohlen Mund: „Ja, ja, die Leute ſind immer alle verkehrt, bis auf einen.“

Dieſes Wort verletzte und reizte ihn. Er beſaß ſeinen Bettlerſtolz und hatte ſich immer für klüger gehalten als die anderen. „Ja, lach' nur, aber verſuch's einmal, es mir nachzumachen!“ zürnte er. „Man muß da und da etwas haben, wenn man ein Tagedieb ſein will,“ und er wies auf die Stirne und das Herz. „Die meiſten arbeiten nur darum wie verrückt, weil es ihnen eben da und da fehlt. Schaffen iſt leichter zu ertragen, als ſich langweilen.“

Sie ſchüttelte ihren mageren Kopf zu dieſer Weisheit. „Aber du behaupteſt doch ſelber, daß du jetzt arbeiten willſt. Wie ſtimmt das zuſammen?“

Er wurde auf einmal traurig und ſagte langſam: „Das iſt es ja eben, ich kann es nicht mehr. Ich habe früher einen halben Tag lang vor einem Ameiſenhaufen ſitzen können, das iſt eine ganze Welt, oder am Bach, wo die Forellen nach den Waſſerläufern ſchnappten, oder am Ried, wo die Fröſche auf die

Digitized by Google

Fliegen warten und die Störche auf die Frösche, das ist auch eine Welt, meiner Seel'! Oder ich bin im Gras gelegen und habe den Schwalben in der Luft zugeschaut oder den Weihen, oder ich habe den Staren zugehört, wenn sie die andern Vögel verspotteten, und das ist eine Welt, die mir besonders gefällt. Oder ich habe ..., oh, was hab' ich nicht alles getan! Die Zeit verging mir wie vom Wind fortgeblasen und den Hunger hab' ich kaum gespürt. Jetzt ist's anders. Alles ist mir nun altes Gewand, ich kann mit meinem Tag nichts mehr anfangen, und der Hunger ist mir aufsätzig. Das ist es eben: ich bin zum Wandern zu alt und werde jetzt arbeiten müssen."

„Siehst du," erwiderte sie hartnäckig, „du hast dein Leben doch verlottert."

Er brauste auf: „Verlottert! Hast du mich denn einmal betrunken gesehen? Ist meine Nase etwa rot oder blau? Verlottert! Nein, ich hab' mein Leben nicht verlottert, du vielleicht, ich nicht, ich gäb es ... ach, was hab' ich doch... Ich hab' dir's doch gesagt, ich möchte keinen Tag zurücknehmen."

„Dann ist es ja gut," erwiderte sie, „ganz gut", und erhob sich, um zu gehen. Da sah sie, daß ihm das Wasser aus den Augen floß.

„Was hast du?" fragte sie verwundert.

„Nichts. Nur wenn man so an alles denkt ..." Dann wechselte er plötzlich den Ton: „Du könntest beim Elias ein gutes Wort für mich einlegen! Ich

Digitized by Google

habe seit gestern abend nichts gegessen und einen Hunger wie der Fuchs im Schnee."

Sie überlegte einen Augenblick und sagte dann, sich in Bewegung setzend: „So komm."

Die beiden schritten nebeneinander schweigsam zum Haselhof hinauf.

Elias stand vor der Scheune und wartete verwundert, bis sie herankamen. „Der Reutlinger da," begann Annemarie, „sucht Arbeit, ich denke, man wird ihm schon irgend einen Stiel in die Hand geben können,"

Elias musterte den Landstreicher, den er vor einer halben Stunde weggewiesen hatte, und dachte dabei: „Es ist bei der Mutter die Änderung vor dem Tod, wann hat man früher an ihr derlei Schrullen bemerkt?" Endlich entschloß er sich zum Reden: „Was kannst du denn?"

„Ich hab' einmal auf den Schneider gelernt, wie die ganze Gegend weiß, aber das ist nun lange her. Du mußt es eben drauf ankommen lassen! Stell' dir vor, ich könne alles, was ich will."

„Aber du willst nichts," entgegnete Elias mißmutig.

Nun legte sich die Mutter ins Mittel. „Wenn einer umkehren will, soll man ihm nicht davor sein."

„Nun gut," brummte Elias, „aber leite du ihn an."

In der Nacht konnte Annemarie lange nicht einschlafen. Sie meinte, es sei vor Müdigkeit. Da gingen ihr allerlei Dinge durch den Kopf. Als sie end-

Digitized by Google

lich etwas entschlummerte, träumte ihr, es sei ihr Hochzeitstag und sie trete an den Taufstein. Es war aber nicht ihr Mann, der sie führte, sondern der Reutlinger. Die Leute streckten die Hälse lang aus den Stühlen und munkelten: „Die Haselhöferin heiratet den Sonntag.“ Annemarie schämte sich, weil ihr Sonntag so gar in Lumpen ging, er aber beruhigte sie: „Das macht nichts, Annemarie, wir tauschen am Taufstein die Schuhe, und dann ist alles gut. Ich habe bis jetzt das Leben verlottert, nun sollst du es verlottern, oder nein, ich habe bis jetzt mit dem Leben gehaushaltet, nun sollst du damit haushalten.“ Sie wollte in seine Schuhe schlüpfen und sah, daß sie ganz zerrissen waren. Darüber schrak sie auf.

Der Traum hatte ihre Gedanken aufgedeckt. Die ganze Nacht hatte sie darüber nachgesonnen, daß sie mit Reutlinger das Leben vertauschen wollte. Das beunruhigte sie und ließ sie ihren Entschluß als lächerlich und widersinnig erscheinen. Dann wieder redete sie sich ein, was sie wolle, sei doch nicht das nämliche, was der Landstreicher hinter sich habe. Aber sie war im Unterscheiden nicht geübt genug, um den Unterschied herauszuschälen. Sie empfand nur, daß es gar zu einfach sei, die andern sich schinden zu lassen und von ihrem Schweiß zu leben.

Am Morgen ging sie mit dem Reutlinger auf den Kartoffelacker und unterwies ihn in der Arbeit. Sie trug wieder ihr Sonntagsgewand, sie wollte nicht

Digitized by Google

selber Hand anlegen. Ihr Taglöhner begriff bald, worauf es ankam, denn es fehlte ihm durchaus nicht an Verstand. Aber wenn ein Vogel über den Acker flog, sah er ihm nach, bis er sich irgendwo in Gras oder Hag setzte. Eine der Kartoffelpflanzen trieb schon eine Blüte, er benützte diese Gelegenheit, um der Bäuerin umständlich die von allen übersehene Schönheit dieses Gebildes zu preisen. Eine Raupe kroch an einem Stengel empor, er bewies mit warmen Worten, daß ein solches Geschöpf das glücklichste auf Erden sei, denn es sterbe nicht, sondern verschlafe sich zu einer Puppe, und wenn es erwache, sei es ein wundersamer Sommervogel. Der Herrgott müsse so eine garstige Raupe besonders liebhaben. So fand er immer etwas zu schwatzen, und während er sprach, ruhten seine Hände. Die Bäuerin mahnte von Zeit zu Zeit zum Fleiß, aber er merkte es nicht einmal, wenn er müßig dastand. Am Nachmittag nahm Annemarie auch eine Haue mit auf den Acker, um etwas nachzuhelfen; sie fürchtete, Elias werde sonst ihren Schützling noch gleichen Abends davonjagen. Es war kein Feiertag für sie, und sie bereute es halb, sich des Müssiggängers angenommen zu haben.

Am Morgen war der Reutlinger verschwunden. Als er sich einen Tag lang sattgegessen und seine zerlumpten Kleider mit etwas besseren vertauscht hatte, war ihm die Wander- und Lebenslust wieder gekommen. Annemarie war diese Flucht sehr unlieb, sie ver-

Digitized by Google

größerte ihr Unbehagen. „Er hat die Umkehr nicht vermocht, werd' i ch sie vermögen?"

Sie ging an diesem Tag nicht ins Freie, sie hatte bemerkt, daß die Nachbarn sie mit seltsamen Augen ansahen. Sie stieg in ihre Kammer hinauf, um dort ganz ungestört ihren Gedanken zu leben. Aber die Gedanken, die sie meinte, kamen nicht nach Wunsch, die Gedanken, die kamen, waren solche des Werktags, Mahnrufe, die der Hof in ihre Kammer schickte: „Was tut der Elias jetzt? Wann wird er die Reben ausbrechen? Ich sagte es ihm doch, es sei Zeit! Die Kirschen im Moosacker werden jetzt reif sein, holt man sie nicht, so werden sie von den Staren gefressen. Der Nachbar Hans hat dieses Jahr schöneres Korn als wir ..."

So trieb sie es zwei Tage. Sie fand keine rechte Andacht und Erhebung. Sie erinnerte sich an das Wort Reutlingers: „Die meisten arbeiten nur wie verrückt, weil es ihnen da und da fehlt." Ach Gott, sie war zu alt zum Müßiggehen, wie er zu alt zur Arbeit, sie hatte die Zeit siebzig Jahre mit den Händen abgesponnen und konnte sie jetzt nicht mehr mit dem Herzen abspinnen. Sie versuchte es immer wieder, die Andacht in einem Anlauf zu erhaschen, aber bei jedem Versuch strauchelte sie. „Warum nur der Nachbar Hans dies Jahr gerateneres Korn hat als wir? Und warum seine Bienenstöcke alle geschwärmt haben, und von den unsern kaum die Hälfte? Wie verdient er

Digitized by Google

das?" So mischte sich in das gute Korn ihrer Andacht allerlei Gerank und Gewächs, ja, sogar schlimmes Unkraut, Kornraden, Klatschmohn, Lolch. Es ging ihr wie einem welken Blatt, das nicht aus eigener Kraft fliegen kann und bald himmelwärts getragen, bald in den Staub geworfen wird. Endlich gab sie's auf. „Es ist wie man sagt: tun ist besser als ruhn! Morgen zieh ich wieder meine Werktagskleider an."

In der folgenden Nacht fand sie, vielleicht weil dieser Entschluß wieder etwas Ruhe in ihr Wesen gebracht hatte, einen leichten Schlummer. Aber gegen Morgen wurde sie durch ein aufgeregtes Her und Hin im Hause aufgeschreckt. Es litt sie nicht länger im Bett. Sie fand Elias und seine Frau in großer Bestürzung. Settli, das am Abend vorher von einem Schulausflug matt wie eine welke Blume heimgekehrt war, lag vom Fieber geschüttelt, mit glühenden Backen und trockenen Augen im Bett. Es wimmerte hilflos und bettelte mit den Blicken um Linderung.

Sobald der Tag anbrach, verließ Elias das Haus, um den Arzt zu holen.

Annemarie hatte ihr Alter, ihre Schwäche und ihre Feiertagsgelüste auf einen Schlag vergessen. Sie setzte sich entschlossen am Bette fest und sagte zu ihrer Schwiegertochter: „Laß mich zu dem Kinde sehen, ihr habt jetzt alle Hände übervoll zu tun. Taug ich zum Schaffen nicht mehr, so taug ich doch noch zum Warten."

Digitized by Google

Man wehrte ihr, aber sie ließ sich nicht von der Kleinen wegbringen. Wie sie die heiße Hand des Kindes in ihrer kalten fühlte, fand sie es unsäglich töricht, sich um ihr Grab gekümmert zu haben, der Tod ließ sich ja auf keine Rechnung ein und verteilte die Plätze unten im Kirchhof, wie es ihm gefiel, keinem ließ er die Wahl. Und ihr Lebensfeierabend! Wie hatte sie sich einbilden können, es werde ihr ein solcher beschieden sein? Das war nicht mehr für sie. Sie hatte ja den Weg verfehlt. Gut, daß sie noch zu etwas nütze war!

Der Arzt kam, und als er Settli das Nötige verordnet hatte, wendete er sich an Annemarie, über deren Zustand er von Elias unterrichtet worden war. Sie lächelte ihn an und sagte: „Mir ist bald geholfen. Ich glaube, Settli da ist mein Arzt, ihre Krankheit ist meine Gesundheit, ich fühl mich wieder wohler."

„Ihr mögt recht haben," entgegnete der Doktor, indem er ihr den Puls fühlte, und er erwiderte ihr Lächeln mit einem Nicken des Kopfes zum Zeichen, daß er sie verstanden hatte.

Annemarie pflegte ihren Liebling mit einer Ausdauer, die Elias und seiner Frau fast wie ein Wunder vorkam. War etwa ihr Zustand gar nicht so ernst und nur eine Folge der Sommerhitze gewesen? Oder hatte sie sich ihre Schwäche nur eingebildet, wunderlich und schrullig, wie alte Leute etwa sind?

Man hatte Mühe, die alte Frau zu bewegen, sich

Digitized by Google

wenigstens abends niederzulegen. Manchmal erschien sie mitten in der Nacht wie ein Sorgengeist an Settlis Bett, wenn sie in ihrer Schlaflosigkeit von der Furcht gequält wurde, es könnte dem Kinde gehen wie einst ihrer Seline.

Tagelang lag das Kind auf der Schwelle zwischen Leben und Tod. Es war oft irr und sprach dann die seltsamsten Dinge, die die Angst der Wartenden erhöhten. Einmal, als es gegen Abend ging, und die Großmutter allein bei der Kranken war, trat plötzlich eine Änderung ein. Sie wurde ruhig, der Atem, der eben noch hastig getobt hatte, war kaum mehr hörbar, die Augen schlossen sich und auf die Stirne traten Schweißtropfen und rollten über die Schläfen. „Ganz wie bei der Seline," stöhnte die Großmutter, „es geht zu Ende." Sollte sie nicht die „Jungen" rufen? Aber wie das Kind allein lassen? Wenn es unterdessen stürbe? Eine namenlose Beklemmung erfaßte die alte Frau. Sie schluchzte zum Himmel, er möchte doch i h r rufen und das junge Leben leben lassen. Die letzten Tränen, die ihre zusammengeschrumpften Augenlider noch zurückbehalten hatten, strömten hervor und fielen ihr schwer auf die Schürze. Sie wagte nicht mehr, das Kind anzusehen und hielt sich die Hände vors Gesicht. Wie zu Stein geworden, saß sie am Bett, sie wußte nicht wie lang, ihr schien eine Ewigkeit. Sie hörte nicht, daß sich das Kind im Bett regte, und als es leise fragte: „Wo bin ich? Bist du da, Grosi?"

Digitized by Google

stockte ihr das Herz, so unerwartet und schreckhaft kamen ihr die Worte. Als sie aber begriff, daß das Leben gewonnen hatte, fiel ein solches Glücksgefühl über sie, daß sie keinen Laut zu sprechen vermochte und die Antwort auf die verwunderte Frage der Kleinen schuldig blieb. Sie wußte selber nicht, wie froh und dankbar ihr Herz zum Himmel schlug, sie fühlte nur eines: Nun war die rechte Feiertagsandacht über sie gekommen, überselig wie in ihrem ganzen Leben noch nie. Ihre Seele zitterte und sie versuchte, ob ihr alter, karger Mund noch küssen könne.

Als am Abend Elias in die Kammer trat und fragte, wie es gehe, flüsterte sie, denn das Kind schlief wieder: „Freu dich, es ist dem Settli und mir und allen gut gegangen."

Von da an war es, als hätte sich der Tod von der Enkelin weg zur Großmutter hingewandt. In dem Maß, wie sich bei Settli die Kräfte wieder einstellten, wichen sie von der Großmutter, und von dem Tag an, da das Mädchen wieder aufstehen konnte, erhob sich Annemarie nicht mehr. Nun vertauschten die beiden ihre Rollen. Settli saß stundenlang bei der Großmutter, die ihr mit ihren müden Lippen etwa ein gutes Wort zuflüsterte oder mit ihrem matten Lächeln dankte. Sie schien immer glücklich zu sein und andächtig in sich hinein zu schauen. Einmal fragte sie: „Gelt, Kind, heut ist Sonntag?"

„Ja, heut ist Sonntag," erwiderte die Kleine.

Digitized by Google

„Ich will dir etwas sagen: Nimm dir an jedem Sonntag ein paar Stunden für dich heraus, du wirst es dann am Ende leichter haben als ich. Sieh, ich hatte vor fünf Wochen meinen ersten Sonntag und heut ist schon mein letzter. Das ist wenig, ich habe zu spät daran gedacht. Man holt's nicht mehr ein." Sie hielt inne und sann zur Kammerdecke hinauf. Die Worte gingen ihr mühsam aus dem Mund. Nach einer Weile bewegten sich ihre Lippen wieder: „Die Arbeit in Ehren, wer könnte es ohne sie aushalten? Man müßte grad ein Reutlinger sein. Aber die Arbeit darf nicht alles sein. Man sollte sein Leben einrichten wie den Kalender, schwarz und rot durcheinander". Wieder schwieg sie und noch einmal faßte sie ihre Kraft in ein Wort zusammen: „Ich setz mich jetzt an den Weg, ich will auf dich und die andern warten. Du bist noch unterwegs und ich am Ende, was wirst du einmal zu erzählen haben? Mach, daß es dann nach Sonntag aussieht!"

Wie sie so sprach, nahm ihr Gesicht ein seltsames Lächeln an. Dem Mädchen, dem die gehauchten Worte der Großmutter dunkel und unheimlich klangen, wurde bang, und mit Angst und Tränen in den Augen verließ es die Kammer. Als es mit Vater und Mutter zurückkehrte, lächelte die Großmutter immer noch so seltsam in die Kissen, aber mit geschlossenen Augen.

Digitized by Google

Heinrich Federer

Meine Schublade

Kein Mond ist so leis, keine Sonne so keck,
In meine Lade zu gucken,
Wo Märchen nisten und tief im Versteck
Warme Seelchen von Liedern zucken.

Da piept es und pfeift es in losem Fest,
Keiner kritischen Katze erreichbar.
Das ist meiner Dichtung Vogelnest,
Mit nichts Korrektem vergleichbar.

Wie's die Schale bricht und die Kehle versucht,
Das jüngste Spätzlein der Jungen,
So tönt und vertönt es und ist nur gebucht
Im Schnabel, der so geklungen.

Konzertieren die Andern um Ehr und Ar,
Wir brauchen nicht fremde Gnade,
Wir Spatzen ohn' Amt und Honorar
Singen nur für die eigene Lade.

Digitized by Google

Satire

In meinem Gärtlein meß' ich, wie weit
Und poetisch der Wüste Unendlichkeit.
Im Ofenstuhle gilt mir dann
Der Nordpolfahrer als größter Mann.
Und nach fettem Tische mit sattem Bauch
Rühm ich den blassen Klausner auch,
Der sich von Wasser und Wurzeln nährt
Und nie ein Schmäcklein von Braten begehrt.
Den Rücken an warmen und festen Wänden,
Lob ich, die mitten im Plane ständen,
Die Wettergeschüttelten, Donnerumknallten,
Die noch lachen, wenn Himmel und Erde sich spalten. —
So sachte von weitem, durch sieben Fenster,
Am hellichten Tag, lieb ich selbst die Gespenster.
Ich glaube sogar, daß hieneben die Welt
Mir erst von drüben so recht gefällt;
Daß ich hungre nach lippenblütigem Leben,
Erst wenn sie mir Schollen ins Narrenmaul geben. —
— Soll ich mich darob nun grämen und schämen,
Nichts mit der Genienase vorweg zu nehmen?
Ist nicht auch Genie, wenn ich um ein Schock Jahre
Gelassen im Schweife der Dinge fahre?

Digitized by Google

Max Geilinger

Vom Wort . . .

Am Anfang war das Wort und klirrend schnitt
Es klar das Glas der spiegelglatten Stille,
Wie Hochlandsonne weißen Firn zertritt
Zu blauem Schrund. Das Wort ward Mut, ward Wille

Und klaffte Tale; Flammenberge rauschten
Wie ein glückselig Schiff ins Morgenlicht.
Du Mut von Anfang, der aus winddurchbauschten
Schilfen uns lächelt als Vergißmeinnicht.

In Rosen glüht mit zarten Zitterhänden,
In Disteln aufsteilt, die gestachelt sind:
Ein Drang, in jedem voll sich zu vollenden . . .
Und wir sind stumpf, vor solcher Einheit blind!

Doch sahn wir Würmer ringeln, glitschig Grauen,
Und schlimme Seuche harrn am Vorstadthag:
Auf, laßt uns knieen, laßt uns fest vertrauen:
Wir leben noch am ersten Schöpfungstag!

Digitized by Google

Auch ward uns perlend mancher Tau gespendet,
Im heißen Haare flüstert Morgenwind,
Nie hätte Neid den Sternenglanz verschwendet,
Der fernste Fernen ganz mit Gold umspinnt;

Nie hieße Haß die Bäume weiß erblühn,
Noch Zorn die hellen Frühlingshaine klingen!
Und müde Herzen bettet kühlstes Grün,
Von Sonne überhaucht, von Schmetterlingen.

Und tröstend löst die Urkraft sich in Licht,
Wenn sie aus Freundesauge dich umfühlt,
Wenn lindernd leis der Mensch zum Menschen spricht,
Und süßer Kuß zerdachte Stirne kühlt.

O Wort von Anfang, Quelle jeder Flut,
Born allen Lichts, das strömt, wenn nichts verbliebe;
Trägt auch dein Erdsaum breite Streifen Blut,
Du wirkst als Mut, wirst Mitleid, blühst als Liebe!

Digitized by Google

An die Liebe

Wie Brombeerblüten, Bram und Dornenhag
Hellst du uns, Liebe, rosigen Gesichts,
Die krause Wirrsal, dieses Leben, Tag für Tag,
Du wandelst Nächte in ein Meer des Lichts.

Selbst deine Schmerzen reifen, Beeren, schwarz und schwer;
Sie quellen über wie voll starken Weins.
Und die Röslein der Freude, die uns blickend umblühn, ringsumher,
Ohne dich, Liebe, grüßte nicht eins.

Du, die Leben gibst, Leben offenbarst,
Strahlend in bunten Frühlingswiesen warst,
Vögel singen, Falter spielen
Und Menschen lächeln hießest.

Ließest du nicht
Uns aus Sehnen Ferne, Sterne suchen, ewiges Licht!

Ja, wer einsam saß, tränenblind,
Bang, einem Kind gleich in dunkelnden Zimmern,
Fühlte, deiner bewußt, seine Seele aufschimmern,
Weißleuchtend wie eine Weide im Wind.

Digitized by Google

Von dir, du Sturm des Alls, du Weltenweise,
In die erknatternd tausend Fahnen wehn!
Nur du umpurpurst die Türkisgeleise,
Daß Sonnen segnend auf- und niedergehn.

Du, jeder Jugend dumpfes Glockensingen
Und dann die Liebe selber, milde, reich. . .
Löst uns du der Seele breite Schwingen?
Mehr, Liebe bindet und erlöst zugleich.

Denn unser Ich strömt anderm Ich entgegen;
Dann sind wir, wurzelnd in der engsten Welt,
Uns froh wie Blatt und Blüte zugesellt.
Dann rankt uns Hoffnung bis ins Sternenzelt.

Und Liebe kühlt wie linder Maienregen
Halblasche Blumen, dumpf versengtes Land;
Gleich Frühlingssäften recken wir die Hand:
Du nahst, die trübste Trauer niederblendend!

Liebe durchschauert uns;
Liebe durchdauert uns;
Nur sie ist wahrstes Sein, ist nimmer endend!

Digitized by Google

J. C. Heer

Freuden und Leiden des Schriftstellers

Zum täglichen Brot des Schriftstellers gehören die schwärmerischen Briefe von Jünglingen und Mädchen: „Was soll ich tun? — Ich würde um meiner Seligkeit willen gern Schriftsteller!“ Es ist fast gleichgültig, was wir den Schwärmern antworten. Mein Gegenbrief lautet fast immer: „Lieber junger Mann, sehen Sie zu Ihrem Schulsack! Dieser ist für den Schriftsteller etwas vom Notwendigsten. Das andere kommt von selbst!“ In der Tat — keiner wird Schriftsteller, weil er es werden will, sondern weil er es werden muß, sogar wenn sieben Teufel auf dem Dach säßen. Wir werden es nicht aus den Freuden, sondern aus den Hemmungen des Lebens, das ursprünglichste dichterische Gefühl ist doch: „Mir gab ein Gott, zu sagen, was ich leide!“ — Also, wer's kann, soll's sagen!

Die Erfahrung aber, wie viele junge Leute sich von unserem Beruf angezogen fühlen wie Nachtschmetterlinge von der brennenden Kerze, legt uns stets wieder die Frage vor: „Ist denn die Schriftstellerei inmitten des übrigen menschlichen Getriebes wirklich eine so begehrenswerte Lebensarbeit?“

Digitized by Google

Ich für mich antworte aus dem Gefühl der Erfahrung: „Nein! Ich war schlichter Volksschullehrer, töricht, daß ich es nicht mehr bin.“

„Wärst du geblieben auf deiner Heiden,
Du wüßtest nichts von Schuld und Leiden!“

Gewiß hat auch der schriftstellerische Beruf sein Glück. Schon dasjenige der gestaltenden Arbeit, die Wonne, Erträumtes, Geschautes und Erlebtes so wiedergeben zu können, daß es auch für andere sicht- und genießbar wird. Die herrlichsten Stunden erleben wir wohl, wenn sich aus den schmerzlichen Zögerungen, die stets mit dem Anfang eines Werkes verbunden sind, allmählich das Kraftgefühl der Stoffbeherrschung und die Sicherheit der innern Anschauung entwickelt. „Daher die strömenden Bilder, die du kaum zu bändigen vermagst? Du wirst dir ja selber geheimnisvoll, du bist überschattet von einem Hauch des Geistes, der Himmel und Erde erschaffen hat! Hilf mir, Gott, dieses Werk zu vollenden!“

Die Stunden so gewaltiger geistiger Erhöhung sind wohl das reinste dichterische Glück, etwas vom Wunderbarsten, was sich im menschlichen Leben begeben kann, aber dicht daneben liegen die Stunden grenzenloser Ernüchterung: „Was du geschrieben, ist ja doch nur Stückwerk, weit hinter dem zurück, was du mit innern Augen gesehen hast! — Die Wahrheit, du bist ja nur ein Stümperl“

Digitized by Google

So entsteht ein Dichterwerk zwischen Wonne und Qual, in Stimmungen zwischen Himmel und Hölle. Und doch, gesegnet ist der Schaffende!

Die eigentlich nervenzerreibenden Leiden unseres Berufes liegen anderwärts. Es ist ein seelisches Gesetz, daß jedes Buchwerk nach Veröffentlichung drängt. „Heimlicher Dichter" ist ein Widerspruch in sich. Mit der Herausgabe irgend einer Schöpfung kommt aber die Frage des Erfolges. Jeder junge Autor schreit aus tiefstem Herzen darnach, am Erfolg hängt sein Vorwärtskommen, seine Ehre, seine Rechtfertigung vor der Welt. Wir alle haben ihn nötig, es gibt kein trostloseres Wort als „erfolgloser Schriftsteller", mein Glaube aber ist: „Wenn das Schicksal einen Schriftsteller töten will, so schenkt es ihm Erfolge! — reiche, äußere Erfolge."

Gewiß hat auch das Bekanntwerden eines Namens und der von ihm gedruckten Bücher, das Wachsen ihrer Auflageziffern Reize und Schönheiten. Welche Wonne für den Jungen, wenn er für den Erstling einen Verleger gefunden hat, wenn das Kind seiner Sorgen schmuck in den Schaufenstern der Buchhandlungen steht, sich erst einzelne, dann eine ansehnliche Zahl von Käufern dafür melden, Briefe ihn spüren lassen, wie sein bis dahin unbekannter Name ins Klingen kommt, ihm ist, als würde er von unsichtbaren Flügeln emporgetragen.

Geheimnisvoll, wie er gekommen ist, kann uns aber

Digitized by Google

der Erfolg verlassen — niemand kennt seine Gesetze. — Vielleicht bleibt er uns auch treu, und wir dürfen weiterhin ein paar seiner Schönheiten genießen, er gestattet uns die für einen Schriftsteller so notwendigen Bildungsreisen, wir sehen Länder und Meere und erleben die freudige Überraschung, daß wir in den Zügen und Schiffen, in Städten und Dörfern Menschen begegnen, die uns zwar fremd sind, die aber andachtsvoll in unsern Büchern lesen. Also waren die Mühen unserer zerquälten Tage, unserer durchwachten Nächte doch nicht umsonst — wir haben der Welt unser Herzblut gebracht, und sie weiß es zu schätzen! —

O, du Tor! In deinen feinern Sinnen spürst du ja doch schon, wie ein Ungeheuer an dich herankriecht, unsichtbar für deine Augen, unabwehrbar für deine Hände. Warte, bis von deinen Büchern fünfzig Auflagen oder hundert da sind. Da siehst du das Fabeltier! Was hat es denn für eine Bewandtnis mit diesen Auflagen? Selbst wenn wir sie in ein paar Werken erleben, reichen sie gerade hin, daß wir in den zwanzig, dreißig Jahren, die dafür notwendig waren, uns selber bürgerlich einfach haben durchbringen und die Kinder erziehen können. Wo sind die Geldgewinne, die man uns zudichtet? — Noch habe ich keinen Schriftsteller reich werden sehen außer ein paar hervorragenden Dramatikern.

Das Ungeheuer aber ist da, mit tausend Augen und tausend Zungen. „Was ist das für ein Unver-

Digitized by Google

schämter, der es wagt, so viele Auflagen zu haben? — Doch kein wirklicher Dichter — ein literarischer Glückspilz — nichts weiter!" Böse Worte über Urheber und Bücher werden geprägt, dem Schriftsteller ein wildes Selbstlob in den Mund gelegt, dessen er sich nie schuldig gemacht hat, weil er selber am besten weiß, daß seine Bücher neben ein paar Vorzügen auch ihre großen Mängel besitzen. Genug, die giftigen Worte wandern wie Flammen, sie wandern wie eine Seuche, sie steigen auf den Katheder und tönen: „hoffentlich besitzt niemand von Ihnen die Werke dieses Scheindichters — es wäre ein Ungeschmack — sollte es dennoch sein, so tragen sie sie sofort ins Antiquariat." Die bösen Worte kriechen, bis dir jeder Gymnasiast beweisen kann, warum deine Bücher wertlos sind. Waren denn die vielen Tausende, die ihnen vorher zugetan waren, Narren? — Sie werden selber unsicher und wagen kein Wort der Verteidigung für dich, scheinbar fürs Leben treue Freunde fallen wegen deines Mißerfolges von dir ab, du bist der freie Vogel, auf den jede Leidenschaft ihre Pfeile schießen darf, der gemeine Glückspilz, den auszurotten ein Verdienst ist.

Das ist der Fluch des Erfolges, der Auflagen, die dir doch zum Leben notwendig sind!

Sind die Nerven des Schriftstellers stark genug, so überwindet er ihn, sicher aber ist in diesen Stürmen etwas vom Feinsten und Schönsten aus seinem Herzen

Digitized by Google

geschlichen, die fromme Weltgläubigkeit, die seine Feder beschwingte, das Vertrauen in Wohlwollen und Güte und Mitmenschen, und er trägt den schlimmsten Feind jeder guten Arbeit in sich selber — eine unfruchtbare Weltverachtung! „Wozu noch dichten? — Ich bin ja doch nur der Tor Aller." Die andern aber: „Seht, wie er sich ausgeschrieben hat!" Ist das gewiß? Nein, vielleicht hätte er noch sein Größtes zu sagen aus der Erfahrung und Weisheit der Jahre, die über ihn gegangen sind. Nun jedoch ist er ein stiller Mann, der nicht mehr vor die Öffentlichkeit treten mag, seinen Dackel pflegt, seinen Kanarienvogel und seinen Kohl.

Ist das ein außerordentliches Schriftstellerschicksal? — Etwa das meine? — Ich sehe es zu Dutzenden. Kein Erdenwinkel ist zu einsam, irgend ein weltflüchtiger Dichter verkriecht sich menschenmüd darein wie das wunde Wild in den tiefsten Wald.

Jedenfalls muß sich der Schriftsteller eines stets vor Augen halten: „So lange du schaffst und strebst, deine Bücher leben und atmen, wirst du ein ruheloS Umstrittener sein!" „Kreuziget ihn." Wohl dem, dem einige Getreue geblieben sind, die ihm zurufen: „Wir lieben dich doch", wenn sich immer wieder die Hände finden, die ihm sanft die erhaltenen Schlagwunden auf Stirn und Herzen kühlen!

Da liegt das Gleichgewicht des literarischen Lebenskampfes — neben viel Leid ein bißchen Freude —

Digitized by Google

wie das Loos der meisten Menschen, doch dadurch erschwert, daß es ein Ringen vor weiter, kalter Öffentlichkeit ist.

Vielleicht ruht gerade darin für die Jugend der Zauber des Berufes — wie ist er trügerisch! — Und vielleicht trösten meine Worte einige, die „Dichter" haben werden wollen, aber es nicht geworden sind.

Ich glaube nicht einmal an die vielangerufene Nachwelt. Nicht nur wir selber, auch unsere Bücher müssen sterben. Gut so, es gibt Raum für andere. Im Geiste grüße ich die Kommenden, die nach Lebensgesetz Besseres schaffen werden als wir.

„Was war mein Tag? — Ein Liederschrei!
Ihr — Späteren — vorbei — vorbei!"

Digitized by Google

Digitized by Google

Paul Ilg

Die Erscheinung des Bösen

Aus meiner frühen Kindheit blieben mir zwei Ereignisse lebendig, die, obwohl verschiedener Art, doch in einem fühlbaren Zusammenhang stehen und mich, sehnt sich der Geist zurück, schneller als die Freude an jene fernen Gestade geleiten.

Das erstemal, als mir der Begriff des Bösen wie mit Paukenschlägen zum Bewußtsein gebracht wurde, war der Anlaß beinahe lächerlich, die Wirkung jedoch verheerend, ähnlich den Folgen eines frühen und schweren Rausches. Es geschah im dritten oder vierten Jahr am Tage der Bauernfastnacht im Hause meines Großvaters, der niemals an solchen Narreteien teilnahm und auch nicht duldete, daß seine Leute dergleichen Mummenschanz trieben. Ihm mochte es verderblich scheinen, die Kindesseele vorzeitig mit so barbarischen Gebräuchen in Berührung zu bringen. Die Großmutter hingegen besaß bei aller Frömmigkeit einen unversieglichen Schatz von Humor, ja sogar für die Schalksnarrenweise noch Wohlwollen und warf bisweilen nicht ungern einen Blick auf so ein ausgelassenes Getümmel. So weiß ich noch recht gut, daß während der Großvater mir an jenem Tag strengstens verbot, das Haus zu verlassen und eindringlich von

Digitized by Google

wüsten Gesellen sprach, welche die Gasse unsicher machten, sie mir nach dem Mittagessen heimlich einen Stuhl ans Fenster rückte und mit verheißender Miene eingab, das harmlose Treiben der Fastnachtsputze ohne Furcht zu beschauen.

„Nur, wenn du den Großvater kommen hörst, steige schnell herunter, sonst wird er strub und bläst uns den Marsch!“ flüsterte sie mir geheimnisvoll zu. War sie doch stets in Sorge, ihrem Schützling könnte ein Fest, eine Freude, die andern Kindern blühte, entgehen.

Jenesmal spürte ich den merkwürdigen Zwiespalt wie eine lauernde Gefahr. Und doch! Fastnacht . . . Gleich einem Springbrunnen rauschte das oft vernommene Wort in meiner Phantasie. Wiederum — muß ich sagen — lag mir des Alten Mahnung schwer auf dem Herzen. Wenn es nun doch etwas Schlimmes war? Immerhin — mich brannte bereits die Neugier, mit eigenen Augen zu sehen, wie die liebe Gotteswelt und unser Dorfplatz an diesem umstürzlerischen Tage beschaffen sein möchte.

Das Wetter schien dem lustigen Völklein hold. Ein trockener Wintertag. Einzelne verlorne Flocken, die es sich lang überlegten, wo sie sich endlich zur Ruhe setzten, hoben die übermütige Stimmung. Ich brauchte auf meinem Beobachterposten nicht lange vergeblich zu harren. Schneller als sonst mochte sich die Jugend von der Suppenschüssel losgerissen haben. Doch was sich meinen erregten Sinnen zunächst darbot, war alles an-

Digitized by Google

dere als furchterregend, gar nicht sonderlich angetan, die Worte des Warners zu rechtfertigen. Eine vollkommen neue, berückende Welt bot sich mir dar. Etwa zog ein artiges Mädchenpaar in märchenhaften Kostümen zum Tanz nach dem „Sternen" und die Großmutter erzählte mir dazu ein munteres Allerlei von den landläufigen Fastnachtssitten, nach welchen — wie ein Humorist sagt — „der Mensch mit ungemeiner List zu scheinen sucht, was er nicht ist". Oder ein Clown mit trichterförmigem Filz, frech bemaltem Gesicht und furchtbar komischen Pluderhosen erheiterte das dankbare Gemüt. Selbst die in ländlicher Dürftigkeit plump verkleideten Schulbuben mit Pausbackenlarven mühten sich umsonst, mich mit ihren Sprüngen zu schrecken. Das bunte Schauspiel fing erst an unheimliche Züge zu offenbaren, als die Großmutter den Hausgeschäften nachging und ich allein in der großen Stube zurückblieb. Wohl schnurrte die Katze, sang das Feuer im Ofen behaglich weiter von Wärme und Geborgenheit; allein ich fühlte mich bald nicht mehr sicher beim Anblick der verdrehten und verstellten Käuze, die je länger je mehr mit drohenden oder unanständigen Grimassen und gräßlich schnarrenden Trüllen vorüberhuschten.

„Siehst du den dort drüben, der so strub wie ein Zigeuner aussieht? Ha, das ist ja nur der Gesell vom Schneider Höppli im Loch. Kennst du ihn denn nicht wieder?"

Digitized by Google

hatte mir die Mutter vorhin bedeutet, als ich dem Frieden nicht mehr so recht trauen wollte. Ja, hoppla Wägelel Das sagte sie gewiß nur, damit ich keine Angst haben sollte. Wie war denn dem Gesellen auf einmal solch fürchterlicher Schnauzbart und das bis auf die Achseln reichende Strubelhaar gewachsen? Auch den blitzenden Dolch im blutigroten Leibgurt hatte ich gleich wahrgenommen. Konnte das nicht am Ende der schwarze Peter sein, mit dem mir, wenn ich widerspenstig war, meine Leute manchmal drohten? Wenn so einer nun plötzlich wild wurde, das Messer zog und in die Häuser eindrang? Nein, ich mochte dem tollen Aufzug nicht länger vertrauensselig zusehen.

Bevor ich jedoch den heilsamen Rückzug in die Küche bewerkstelligen konnte, kam vom Loch herauf mit markerschütternden Trompetenstößen und bärenhaftem Gebrüll eine Rotte der weitherum gefürchteten „Seebuben", die unförmige Tier oder Teufelsmasken trugen und an Knüppeln befestigte Schweinsblasen schwangen. Der Anblick, den sie boten, machte das Blut stocken. Die mußten wohl geradenwegs aus der Hölle kommen. Was ihnen vor die Augen kam, verfolgten sie mit entsetzlichen Gebärden. Im Nu entfaltete sich eine wüste Jagd auf dem breiten Platze und dumpf wie Donnerschlag tönte es, wenn die zum Platzen prallen Blasen auf einem gekrümmten Rücken tanzten. — Im atemlosesten Schrecken mußte ich mich noch wundern, daß die Getroffenen nicht augenblicklich

Digitized by Google

tot umfielen: sie stießen jedoch nur gellende Schreie aus und flüchteten mit fliegenden Röcken und Zöpfen in die nächstliegenden Häuser, vor denen die rauhen Patrone dann ihre wüste Katzenmusik anstimmten.

Ich rührte mich nicht vom Fleck; wie gebannt starrte ich in den unbegreiflichen Aufruhr hinaus, und obgleich mir ein wilder Angstschrei in der Kehle saß, brachte ich keinen Laut zuwege. Bevor mich aber meine Sinne gänzlich verließen, sah ich noch, wie eines der Ungeheuer — eine Mohrenlarve vor dem Gesicht — auf unser Haus losstürmte. Mit einem schallenden Bumm prallte der gelbe Ball gegen den Fensterrahmen und die scheußliche Fratze tauchte gleich einem offenen Rachen dicht vor meinen geblendeten Augen auf. Alles, was der tastende Verstand von der Natur des Bösen, von Schuld und Ahndung erfassen konnte, verdichtete sich vor dieser grotesken Erscheinung zu einem brausenden Gefühl des Untergangs, der völligen Verlorenheit. Soweit ich sah, schienen die Menschen zu reißenden Tieren geworden. Und ganz zuletzt huschte ein Bild durch meinen Sinn, das ich unlängst in irgend einem Buche schaudernd betrachtet hatte. Es stellte die Sinflut dar, ein uferloses, von ineinander verkrampften Geschöpfen wimmelndes Gewässer, aus dem an nackten Felsen Köpfe von Menschen und Bestien, Rettung suchend, aufragten. — Danach mußte ich ohnmächtig vom Stuhl gefallen sein. In späterer Zeit erzählte man mir, daß ich damals tage-, nächtelang

Digitized by Google

von Gichtern geschüttelt worden sei. Eine wehende Gardine, eine knarrende Tür habe mich — ungeachtet aller Beschwichtigungen — immer aufs neue wieder dem lähmenden Entsetzen anheimfallen lassen.

Dies war indessen nur die Maske des Bösen gewesen. Aber jenes teuflische Spiel gewann für mich doch eine ernste Bedeutung. Wie kaum etwas im reiferen Alter schärfte es meine Sinne für ähnliche Vorgänge im Leben, so daß ich es schon in der Schule nie ohne Bitterkeit und Widerspruch sehen konnte, wenn Starke an Schwachen ihr trauriges Mütchen kühlten. Früh begriff ich auch, wie tief die Lust, Schrecken zu erregen, in der menschlichen Seele verwurzelt ist und daß gerade dieser Zug, dem Eltern und Lehrer wenig Beachtung schenken, leicht zur Grausamkeit und Gewalttat führt.

Hingegen konnte ich für das Geschehnis, das bald hernach an meine Seele rührte, keine rechte Deutung finden. Es war kurz nach dem Tode der Großmutter, mit deren Scheiden unser Haus ganz von Einsamkeit umsponnen und überdies wie geächtet schien. All die Ratten, die es sich ehedem darin wohl sein ließen, hatten das sinkende Schiff verlassen. Dafür kamen mürrische Mappenmänner, die mit dem gebrochenen armen Alten hart ins Gericht gingen, hausauf und -nieder alles durchstöberten, verrückten, aufschrieben und selbst mir, dem sonst alles huldigte, nicht ein einziges gutes Wörtlein gönnten. Ohne die traurige

Digitized by Google

Wandlung begreifen zu können, spürte ich, daß der einst so geachtete Großvater seine Macht und Geltung verloren hatte. Früher konnte er doch, wenn ihm etwas mißfiel, befehlend die Hand ausstrecken, dem ungebetenen Gast barsch die Türe weisen. Nun aber vergaß er sogar meine Unarten zu tadeln, was mir mehr als alles andere Grauen einflößte. Kaum einen Schritt durfte er tun, ohne daß ich mich heulend an seine Rockschöße hing. Und wenn dann der friedenbringende Abend kam, das Haus still wurde von fremden Tritten, saßen wir gewöhnlich wehmütig beisammen am Stubenfenster und sprachen von dem, was uns beiden am meisten fehlte. Wie viele scheue oder ungestüme Fragen nach der spurlos verschwundenen Hüterin des Hauses hat der Alte über sich ergehen lassen müssen. Mit einer ins Innerste dringenden Traurigkeit beschied er mich dann: „Weißt du nicht mehr, was die Großmutter allemal sagte, wenn du nicht aufhören wolltest zu weinen? Daß dann der Himmel auch anfangen und darüber das Korn auf dem Acker, die Erdäpfel im Boden samt und sonders verderben müßten. Siehst du, gerade so geht es ihr jetzt mit uns. Solange wir so traurig sind, mag sie halt nicht wiederkommen; sie war eben gar eine fröhliche Seel'!"

Wohl, wohl — das konnte ich schon verstehen, doch weder mein Spielzeug noch die Tiere im Stall, die Krebse im Bach oder die Schau auf dem Dorfplatz spendeten mehr die einstigen Freuden. Wer trat denn

Digitized by Google

noch, wenn ich Türme und Brücken baute, den Schalk im Nacken, zu mir an den Tisch, um sich mit herzerquickender Tolpatschigkeit von mir unterweisen zu lassen? Ach, niemand dachte mehr daran, mich auf den Schubkarren zu setzen, wo es galt, einen Schwaden frisch gemähtes Gras oder eine Ladung Feldfrüchte zu holen. Aber wenn ich ganz verstört wissen wollte, warum die Trösterin nicht bei uns geblieben sei, erwiderte er bewegter noch: vielleicht, weil es ihr bei uns nicht mehr gefallen habe. Das freilich ging dann über meine Fassungskraft und beleidigte das kindlichtreue Gemüt dermaßen, daß ihm das Beste, woran es sich bisher halten durfte, ins Wanken geriet. Später verstand ich besser, was diese Worte verbargen. Sie hatte den bitteren Unsegen und Zusammenburch der Heimstatt an ihres Lebens Neige nicht mitansehen mögen. War der Alte schuld? Hatte er sein Pfund übel verwaltet?

So gestimmt, verbrachten wir beide den letzten Abend in dem verspielten Hause. Wir schauten auf den sommerlich lockenden See hinunter, auf die hüben und drüben an breittürmige Kirchen geschmiegten, blühenden Menschennester, auf die grünleuchtende Reichenau, die verschwommenen Bergkuppen im Hintergrund und mochten uns doch der Schönheit nicht freuen. Hochbeladene Heuwagen schwankten vom Felde her und dröhnten bedeutsam in weitoffne Scheunen. Erntezeit! Was säumten, suchten und bastelten wir in Stu-

Digitized by Google

ben und Kammern? Warum saß ich heuer nicht jubelnd auf unseres Wagens oberstem Bündel? Aber ach, fremde Menschen hatten am Morgen unser Stalltor aufgerissen, ohne viel zu fragen unsere Kühe eingespannt und waren — mit unserem Gerät rasselnd und fuchtelnd — aufs Feld hinausgezogen. Meiner staunend gaffenden Augen achteten sie nicht, und der Großvater ließ sie zu meinem Kummer ruhig gewähren. Das konnte die besitzstolze Seele des Kindes am wenigsten verwinden; verzweifelt sprang sie gegen das arge Verhängnis an.

Draußen war's inzwischen still und dunkel geworden. Nur einige Nachbarsleute plauderten noch vor ihren Türen. Wir zwei saßen jedoch regungslos am offenen Fenster, vor dem noch Großmutters Levkojen und Pechnelken blühten, als müßte das in alle Ewigkeit so bleiben. Der Alte hatte sein müdes Haupt in seine Rechte gestützt, mit der andern hielt er mich, der ich ihm auf den Knien saß, treulich umfangen.

Da vernahm ich auf der Holztreppe einen schweren, schleppenden Schritt, den ich nicht kannte, und als ich fragend aufblickte, spürte ich, wie der Großvater zusammenfuhr und atemlos den im Gang fortpolternden Schritten lauschte. Wer konnte so spät noch kommen?

Auf der Schwelle der Gangtüre, ganz in das Dunkel des Hintergrundes gehüllt, blieb der Ankömmling stehen. Ich erriet nicht, wer es war. Er bot keinen guten Abend, sagte auch kein Sterbenswort, sondern

Digitized by Google

schien nur prüfend oder drohend auf uns Trübsalbläser zu blicken. Lange, endlos bange Minuten vergingen. Meinem Beschützer fiel der Unterkiefer schlaff herunter, die Augen erstarrten, die Glieder zitterten. Fast mehr noch als der Fremde flößte jetzt sein Wesen mir Schauder ein. Gewaltsam zog er mich an seine Brust, die schmerzvoll zu schüttern, zu keuchen begann. Nieder auf das Häuflein Hilflosigkeit tropfte das Weh des verlassenen Greises.

„Großvaterle!“ schrie es wild auf in mir, und mit aller Kraft klammerte ich mich an seinen zuckenden Hals. — Der Fremde ging, wie er gekommen war. Allein am andern Morgen mußten wir unser dürftiges Bündel schnüren. Weder damals noch in späterer Zeit konnte ich erfahren, was das Kommen des rätselhaften Unbekannten zu bedeuten hatte. Ich zählte wohl schon zwölf Jahre, als ich es einmal wagte, meinen fern der Heimat mühsam werkenden Leidensgenossen an jene düstere Szene zu erinnern. Er schüttelte jedoch nur befremdet den Kopf: „Was weiß ich. Mich dünkt, du wirst das krause Zeuglein einmal geträumt haben.“ Sprachlos, ungläubig staunte ich in das gleichmütig blickende Greisenantlitz. Aber wie denn? Konnte die Menschenseele solche grundaufwühlende Erschütterungen jemals vergessen? Oder war es wirklich nur ein Traum gewesen? Hundertmal hatte meine Phantasie seit dem jenen unheimlichen Vorgang wiedergeboren. Wie der Engel Gottes im

Digitized by Google

Garten Eden erschien mir dann die umschattete Gestalt auf der Schwelle meiner einstigen Wohnstatt. Traum, Ahnung oder Wirklichkeit ... Heute vermag ich es selbst nicht mehr mit Gewißheit zu sagen, aus welcher Quelle die verstörte Seele dieses unvergeßliche Bild schuf. Für mich bedeutet es das tiefste Erlebnis meiner Frühe, denn hinter ihm liegt das verlorene Paradies, die Insel der Schuldlosigkeit

Digitized by Google

Traumfahrt

(Adolf Frey zu eigen)

Nun der Tag mich wieder meistert,
Fühl ich, wird mein Auge blind,
Und die Seele sucht entgeistert
Züge, die dir eigen sind.

Arme, zärtlich noch verschlungen.
Recken sich verwaist empor,
Laute, die mir hold geklungen,
Summen leis noch um mein Ohr.

Ach, umsonst im hellen Raume
Such ich, Himmlische, dein Bild!
Und doch warst du mein im Traume
Jugendwarm und engelmild.

Ledig aller Erdenschwere,
Selig hielt ich deine Hand,
Nahm uns auf die Blumenfähre,
Und der Schiffer stieß vom Strand.

Zwischen Kindheit und Erwachen,
Ja, da warst du mir vertraut,
Damals hört ich dieses Lachen,
Lieblich wie ein Vogellaut!

Digitized by Google

Sag, wie bist du mir entschwunden?
Kein Erinnern trug ich mehr.
Bleib ich ewig dir verbunden?
Kamst du mir von drüben her?

Schweigend küßt' dein Mund im Gleiten
Unseres Nachens, und dabei
Rauschte, wie in frühern Zeiten,
Erster Liebe Melodei,

Da wir, Kinder, noch so saßen,
Aneinander warm geschmiegt,
Und die Welt um uns vergaßen,
Wie von Geistern eingewiegt —

Schöne Fahrt, du gingst zu Ende
Mit des Traumes Kraft und Glut,
Nur ein Gruß war's, gleich der Spende
Für den Wandrer auf den Hut.

Trink mein Feuer, blasser Schatten,
Sei noch manche Nacht mein Gast!
Nimmer soll dein Bild ermatten
Bis zur letzten Erdenrast!

Digitized by Google

Romanze

Die Finger zählt ich noch an der Hand,
Da saß sie schon hoch zu Roß;
Ich pflückte die Beeren am Waldesrand
Und sah nach dem Fräulein vom Schloß.

Sie ritt über Gräben und querfeldein,
Was galten ihr Blumen und Saat?
Rief Dinge so fremd in den Wald hinein,
Als hielt mit den Elfen sie Rat.

Verstreut meine Ernte, zertreten gar,
Kam aus dem Versteck ich hervor —
So lustig wehte ihr goldenes Haar,
Ihr Lachen ... ein silberner Flor.

Digitized by Google

Der Tod

„Trag Stundenglas und Hippe,
Wenn's gilt, beiseite leis,
Und drück auf ihre Lippe
Zuerst den Kuß von Eis!"

Zu Häupten dir, ich fasse
Dann, Liebchen, deine Hand
Und wärme sie und lasse
Nicht los das teure Pfand.

Und lächle auf dich nieder,
Dieweil dein Atem flieht.
Und du? Du lächelst wieder
Und weiß nicht, was geschieht . . .

Digitized by Google

Auf einem hohen Berge

Als wär ein sonnenklarer Sommertag
Zu einem Wintermärchen jäh erstarrt,
Des Scheintods Bild im blauen Sarkophag,
Die Himmelsbraut, die des Erweckers harrt. —
So lag's vor mir in Licht und Eis,
Smaragden glänzte See und Fluß,
Und nieder trug ein Windhauch leis
Des Frühlings Auferstehungskuß.

Digitized by Google

Die Uhr

Verfehlte Werke — da jammre nicht,
Es führt durch Irrsaal ein Weg ins Licht,
Es kommt ein Morgen, da weicht der Trug,
Dir wachsen Flügel zu neuem Flug.

Verfehltes Leben — die Uhr steht still,
Da ist kein Zeiger, der kreisen will;
Nur eine Spinne, des Wanderns satt,
Zieht graue Fäden ums Zifferblatt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Norbert Jacques

Ausgegrabene Waffen

Erlebnis eines Sommertages.

Mir war, als schwebte mein Herz vor mir her. Wunderbarste, duftigste Leichtigkeit durchbadete meine Phantasie. Rasch durchschritt ich zwischen der Üppigkeit reifender Wiesen die sommerliche Wärme. Ich stieg sacht bergan zu dem Tannenwald. Und drunten, tief und weit, ruhte der große See. Er war ein Erdball verflüchtigter Türkisen, so zart und blau. Der Tannenwald schmiegte sich vor mir, wie eine große schwarze Blume, in den grünen Berghang ... so groß, als sei er eine Blume Gottes ....

Meine feuerrote Hündin lief mit. Die Sonne strahlte aus ihrem Fell und den Blumenseen der Wiesen auf. Ich dachte in meinem Sommerrausch, ob einer der Männer, mit denen ich am Stammtisch im Städtchen drunten Wein trank, einer solchen Entäußerung der Körperlichkeit, einer so seligmachenden Befreiung der Phantasie fähig wäre.

Die Hündin drang feuerrot in den schwarzen Tannenwald. Ich folgte ihr. Es war dunkel drin, ein Licht, als ob es durch schwärzliche Diamanten filtere.

Digitized by Google

In dem Wäldchen war unter einem Felsen eine Grotte. Die Hündin begann gleich unter dem Felsen den Boden aufzuscharren. Ich setzte mich auf einen von der Decke abgesunkenen Steinblock. Vielleicht lag dieser Stein schon dreihundert Jahre dort, vielleicht schon tausend.

Es könnte aber gerade jetzt, wenn ich so dasitze und mir der erstiegene Weg wie eine Woge das Herz überrauscht, der Bruder dieses Steines herunter fallen, mir grade auf den Kopf. Ich wäre dann tot. Ich läge dann vielleicht tagelang, bevor ich gefunden würde, in meinem Blut, den armen Kopf in den Boden geklopft.

Der Sand, den der Hund mit den Läufen wild aufwarf, spritzte über meine Schuhe. Der Hund bellte auf einmal. Der jähe Laut warf mir einen Stich ins Herz. Nein, es war der Stein nicht. Ja, mein lieber Freund, wenn der Stein jetzt wirklich fiele, aber wirklich .... Nein ... ja ... Ich wollte aus der Höhle heraustreten und mir den Stein anschauen. Es war auch so schwül in dem Loch. Und ich war feig und dennoch mit einer unverständlichen Gewalt an den Stein gebannt, der über meinem Kopf lose wie in einem Gelenk schwebte.

Alle meine Gedanken verflirrten, alle Regungen versprühten, alle Blutwellen verliefen und alle Nerven verzitterten zu der einen Vorstellung: Stein, falle jetzt herab! Mein ganzes körperliches und seelisches Wesen war verflucht an das Tabu dieser einzigen Vorstellung. Ich flehte dieses Tabu an um die furchtbare Tat!

Digitized by Google

Da traf mich ein harter Gegenstand an den Fuß. Ich erschrak, daß mir ein schwarzes Meer die Augen ersäufte. Jetzt hat der Stein meinen Kopf zertrümmert. Mein Fuß schmerzte mich, und der Schmerz brachte mich zurück. Ich hob den Gegenstand auf. Es war ein kurzes Schwert. Der Hund hatte es ausgescharrt. Es war ein Alemannen-Schwert; solche wurden öfter in der Gegend gefunden. Es war aus Bronze, über und über patiniert und sah mich schreiend grün an, wie ein chinesischer Jadestein.

Als die Schreckwelle meines Blutes verlaufen war, begann ich mich über meinen Fund zu freuen. Ich wog ihn zärtlich in der Hand; überrechnete sein Alter, Geschick und Geschichte... und trat mit ihm aus der Höhle. Aber auf einmal war meine Freude wie durch ein Sieb verronnen. Ja, wie war es schwül geworden statt der leichten duftigen Sommerwärme!

Ich ging aus dem Tannenwald auf Rettung aus vor der Luft. Es nutzte nichts. Die Wiesen bebten herauf. Ich sah die Obstbäume in der späten Mittagsstunde schwankend die Hitze tragen. Die rätselhafte Elektrizität floß aus den Räumen hernieder, umschlang mich ... die Elektrizität der verdunkelten Reizungen, der Melancholie, der Haltlosigkeiten; alles verfiel in meinen Vorstellungen. Meine Phantasie ritt kreuz und quer durch mich, wie ein scharfer Reiter auf einem fahlen Pferd. Dem Pferd verbebten die Läufe. Dem Reiter verflossen die Schenkel. Er schwebte, ein

Digitized by Google

Rumpf nur, auf dem Sattel. Ich wollte ihn zu seinen Beinen zurückheben. Ich griff in das Nichts. Der Rappen verraste bergab mit den einsamen Schenkeln. Der Rumpf schaukelte durch die brütende Hitze vor mir her.

Da stürmte ich den Berg hinan zu den Bauern des Dörfchens mit dem Mövenweiher. Die Möven krächzten wie Raben. Die Bauern schliefen um den Wirtshaustisch. Ich fand keine Ruh.

Ich raste nach Haus, das Schwert in der Faust. Der Griff glühte von der Hitze meiner Handflächen. Es strömte auf einmal eine uralte ausgegrabene Unheimlichkeit aus dem erhitzten Grünspan seines kurzen Griffes in meinen Körper über. Ich legte erschrocken die Waffe hin, setzte mich in Hose und Hemd auf die Veranda und mußte das Schwert gleich wieder an mich nehmen.

Vor mir stand in einer Champagnerflöte eine zärtlich süße Frauentränen-Orchidee. Ich hatte sie vorgestern gefunden, einsam am Waldrand wie ein wartendes Mägdelein. Der Schweiß überrann mich. Himmel, errette die Luft! flehte ich. Ich nahm aus einer Lade alte Notizbücher und zündete die Lampe an. Das Haus lag hoch und einsam über dem Städtchen und dem See. Vor dem Licht der Lampe versank das saftige Abendprangen der Wiesen und der Fernen-farben in ein glimmerndes Blau.

Wie auf den alten Bildern die hl. Katharina ihr

Digitized by Google

Folterrad, hielt ich das Schwert in der einen Hand und schlug mit der andern eines der Bücher auf. Darin wollte ich alte Erinnerungen und Ablenkung finden. Und das erste Zeichen, worauf meine Augen sich stürzten, ließ mich entsetzt zurückfahren. Da standen zwei Namen, vom Zeichen eines Herzens umschlungen, und ich erinnerte mich genau der Minute, in der ich dies, in einem Liebesabenteuer verträumt, in einer fernen und fremden Stadt in Polen, voll vom Rausch einer Frau, mit verflatterten Gedanken auf eine leere Seite eingetragen hatte.

Zuerst sollte aus der Seite ein Gedicht werden, in dem ich besang, was meinen Wünschen Wonnen gab. Es wurden nur zwei herzumkreiste Namen. Und das war genug Gedicht! Viole! hieß der eine dieser Namen ... nachtblau und schweren Schmelzes erfüllt, wie sie selber die blondeste der Frauen, die schwerste, wundererfüllteste der Geliebten gewesen war. Der andere hieß: Hal! ... so, wie sie mich nannte.

Es ging bös aus. Ich ging ohne Abschied von ihr. Ich war feig gewesen. Ich schrieb aus der sichern Ferne. Aber nie wieder hörte ich ein Wort oder erfuhr ich ein Zeichen von ihr. Hätte sie mich verflucht! Hätte sie sich vergiftet! Wäre sie mir nachgereist und hätte sie mich mit Vitriol beworfen! Hätte mich mit diesem Schwert erschlagen! Sie verachtet mich nur.

Ich habe die wildesten meiner Trunkenheiten über sie getürmt. Ich bin durch die Himmel und Höllen

Digitized by Google

des Mannseins gegangen zu ihr. Ich habe um sie geflammt und bin zu Asche verbrannt. Wahnsinn und Zartheit gingen Hand in Hand mit mir um sie. — Und jetzt sitzt sie irgendwo und denkt an mich wie an einen Schleim, der ihre Haut besudelte. Was für ein verächtliches Subjekt bin ich! Ich fühle Übelkeit gegen mich selber. Frauentränen-Orchidee, wende dich ab! Kleine süße Kreatur der Waldhalde und der Sonne, versteinere dein Bild vor mir . . .

Ich halte es vor mir selber nicht mehr aus. Ich schlage mit dem bronzenen Schwert das Glas mit der Blume entzwei, stürze das Schwert in die See der dumpfigen Nacht . . . und stürme davon. Ich laufe zum Städtchen hinab. Ein Donnern grollt die Nacht an, hoch über den Wolken. Es ist ganz finster. Ich stürze in die schwarze Mauer der schwülen Dunkelheit.

. . . Am See saß ich lange auf der runden Bank, die die Linde umzingelt. Wie spät ist es? fragte ich mich. Denn alle Häuser des kleinen Stadtplätzchens waren schon finster. Ein Windstoß jagte vom See her. Die Linde heulte auf. Meine Hündin jammerte. „Unter die Bank!“ herrschte ich sie an. „Schweig!“ Die brühende Luft füllte meinen Mund, als ich ihn öffnete, wie mit Schlamm. Ich mußte mich auf die Bank werfen!

Als ich mich wieder hoch richtete, sah ich fern auf dem See ein Lichtlein schwanken. Nun war der Sturm mit einemmal dran. Der erste Windstoß in den

Digitized by Google

Lindenbaum hatte ihn hergerufen. Du bist ein armes Schiffleinl sagte ich. Und Gnade dir Gott! ... Ich richtete mich ganz auf und stellte mich hoch in die teigige Nachtluft. Denn das Lichtlein war plötzlich verschwunden. Eine rauhe Angst begrub mein Herz. Du bist versunken im Sturm. Es war, als ob ein Schlag das Lichtlein hinab geschleudert hätte. Hinter mir rauschte etwas. Meine Haut wurde hart und starr.

Ich wartete mit geschlossenen Augen.

„Hall" sagte eine leise feste Stimme.

Ich schrie auf: Jetzt hast du mich, Grausige!

Violes Stimme blieb hinter mir stehn, leise und fest: „Du hast eine alte Waffe daheim!"

Ich fragte erschauernd: „So ... Du? ... Du? Das ist D e i n Dolch?"

Sie: „Deine feuerrote Hündin hat ihn ausgegraben."

„Ich: „Du weißt das? ... Weil du ihn in die Höhle eingegraben hast! Damit du mit ihm nach mir schlagen kannst!"

Sie: „Vielleicht habt ihr ihn deshalb gefunden. Er hat tausend Jahre lang aufgehört zu morden. Jetzt mag er sein altes Handwerk wieder beginnen. Weißt du, weshalb?"

Ich: „Ja, ich weiß. Weil damals ..."

Sie fiel rasch ein: „Du so feig und erbärmlich warst, du — Mann!"

Ich heulte: „Viole, vergiß, ach, vergiß! Ich ...

Digitized by Google

ja, es würde ... Ach, was würde es!? Weib, ich kann es dir nur so sagen: Ich liebe dich noch immer ... immer ..."

Sie antwortete nichts. Ich wiederholte mit flehender Selbstdemütigung: Immer ... immer! Meine Finger bissen sich ineinander. Die Tränen rannen ... Immer ... Immer!

Und als sie auch da noch nichts sagte, wollte ich in einem letzten Opfern meines ganzen Stolzes mich zu ihr wenden, vor ihr in die Knie fallen und nach einem Zipfel ihres Gewandes fassen wie ein Pilger.

Aber ich griff nur einen Fetzen dunkle schwüle Sturmluft, der zwischen den Fingern davon flog.

Da schnellte ich auf. Die Haare flogen mir zu Berge: „Wo, bist du? Viole, Verruchte! Rächerin ... Warst du da? Wo bist du? ...

Doch die Nacht heulte nur vom Sturm.

Die Raserei tobte mein Hirn an. „Faß, Hündin!" rief ich der Feuerroten. „Faß die Dirne!" Aber der Hund gehorchte nicht. Ich stieß mit dem Fuß unter die Bank. Der Hund war fort.

Am Ufer polterte etwas an die Pfähle. Eine Stimme brüllte: „David, das Seil! Faß das Seil, der Donner!"

Das Seil flog mir an den Kopf und wurde fortgerissen. Ich richtete mich auf. Es rann mir rot und heiß über die Stirn. An der Seemauer sah ich ein Schiff anschlagen.

Digitized by Google

Da begann es mit wildem Schlag zu regnen. Der Regen schrie auf die Linde hernieder. Die Luft befreite sich. Ich zog tiefe erlösende Züge des gekühlten Nachtatems ein und rannte durch das Städtchen zu meinem Haus hinauf. Die Hündin lag zitternd an der Haustür. Ich stürzte ins Bett, und die Einsamkeit, die Reue, Scham und Sehnsucht schlugen ihre Wirbel um meine arme Haut.

Digitized by Google

Digitized by Google

Isabella Kaiser

Mutter!

Die Mutter schlief mir nah, im nachbarlichen Zimmer,
Ich küßte sie ganz leis' nach banger Arbeitswacht,
Und hell erglänzt mein Aug' im dankbar feuchten Schimmer,
Hört' ich ihr Atmen nur im stillen Psalm der Nacht...

Hielt mich der Geister Flug gebannt zu spätem Reigen,
Daß lauschend meine Stirn sich hob im Höhenwind,
So brach der liebe Laut das mitternächt'ge Schweigen
Und rief mir mahnend zu: Geh schlafen nun, mein Kindl

... Nun wach ich ganz allein, die Trauerschleier wallen,
Die Nacht zieht müde hin, mein Haupt sinkt kummervoll,
Im Haus wacht niemand auf, wenn meine Schritte hallen,
Und niemand spricht mir zu, daß ich nun ruhen soll.

Doch weiß ich einen Hain, umblüht von wilden Enzen,
Wo ich nach schwerem Tag einschlummre sanft und lind,
Da unsre Kammern dort eng aneinander grenzen,
Wenn einstens Mutter ruft: Komm schlafen nun, mein Kindl

Digitized by Google

Kleine Sage

Als die Erdenmenschen jammernd riefen
Nach den Toten, die da selig schliefen,
Eilte Christus einst in raschem Lauf,
Sprach zu ihnen: — „Wachet wieder auf!“ —
— Halb nur öffnen sie die müden Lider,
Bitten: — „Hier erblüht uns ewiger Flieder,
Unser Leben war ein langes Strafen ...
Übe Milde, Herr, und laß uns schlafen!“ —

Digitized by Google

Lob der Toten

Es geht so rasch in Menschenreigen
Verloren deiner Schritte Spur,
Du nennst hinieden nichts dein eigen
Als deine Toten nur!

Es welkt der Strauß in deinen Händen,
Das Gold zerstiebt wie eitel Spreu,
Der Liebste kann sich von dir wenden ...
Die Toten nur sind treu!

Die Opferschale bricht in Scherben,
Der Sturm löscht deiner Fackel Licht ...
Der Quell versiegt ... die Sterne sterben ...
Die Toten sterben nicht!

Digitized by Google

Digitized by Google

Felix Möschlin

Der arme Ritter

Aus der vierten Szene.
In der Burg des Ritters.
Die Schaffnerin sitzt am Tisch und näht.
Der Ritter stürmt herein.

Der Ritter:

Nun wirst du jubeln, denn die Herzogin ist tot!

Die Schaffnerin:

Und Ihr?

Der Ritter:

Ich hab ihr Nestchen angezündet,
ihr schönes, feines, weiches Nestchen,
voll Fleiß zum Liebeln lüstern eingerichtet ...
Ich hab ihr tüchtig eingeheizt, das gab
ein warmes Ehebett, denn auch der Herzog,
verführt von neuen Brünsten, lag darauf.
Mit Flammen zu Genossen muß die Liebeshitze
zu ungeahnten Höhen steigen ...
Der Herzog wird mir dankbar sein, er liebt

Digitized by Google

die Abwechslung und die Genüsse neuer Art ...
Und auch die Herzogin wird mir nicht zürnen,
daß ich aus lauter Liebe, lauter Sehnsucht,
die Hochzeitsfackel in den Reisighaufen warf,
der unterm Kammerboden auf mich wartete ...
Das brannte, Schaffnerin, ein rechtes Freudenfeuer,
man hätt' drum tanzen mögen .... Schaffnerin ...
sie tanzten auch, als sie die Flammen spürten ...

Die Schaffnerin:

Habt Ihr das Schloß des Herzogs ...?

Der Ritter:

Nein, nein, nein,
bloß einen alten Turm, der nicht viel wert war,
wenn auch der Inhalt, als er brannte, zwar
sehr wertvoll war. Ein Liebesturm im Walde,
den zündete ich an um meiner Freiheit willen!

Die Schaffnerin:

Und sie sind tot?

Der Ritter:

Ja tot, für immer tot!
Auf Eichenbalken wie auf einem Rost,
von Mauern rings umschlossen, wurden sie geröstet.
Die einz'ge Tür ins Freie, dick beschlagen

Digitized by Google

mit Eisenbändern, hatte ich geschlossen.
Das Dach lag wie ein Grabstein über ihnen,
gewölbt aus Quadern, undurchdringlich.
Die Herzogin ist tot, ah, nicht nur tot,
verbrannt, vernichtet, Asche bloß,
ein Häufchen Asche, blas' es in den Wind,
das ist die Herzogin ... verbrannt ihr Haar,
gottlob, dies lockend lange Haar, für immer
verbrannt die Augen, die mit Unschuld prahlten,
je schlimmer sie es trieb, die tiefen Augen,
in denen man versank, man konnte nichts dafür.
Gar mancher wird mir danken, daß ich sie
in Staub verwandelt, Staub ist ungefährlich ...
Und ihre Lippen, die so kühl und fremd
zu küssen wußten, unberührt, je mehr man sie berührte,
aufstachelnd, weil sie sich im Geben noch versagten,
ich habe sie verbrannt, um mich und andere zu retten ...
Und ihre Brüste, ihre Lenden, ihren Schoß,
und jedes Wollusthärchen ihrer Scham,
und ihre Schenkel, ihre rosenroten Knie,
die glatte Haut, die sie so gerne streicheln ließ,
weil sie das Feuer kennt, das von der Haut
zum Herzen springt, nun mußte sie das Feuer selber
das sie so oft entzündet und in Atem hielt ... spüren,
Und niemand wird die Asche mehr verführen!

Die Schaffnerin:
Die arme Herzogin, der arme Herzog!

Digitized by Google

Der Ritter:

Bedauern, Mitleid? Rietest du nicht selber
zum Mord und Totschlag ...

Die Schaffnerin:

Ja, doch Mitleid ziemt den Toten ...
Gott sei den armen Seelen gnädig ...
Ich will drei Messen lesen lassen für die Herzogin,
zwei für den Herzog — und noch zehn für Euch!

(Die Schaffnerin geht hinaus.)

Der Ritter:

Und zehn für mich? Für mich? Brauch ich Bedauern?
Ich lebe, sie ist tot, das Leben siegt!
Die Welt ist ohne sie ... und blieb die Welt!
Die Sonne leuchtet noch, die Bäume rauschen,
ganz wie zuvor, die Bäche stürzen nieder
vom Felsen in das Tal, als wäre nichts geschehn.
Die Kinder singen, und die Glocken läuten,
die Blumen blühn, die Hirsche schrein ...
Die Wollust bäumt sich rasend in den Nächten
ganz wie vorher, man geht zu einem Mädchen ...
und freut sich ihrer sieben lieben Dinge ...
Nun sind die Wege wieder frei, seit sie gestorben,

Digitized by Google

die vorher jeden Weg zu ihrem Schlosse leitete ...
Und schau, es brach nicht Finsternis herein,
die Sonne stürzte nicht vom Himmel,
so wenig wichtig ist auch eine Herzogin ...
Man überschätzt das Fleisch, solang es atmet ...
das Blut, so lang es rollt, und dies Gefüge
von Rumpf und Gliedern, das gar prächtig tut,
und ist bloß Asche, wenn man's recht bedenkt.
Sobald der Leib nicht mehr zu greifen ist,
entschwindet auch die prahlerische Seele,
kein Lüftchen bringt sie mehr, es zeugt kein Duft
von ihrem Dasein, nicht einmal da drinnen
im Herzen spürt man sie, wie man Lebendiges
sonst wohl von weitem schon auch ungesehen ahnt ...
Gar seltsam ist's ... Gewitter machen sich
dem Menschen und dem Tier von weitem fühlbar ...
Die Menschenseele nicht, so schwach ist, was sie schafft:
Die Toten sind wahrhaftig tot und ohne Kraft!

(Er reckt sich frei. Greift sich an die Stirne,
reißt sich die seidene Binde ab.)

Ich hätte diese Binde auch verbrennen sollen,
verfluchter Fetzen ihres Seidenhemdes,
dies einzige von ihr, das übrig blieb ...
Noch immer voller Duft ... Ihr Duft ist noch lebendig,
Wie seltsam, nur ihr Duft, sonst nichts, sonst nichts ...
Sonst nichts?

Digitized by Google

(Er schließt die Augen.)

Doch wenn ich meine Augen schließe,
dann steht sie vor mir, wie sie leibte, lebte,
ich Tor, ich hätte meine Augen mit
dem Anblick des Vergehens füllen sollen,
mit all dem Widerwärtigen des Leichnams,
wenn er verkohlt mit ekligem Gestank ...
Das hätte sie auch im Gehirn getötet,
im Geist, im Bild, für immer wäre sie dahin ....
Ich Tor, ich lief davon, statt ihren Untergang
in meine Seele aufzunehmen ... Ließ die Schaffnerin
wohl darum so viel Messen für mich lesen,
viel mehr als für die tote Herzogin ...?
Die Tote ... ist sie tot? ... kann tot sein ...
was man noch vor sich sieht, wenn man die Augen
schließt,
wenn man ...

(Er zerknüllt die Seide)

noch immer liebt ...

(schreiend)

Sie lebt noch immer!
Lebendiger, als je sie mich verdirbt ...
Man kann nur töten, wenn man selber stirbt!

(Er stiert wild um sich.)

Es gibt nur einen Weg, die Liebe abzutöten,
man töt' sich selber, keinen andern Weg,

Digitized by Google

weh mir, ich habe sie umsonst gemordet,
umsonst wurd' ich zum Mörder, steinigt mich!
Schlagt mich ans Kreuz, man flechte mich aufs Rad ...
Den Turm hätt ich um meiner Freiheit willen
angezündet —
Ich log, hätt ich mich selbst verbrannt,
dann wäre Freiheit, arme Herzogin ...
Nun brennt mich zwiefach Schuld und Liebe ....
Die Feuermarter, die ich dir erschuf,
die fällt auf mich ... sie sticht mich tausendfach ...
sie sengt mir mein Eingeweide, lodert
mit Flammen tausendfach im Herzen,
Wo find ich Kühlung, Herzogin?
Die Asche soll mich kühlen, deine Asche ...
Ich will das Handvoll Asche suchen ...
Wenn ich nur deine Asche finden kann!
Vergönn es mir, o Gott, nur diese Asche ...
O Staub, den ich in meine Hände fasse,
bedeutend: Dieses ist die Herzogin ...
Hier halt ich ihren ganzen lieben Leib,
die Brüste, ihre Augen, ihre Lippen,
die Lenden, ihre Knie und ihren Schoß ...
Geliebte Herzogin, so halt ich dich in meinen Händen ...
Und nimmer, nimmer, laß ich dich mehr los!

(Er hält die Hände vor sich hin, die Seide umschließend,
als sei es die ersehnte Asche ...)

Digitized by Google

Digitized by Google

Dominik Müller

Schädlinge

Wenn man sich so dies tägliche Zeitungsgewäsch ansieht, alle diese politischen Salbadereien über'm und dies Beschwatzen von Theater, Kunst u. a. unterm Strich, manches davon sogar Gewäsch über Gewäsch, welches vermehren zu helfen man verfluchterweise sich mit veranlaßt sieht — wenn man dies so mitmachen und sich eingestehen muß, wie diese in allen europäischen Städten täglich zwei-, vor dem Krieg sogar dreimal, erscheinende Schnellpresse die bodenständigsten und verständigsten Völker im Laufe von ein paar Jahrzehnten in Pöbelhaufen verwandelt hat, so kann einem ganz gut passieren, was mir dieser Tage passiert ist: man hält plötzlich einmal am unpassendsten Orte der Welt nicht mehr an sich und erklärt den von der gesamten Aufklärung und allen guten Menschen heilig gesprochenen Gutenberg mit den unglückseligen Erfindern des Pulvers und des Dampfes vor Zeugen als die drei größten Schädlinge der Menschheit.

Ich stand gerade mitten in einem Buchladen, als ich dies tat, und hatte mir soeben die trotz des enormen Papierpreises massenhaften Neuerscheinungen besehen.

Digitized by Google

„Was für Zeugs! Was für miserables Zeugs!“ knirschte ich, unduldsam, wie ich nun einmal bin, und dann kam zum Ueberfluß (meiner Galle) auch noch eines jener modernen Studentlein in den Laden, deren Geisteszustand ein tit. entwurzeltes Publikum als Offenbarungen einer neuen Menschheit bestaunt. Und der neue junge Mensch wählte sich von den neuerschienenen Büchern und Broschüren des neuen Europa die allerneuesten aus, bis er deren für nahezu hundert Franken beisammen hatte. Ein ganzer Haufen wars; aber ich schwöre: nichts Anständiges war darunter. Schund war es, hoffnungsloser Schund phrasenschwingender, zersetzender Geister des Chaos! Und damit ging das Studentlein heim, sich für die neue Menschheit herauszufüttern.

„O dieser höchst fatale Gutenberg!“ seufzte ich ihm hinterdrein.

Der Buchhändler schaute mich groß an. Nicht nur groß, auch indigniert schaute er mich an, höchst indigniert; denn er hatte meinen Seufzer vernommen.

Wie konnte ich es wagen, ihm seinen Ladenheiligen, seinen Nährvater zu verunglimpfen!

„Nun, beruhigen Sie sich,“ entgegnete ich zur Beschwichtigung seines Gesichtsausdruckes. „Seien Sie überzeugt, Sie könnten Ihren Laden da auch ohne Erfindung der Buchdruckerkunst haben und ebenso bequem davon leben. Nur wär's ein Handschriftenladen statt einem Buchladen. Ihre Schäfte da hätten Sie

Digitized by Google

voller kostbarer Pergamentbücher, schön beschrieben mit den Werken weniger, aber dafür erlesener Geister. Freilich, teurer wären diese handschriftlichen Bücher als die gedruckten, weil weit mühsamer hergestellt und nur in wenigen Exemplaren verbreitet. Aber sie brauchten ja nicht verkauft, sie brauchten bloß ausgeliehen zu werden; auch könnte der Ladenbesucher und Liebhaber zu Hause oder im Hinterstübchen des Buchladens die gewünschte Handschrift lesen wie jetzt ein Druckbuch, oder es könnte ihm daraus vorgelesen werden — alles dies gegen geringes Entgelt. Also ein Handschiftenverleihinstitut hätten Sie statt einem modernen Buchladen und das wäre auch etwas? Ja, es wäre sogar viel mehr; denn das wenige langsam und gründlich gelesene oder vielmehr gehörte Gute würde den Leuten ganz anders eingehen, ganz anders von ihnen aufgenommen werden als das viele und vielerlei durcheinandergelesene Moderne."

„Was für ein Glück eine Welt ohne Pulver, ohne Dampf und ohne Buchdruckerkunst wäre: es ist heute gar nicht mehr auszudenken! Jedenfalls hätte keine wahnsinnige Industrie die gottgewollten Grundlagen unseres Lebens zerstört und so gäb's nicht Industrieproletariat, noch Bolschewismus und nie hätte die politische und soziale Betätigung der Frau zur traurigen Notwendigkeit werden können! Es hätte den kulturvernichtenden Großkapitalismus nicht gegeben und wir hätten nichts von einem Weltkrieg, nichts von grauen-

Digitized by Google

haft sich zerfleischenden Imperialismen gewußt. Europa wäre ein braves, ackerbautreibendes Land geblieben, mit bodenständigem, zünftigem, Gewerbe und Handel treibendem Bürgertum in gesunden Klein- und Mittelstädten, und nicht hoffnungslos zerschwatzt und zersetzt. Blutige Kämpfe hätte es schließlich ja auch so abgesetzt: denn das Schicksal der Erdenbewohner ist nun einmal Kampf, und Kampf in jeder Form! Aber nimmer hätte man sich hinterlistig und massenhaft vernichtet, sondern ehrlich verhauen hätte man sich, mit Schwert, Morgenstern und Hellebarde, Mann gegen Mann, wie von jeher. Ich laß mir es nicht nehmen: unendlich glimpflicher wäre alles abgelaufen, gesünder, ursprünglicher wäre das Leben geblieben, reicher an Persönlichkeit und an wahrer Kultur — ohne Pulver, ohne Dampf und ohne diese Zeitungs- und Bücherpest, mit einem Wort ohne dies Schädlingsdreigestirn Schwarz-Gutenberg-Watt!"

„Wer sagt Ihnen das?" unterbrach mich hier endlich der Buchhändler, der mich mit wachsendem Erstaunen gemustert hatte. „Wer sagt Ihnen das?"

„Meine innere Stimme," antwortete ich.

„Nun dann delirieren Sie," erwiderte er, ohne Bösartigkeit, fast milde. Und ich:

„Keineswegs. Ich bin ganz nüchtern. Ich habe seit vier Tagen keinen Alkohol und seit einer Woche keinen Kaffee getrunken und nicht geraucht."

„Hier," sagte nun der Buchhändler, ohne weiter

Digitized by Google

auf mich einzugehen und drückte mir freundlich eines der zuvorderst aufliegenden Bücher in die Hand. „Hier eine Neuerscheinung, die für Sie speziell von Interesse sein dürfte. Sie brauchen es nicht zu kaufen. Ich gebe es Ihnen gerne zur Einsicht."

Ich las: „Über reaktionäre Wahnvorstellungen. Eine psychoanalytische Studie von Prof. Dr. Max Kanalgeruch."

Er wickelte mir die Schrift ein, und ich nahm sie mit.

Leider bin ich noch nicht dazu gekommen, sie zu lesen.

Digitized by Google

Das Glücksrad

An einem dieser düstern Spätjahr-Regentage auf dem Münsterplatz. Rotgelb flammt es im schwarzen Kastaniengeäst und am Boden brennt es rotgelb von gefallenen Blättern. Zwischen den schwarzen Stämmen hindurch das kühle Graurot der Münstermauern. Der Regen rauscht im dürren Laub und klatscht auf den leeren Asphalt. Man geht unter den Bäumen hindurch auf die Galluspforte zu. Schon unzählige Male ist man da vorbeigegangen, ohne sich aufzuhalten und ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken. Aber jetzt sieht man plötzlich etwas, was man früher kaum beachtet hat.

Man hat im Vorbeigehen den Blick so zufällig etwas gehoben und nun bleibt man betroffen stehen. Man hat da oben über der Kirchenpforte im Giebel des Querschiffes etwas Ungewöhnliches bemerkt. Ein rundes Fenster ist da, eingerahmt von einem steinernen Rad. Sechszehn Speichen hat das Rad und an seinem Reif sind in gleichen Abständen zehn mittelalterliche Figuren. Vier davon führt das Rad zur Linken hintereinander mit sich in die Höhe, eine fünfte Figur thront über dem Rad, vier weitere führt das Rad zur Rechten hintereinander mit sich in die Tiefe und die zehnte Figur liegt unterm Rad.

Digitized by Google

Es ist das Glücksrad, das Rad der Fortuna, wie es mittelalterliche Baumeister als volkstümliches Sinnbild gerne an ihren Kirchen angebracht haben.

Früher, in ruhigen Zeiten, hat Einen das ziemlich gleichgültig gelassen, als wär's eine drollige, längst überwundene Vorstellung.

Aber jetzt sind die stolz zur Höhe sich schwingenden und wieder in den Abgrund geschwungenen Menschlein, ist der König da unten, der oben war, unheimlich lebendig geworden. Wie verstehen wir es nun, heute, wo wir so viel Weltenschicksal erleben, dies ewig verhängnisvolle Steigen und Stürzen der Menschen und Völker! Wie nahe geht uns dies Glücksrad! ...

Und so tritt man nachdenklich auf die Pfalz hinaus. Grau strömt da unten der Rhein, und liegt die Stadt da und im wesenlosen Grau dahinter errät man das schwergeprüfte Reich. Wir sind hier wie an der Küste des weiten deutschen Meeres. Wie sollen wir nicht mitempfinden, was in ihm vorgeht? Was verbirgt sich hinter jenem undurchdringlichen herbstregengrauen Vorhang? Was muß dies von seiner stolzen Höhe herabgestürzte Volk nun nicht durchmachen! Was muß jener Herrscher fühlen, der sein Preußentum, in dem er auferzogen, das seine Lebensluft war, untergehen, der seinen Thron zerschellen sieht? Was jener General, noch vor kurzem zu oberst auf dem Schicksalsrade, und nun in jähem Umschwung daruntergekommen! Was alle jene aufrechten Deutschen

Digitized by Google

alten Schlages, über deren Schattenseiten man neuestens so gerne ihre lichten Vorzüge vergessen hat? Was alle jene im Hintergrunde Duldenden, die ihre Söhne hingegeben haben und nun dennoch ihre Welt untergehen sehen! . . .

Ja, nun angesichts der ehernen Wirklichkeit hat man das Glücksrad begriffen, das da über der ehrwürdigen alten Pforte in den roten Sandstein gemeißelt so lange vergebens gemahnt hatte, das Glücksrad mit den ewig verhängnisvoll strebenden, steigenden und stürzenden Menschlein . . .

Digitized by Google

„Expreſſionismus"

Expreſſionismus gitt's bi mir
e kain, nur Uusdrugg ebbenemohl
vo däm, was mir duet weh und wohl,
e Fremdwort bruuchi nit derfir.

I mach's mit unſerer aigene Schprooch,
i bi gar niechter, ha kai Hang
noh importiertem Iberſchwang,
ganz ſchtill fir mi nur hani hooch.

Das aber iſch jetz nimme Bruuch,
und wär nit 's Muul voll Menſchhait nimmt
und ſich nit uff Extaſe ſchtimmt,
het's momentan e Bitzli ruuch.

Digitized by Google

Eidgenössisches Wettschießen 1919 ff.

Vom Frieden ist die ganze Welt
Erfüllt, vom Kriege satt,
Doch in der Früh schon knallt und bellt
Es von der Schützenmatt.

Geschoß schlägt ein dort auf Geschoß,
Dem Frieden ins Gesicht,
Es trauet halt der Eidgenoß
Den sanften Sprüchen nicht.

Und ewiger Friede hin und her,
Er bleibt bei seinem Sport,
Und übt mit seinem Schießgewehr
Für alle Fälle fort.

Digitized by Google

Neue Menschen

Neue Menschen! Neue Menschen!
Kündigen unsere Jüngsten heut,
Oft in kreischend morgenländschen
Tönen — doch schaust du den Leut'
Ins Gesichte, auf die Finger,
Stehst du angeheimelt da:
So ein Bürgerwelt-Verschlinger
Ist der alte Adam ja!

Digitized by Google

Dreschen

In der Scheune wird das Korn gedroschen,
Heimeliger Dreitakt, tönst so selten,
Fast ist die Erinnerung dran erloschen,
Denn nur fauchende Motoren gelten.

Heimeliger Dreitakt, sei gegrüßt mir,
Selten bist du worden ohne Frage,
Der du fernen Jugendtag versüßt mir,
Ach, nur Phrasen drischt man heutzutage.

Digitized by Google

Wie's kommt

Auch früher war's, ich sagt es immer,
Lang nicht so, wie es sollte sein;
Doch künftig wird es noch viel schlimmer,
Man wird es wohl mal sehen ein.

Der Mammon bleibt, der Geist muß betteln,
Viel härter noch wird sein Verzicht,
Freiheit und Gleichheit, diese Betteln,
Sie spucken ihm ins Angesicht ...

Bedrohlich steigt das Schlammgewässer,
Das fruchtbar will die Welt erneu'n —
Seh ich zu schwarz und kommt es besser,
So soll es mich ja schrecklich freu'n.

Digitized by Google

Die beiden Elemente

Im Herzen sitzt der Deutsche mir,
Im Nacken der Franzose,
Nun mag ich seh'n, wie ich kutschier —
's ist keine leichte Chose.

Sie sind mir alle beide nah,
Der Deutsche ist mir näher,
Ich spreche seine Sprache ja,
Drum wurzelt er viel zäher.

Die Sprache mein von Kindsbein an,
Sie formte meine Seele,
Ich kann nun mal von ihr nicht lahn,
Womit ich mich empfehle.

Digitized by Google

Max Pulver

Thais.

— — — — — —

Wie hold es ist, das Haupt des Herrn der Welt
Mit festgepreßten Armen zu umschließen!
Jetzt erst versteh ich Heras Eifersucht.
Das All verlockt uns, seine Teile nicht.
Nur das, was uns entgleisen muß, was ewig
Sich unbegrenzt nach allen Seiten dehnt,
Das möchten wir in unserem Garne fesseln.

Alexander.

O Thais, wie dein Herz dem meinen gleicht!
Du Unersättliche, ich bin wie du.
Wir sind die beiden Liebenden des Alls.
Wo ist die Leidenschaft, die uns genügt!
Es heißt von dir, daß du Sophia seist,
Des ersten Schöpfers Schwester und Gemahl.
Als du den Ewigen hieltest, schien dir das
Nicht Sättigung genug dem Liebesdrang.
So warst du Weib und scheust die Gasse nicht:
Du bist des Bettlers wie des Königs Braut:
Geschlagen und beschenkt und stets geliebt.

Digitized by Google

Thais.

Du bist das Morgenrot an ferner Wolke;
Du bist die Hoffnung, bist der Jüngling Zeus,
Vor dem sein Vater sich errötend birgt.
Dir flog ich wie ein sehnsuchtsvoller Schwan
Vom silbernen Piräus nach hierher.

Hephaistion.

Du bist ein Schwan und singst Sirenenlied!
Halb Weib, halb Vogel, du Gefährliche!
Dein Leib glüht zart und unberührt wie Schnee
Auf höchstem Gletscher, ja, du bist wie Eis,
Und wer dich liebt, erfriert in deinem Arm.
O Alexander, hüte dich vor ihr!
Sie lebt ja nicht, sie stammt aus einem Grab!

Alexander.

Wohl hast du recht, doch das ist wenig, Freund!
Wer stets nur recht behält, verliert sich nicht,
Und wer sich niemals wegwirft, fühlt sich nie.
Und wär dein Leib geschliffener Kristall
Und dränge, wenn ich dich in Armen presse,
Mit tausend Spitzen in mein schwaches Fleisch:
So spür ich an der Wunde, daß ich bin.
Und was verletzt uns tödlicher als Liebe

Digitized by Google

Und Freundestreue, wenn sie sich verkehrt!
Hephaistion, du Freund, du Einziger!
Laß mir den Rausch der Wollust und des Weins:
O, diese heißen Brüste trügen nicht!
Sei es auf Stunden nur, auf Augenblicke,
Sei's nur der Funke flüchtiger Umarmung,
Es gibt mir Nähe, täuscht Erfüllung vor,
Un dschenkt Erlösung meinen ausgespannten.
Nach Osten rastlos hingestreckten Armen.

(„Alexander der Große", zweiter Aufzug, erster Auftritt. Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Josef Reinhart

Poesie

An Adolf Frey

Die breite Gartenstraße vor die Stadt hinaus
Zum Dichterpförtchen, wo der Zink den Herren grüßt,
Gab einst der Schüler seinem Meister das Geleit.
„Herr Doktor, saget, ist es Poesie, was ich
Gestammelt, scheu im ungewissen, trüben Drang,
Und was ich jüngst Euch anvertraut? Ihr wißt es wohl:
Ich komme aus dem Wälderhause, wo mir früh
Die Mutter Lieder sang. — Mit Weise und mit Wort
Hat einst ihr Mund das Seelenheimweh mir geweckt.
Wohin? Ich weiß es nicht. In Tränen brach es aus, —
In Jauchzern — weißen Wolken nach, in Vers und Lied."
Der Meister hört ihm zu und schweigt und sucht das Wort,
Das seines Schülers dämmerdunkeln Weg erhellt'.
Er steht und sinnt und sieht mit unverwandtem Blick
Hinüber, wo am Gartenrand ein schmächtig Kind
Im grauen Röcklein, barfuß, einen Korb im Arm,
Am Gitter lehnt und in den blühenden Garten guckt,
Wo roter Mohn auf schwankem Stengel leis sich wiegt.
Sie schauen hin, des Kindes Blicken folgend. — Sieh!

Digitized by Google

Ein Schmetterling, zitronengelb mit schwarzem Rand,
Setzt einmal nieder, flügelt auf und nochmals ab
Und wippt und segelt übers Gartentor, und hoch
Im Sonnenlicht gemächlich badend, ziellos schwebt
Er, dreimal überm Mädchenhaupte kreisend, hin.
Des Kindes Auge, tief aus dunkelm Sehnsuchtsblick,
Erschrickt und zuckt. Es hebt sich, folgt ihm, froh
erwacht,
Zieht leuchtend dreimal diesem Sonnenzirkel nach.
Und jetzt, aufs rote Tüchlein, das vom Korbesrand
Herniederhängt und leis im Winde fächelt, setzt
Der Falter ab und spannt die Flügel, spinnwebfein.
Und, ist's die Sonne, die nun hell erscheint? Es liegt
Ein holder Glanz von Gold auf jenem armen Tuch.
Es strahlt hinüber nach den bleichen Wangen, glüht
Im Kinderaug. Den Atem eingezogen, still
Beglückt hinhaltend, so genoß das Kind und trank. —
Vorbei! — Dem Falter folgten in die blaue Luft
Die Augen, froh des schwebend sonnigen Farbenspiels.
Der Schüler sucht eratmend nun des Meisters Blick.
Der schweigt und nickt und deutet mit erhobner Hand
Hinüber, wo das Kind gestanden, wo zur Höh
Der Falter flog: „Du hast's gesehn: Poesiel" —
Der Schüler sagt ihm mit den Augen stillen Dank,
Und jenes Bild: das arme dürft'ge Menschenkind
Im grauen Tuch, vom Sonnenfalter überglänzt,
Es lächelt fortan einem Wandrer auf den Weg.

Digitized by Google

'n emol!

Singt alljohr nes Finkli
Am Sunnewändtag:
„Chumm lueg au, 's erſt Glöggli!
Der Früehlig im Hagl"

Het au wieder gſunge. —
Ha nit chönne goh,
Wil mir i zweui Augli
Der Früehlig iſch cho.

Der Vogel ſingt wyter:
— I ghöre di wohl: —
Im Garte blüeihts alljohr —
I den Auge: — n'emol!

Digitized by Google

Erinnerung

Ha'n emol es Liedli gwüßt, —
Weiß es nümmemeh —
Ha'n emol es Meitli b'chönnt, —
Chanis nümme gseh —

Ha ne ſtille Weiher gwüßt,
's chunnt keis Schüümli druf —
Wenn es Müggli drüber flügt,
Springt es Fiſchli uf!

Digitized by Google

Adolf Frey im 41. Lebensjahre

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Reinhart

Gedichte aus einem Zyklus „Winterliche Wacht u. Weihe“

I.

Schnee liegt im Land
Und still ist's auf der Erde.
Gib mir noch deine Hand,
Bevor ich gehen werde!

Gib mir noch deinen Blick,
Bevor die Sterne schwinden!
Ich kehre nicht zurück —
Und niemand wird mich finden.

Leg an dein Brautgewand,
Bevor ich gehen werde!
Schnee liegt im Land,
Und still ist's auf der Erde.

Digitized by Google

II.

Nun gehn die Tage gleich dem Wolkenheer,
Das träg am grauverweinten Himmel zieht.
Wie wird mein Herz so alt und liebeleer,
Da auch ihr letztes Leuchten kalt entflieht.

Ich saß allein im düsteren Gelaß,
Die trübe Lampe raunend neben mir.
Das Haupt gebeugt, von zagen Tränen naß,
Las ich in einem Pergamentbrevier.

Ich harrte dein in dieser letzten Nacht,
Da tratst du mir entgegen wunderbar.
Wer wars, der dir die Pforte aufgemacht,
Da du so leis erschienst im späten Jahr?

Bleich schien dein Blick, zerrissen dein Gewand,
Dein Schreiten hallte kaum im öden Haus.
Die Lampe nahmst du in die blasse Hand
Und trugst sie in die Winternacht hinaus.

Digitized by Google

III.

Der letzte Vogel floh den trüben Tann.
Nun steht die tote Erde bald im Schnee.
Was willst du noch, einsamer alter Mann,
Vor deiner Hütte am erstorbnen See?

Hinein! Hinein! Die müde Welt will Ruh.
Bald wirst auch du, mein Herze, stille sein.
Haus meiner Schwermut, schließ dich auf und zu!
Laß mich auf ewig in dein Schweigen ein!

Digitized by Google

Digitized by Google

Carl Spitteler

Lieber Freund und Kollege!

Die Einladung, mich an dem Gedenkbuch zu beteiligen, das Ihre Schüler und Freunde Ihnen zu Ihrem Geburtstag zu überreichen beabsichtigen, habe ich als eine Auszeichnung empfunden, und ich entspreche ihr mit dem freudigen Eifer, wie man ihn verspürt, wenn eine Einladung einem Wunsche entgegenkommt. Ob ich mich auch nicht zu denjenigen zählen kann, die Sie sich durch Ihre segensreiche Wirksamkeit als Lehrer an einer öffentlichen Hochschule verpflichtet haben, denn diese Wirksamkeit mitzugenießen blieb mir leider versagt, so verbindet mich mit den Übrigen das gemeinschaftliche Gefühl der Dankbarkeit. Meine Dankbarkeit ist persönlicher Natur und gründet sich auf private Erlebnisse vergangener Zeiten, deshalb muß ich biographisch ausholen.

Wir waren zwei unbekannte Schullehrer, als wir zusammenkamen, ich gänzlich unbekannt, Sie nahezu, bloß in Fachkreisen, dank einigen literatur-historischen Leistungen günstig notiert. Nach Vollendung meines langwierigen poetischen Erstlingswerkes aufatmend und eine jähe Lernbegier in allen meinen Gliedern

Digitized by Google

spürend, wie ein Kosak, der lesen lernen will, kam ich, der Halbbarbar, zu Ihnen, zum vermeintlichen Gelehrten. Ich fand Besseres, als ich erwartet hatte, statt eines Gelehrten einen feinfühligen, weitherzigen Literarhistoriker, Schriftsteller und künftigen Dichter, statt des Mentors einen Freund. Nein, nicht einen Freund, zwei Freunde. Denn auch Lina Frey, Ihre hochgebildete, gescheidte, einsichtsvolle Frau, beehrte mich mit einem herzlichen Empfang. Die Stunden des Zusammenseins zu Dreien, ob sie schon geizig zugemessen waren (jedes halbe Jahr einen Tag oder zwei, wenn es hochkam, denn die Ferien mußten abgewartet werden) hatten für mich, abgesehen von der geistigen Förderung, Erlebniswert, es waren Stunden ungetrübter Erhebung, die man nie vergißt.

Wer in solchem freundschaftlichen Austausch von Gedanken und Hoffnungen eher der Empfänger, wer eher der Geber ist, über diese Art von Einnahmen und Ausgaben gibt es keine Buchführung. Ich jedenfalls fühlte mich immer als der Empfangende. Unter anderem empfing ich von Ihnen die Hilfe Ihres Urteils und Ihres Rates bei meinen neuentstehenden Plänen und Werken. Während mehrerer Jahre habe ich über jedes meiner Manuskripte, ehe ich sie einem Verleger zuschickte, erst Ihr Urteil, Ihren Rat, Ihre Verbesserungsvorschläge erbeten, genau wie ich es gegenwärtig seit mehr als einem Jahrzehnt mit Jonas Fränkel halte. Wissen Sie noch in Basel, mit meinen

Digitized by Google

„Schmetterlingen"? Wie Sie diese, Nummer für Nummer, Seite für Seite, Zeile für Zeile mit mir vornahmen? Oder in Aarau, in der liebenswürdigen, geistvollen Familie Fleiner, wo Ihre freundschaftliche Geduld und Schonung es zustande brachte, sich von mir ein mehrstündiges nichtsnutziges, sogenanntes Lustspiel zur Begutachtung vorlesen zu lassen? Auch die Genesung von meiner leidenschaftlichen Verachtung des Realismus und der Prosa verdanke ich Ihnen, der mir damals mit höflicher Gebärde den Stuhl sachte an ein Fenster rückte, durch welches man in der Ferne Zürich erblickte und dort zwei hervorragende Gestalten, die nicht hochzuschätzen selbst meinem Vorurteil nicht gelang.

In der darauffolgenden Zeit, als ich ohne Stellung und ohne Einkommen war, haben Sie mir dann Ihre Freundschaft noch auf andere Weise betätigt. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie daran erinnere. Meine Dankschuld zwingt mich dazu, und Wahrheit und Billigkeit heischen, daß ich es öffentlich tue. Jedermann weiß um die Bemühungen meines lieben Jugendfreundes Widmann, mich aus der Bedrängnis zu erlösen. Aber daß Sie ebenso eifrig, ebenso warm und nachhaltig wie Widmann sich um mich bemühten, das weiß man nicht, und darum muß ich es sagen. Und zwar hatten Ihre Bemühungen Erfolg. Die Stelle als Feuilletonredaktor an der „Neuen Zürcher Zeitung", von welcher ich den Umschwung meines

Digitized by Google

äußern Schicksals datiere, verdankte ich zum größten Teil Ihrer unausgesetzten Befürwortung.

Leider wohnten wir in Zürich nicht gleichzeitig. Als Sie Ihre Tätigkeit als Hochschullehrer begannen, war ich schon wieder fern, sonst hätte ich zu Ihren fleißigsten Zuhörern gezählt. Dagegen Ihr literarisches und dichterisches Schaffen mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen, das konnte mir die räumliche Entfernung natürlich nicht verwehren. Und Ihr ganzes Schaffen, von Fall zu Fall, beseelte mich immer von neuem mit dem Gefühl der Erhebung. Ich brauche das Wort Erhebung nicht unbedacht. Das Größenmaß und das Karat unserer poetischen Begabung steht nicht in unserer Macht, das „Talent" (im biblischen Gleichnissinn verstanden) wird uns in die Wiege gelegt. Aber was jeder aus seinem ihm verliehenen Talent macht, das entscheidet darüber, ob einer Hochachtung als Künstler verdient oder nicht, das scheidet den Echten vom Unechten. Was nun Sie aus Ihrem Talent gemacht, die Kunsthöhe, die Sie, aus einer schwarz verhängten Jugend sich emporringend, erschwungen, die Werke, die Sie geleistet haben, das wirkt auf mich erhebend, das empfinde ich als vorbildlich. Unter den mustergültigen Eigenschaften Ihres Schaffens getraue ich mir die Kardinaltugend zu nennen, aus welcher alle übrigen Vorzüge sich ergeben: die tiefernste Auffassung des Schriftsteller- und Dichterberufes und der unerschütterliche

Digitized by Google

Wille zur Selbstentäußerung im Dienste dieses Berufes. Daraus ergab sich: Die fleißige zähe Arbeit mit unermüdlicher, wiederholter Umarbeitung, bis jeweilen das Ziel erreicht ist, nämlich die Fertigkeit. Fertigkeit bis in die kleinste Einzelheit, ich meine die Fertigkeit vor dem eigenen Gewissen, bis man schließlich inwendig den lang ersehnten und erseufzten Spruch vernimmt: „So, jetzt glaube ich, kann ich es verantworten". Damit verbunden: Geringschätzung des Zeit- und Arbeitsaufwandes, Niederkämpfung der Ungeduld, bald wieder mit einem neuen Werke vor der Öffentlichkeit zu erscheinen. Bei einer solchen Einstellung wagen sich die Versuchungen gar nicht heran, denen so Viele erliegen: die schielenden Seitenblicke nach dem großen Publikum, nach dem Urteil der Presse, nach den Diktaten der Zeitströmungen. Dergleichen bleibt weit hinter dem Horizont, in lächerlicher Ferne. Unbeirrte Treue im Dienst der Kunst war Ihr Wahrzeichen, und dieser Treue kommt die Bedeutung eines Vorbildes zu. Wenn ich Jeden, der ernst, selbstlos und demütig seiner Kunst dient, als meinen Kollegen empfinde, so weiß ich unter sämtlichen lebenden Schriftstellern keinen, den ich dermaßen als Kollegen verspüre wie Sie.

Als „Kollege" in einem anderen Wortsinne, dem alltäglichen, sind Sie mir in den letzten Jahren endlich wieder persönlich begegnet: Im Komitee der schweizerischen Schillerstiftung. Ich habe Sie dort die mir

Digitized by Google

längst bekannten Vorzüge betätigen sehen: die Befugtheit und Weitherzigkeit Ihres Urteils, die unbedingt nötige Strenge gegen den Pfuscher, die warme Befürwortung jedes Wertes, unabhängig davon, ob Ihnen die Persönlichkeit sympathisch sei oder antipathisch. Und nicht zu vergessen der gewissenhafte Fleiß, der Ihnen das schwierige Kunststück ermöglichte, alles, aber auch alles Eingesandte durchzulesen und begründet zu begutachten. Auf dem Gebiet der deutschsprachigen Schweizerliteratur ist Ihre Tätigkeit im Schillerkomitee unübertrefflich und unersetzlich.

Und nun haben Sie leider letzten Sommer Ihre Freunde durch Ihre schwere Erkrankung in Schrecken und in Sorgen versetzt. Der unheimliche Mann, den die Vision eines Ihrer Gedichte schaudernd schaute, der stumme Mann mit dem Beil, dessen Schneide er Ihnen mit boshaftem Schielen drohend entgegenwendete, hat Sie mit einem vergifteten Beil verwundet. Vor solchem Ereignis schweigt unsere Erschütterung, hoffnungsvoll bangend, ob der gutgesinnte Nebenmensch mit dem heilsamen Messerchen den Sieg über den bösen Metaphysiker mit dem Beil davontragen werde. Glücklicherweise steht aber neben diesen Beiden noch jemand anders an Ihrem Krankenlager. Ihrer Frau in Ehrerbietung zu gedenken, die, nachdem sie in gesunden Tagen Ihnen eine einsichtvolle berufene Mitarbeiterin gewesen, jetzt als hilfreiche, aufopfernde Pflegerin und Trösterin über Sie wacht, glaube ich mir als Ihr

Digitized by Google

ehemaliger Hausfreund gestatten zu dürfen. Treue haben Sie zeitlebens geübt, Treue empfangen Sie jetzt zum Lohn. So oft ich in dieser Zeit an Sie denke, und ich denke immer an Sie, klingt jedesmal der Gedanke an Ihre treue Lebens- und Leidensgefährtin mit, und der Dank, den Sie ihr wissen, weiß ich mit Ihnen.

Luzern, 27. Oktober 1919.

Carl Spitteler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Maria Waser

Erfüllung

So war die Jugend: ein heißes Blut,
Ein rasches Wollen und keck der Mut
Zu wildverwegenem Wagen,

Die Jugend, die keinen Abgrund scheut,
Die des zerstörenden Sturmes sich freut
Und jauchzt, wenn Gefahr sie umschattet,

Die lachend dem Tod ins Auge schaut,
In Sehnsucht ein schimmerndes Traumreich baut
Und das Leben — das Leben verachtet!

Da kam das Leben und öffnete leis
Die Tore und gab den Blicken preis
Die prangend weiten Gefilde.

Ich sah die schwellende Maiennacht,
Des Sommers golden reifende Pracht,
Des Herbstes schwer lastende Fülle,

Digitized by Google

Sah Menschen in Schmerz und Arbeit reich,
Der ewig schaffenden Erde gleich,
Und die sich liebend beglückten —

Nun steh ich still. Meine Sehnsucht hält Rast.
Die Seele in süßem Erschauern umfaßt
Des Lebens unendliche Schönheit.

Du Bleicher, Unersättlicher du,
Was treibst du trüben Schatten uns zu?
Noch bleibt mir mein blühendes Heute!

Die Sonne den rosigen Dämmer schon trinkt.
Bis in die purpurne Flut sie versinkt ...
Laß leuchten, Sonne, laß leuchten!

Digitized by Google

Etwas von der Lebenskraft des Totentanzes

Eine Erinnerung

Der Tag, da ein Dichter zum ersten Mal in unser Bewußtsein tritt, gehört zu den ereignismäßigen des Lebens und ist der Erinnerung wohl wert; denn die Erscheinung, in der sich jener uns zeigt, sagt nicht allein etwas von unserer eigenen seelischen Verfassung, sondern auch vom Wesen des Dichters. Vielleicht kommt er sanft wie der Stern am Abendhimmel, den wir erst gewahren, wenn er schon lange über unserm Haupte steht, vielleicht gewaltsam und herrisch wie das Schicksal, das uns aus vertrauten Wegen schleudert, vielleicht wildauffrischend wie Frühlingsgewitter oder groß und befreiend wie die lange ersehnte Erlösung; aber keinen gibt es unter den lebenden Dichtern, der einst mit heißerem Ungestüm in meine Jugend gefahren wäre als er, dessen Werk man immer wieder kühle Überlegenheit und überlegte Kunst vorrechnet, Adolf Frey.

Ich stand damals in dem glücklichen Gymnasiastenalter, wo man meint, alles Wissen erraffen zu können, und die Leidenschaft des Intellektes einen anfällt. Was wissen wir Lebenserfahrenen heute noch von den tagfernen Wonnen jener Zeit des jungen Wissens-

Digitized by Google

durftes? Die Seligkeit eines ersten Ganges auf Lessings schlanken, blanken Gedankenwegen! Oder wenn man aus stumpfen Zahlen und versprengten Lettern Kurven in den Raum wachsen sieht, herrlich und unverrückbar wie das Gesetz, und mit kleinen exakten Zeichen ins Reich der Verneinung und des Unendlichen greift oder mit sichern Maßen die ewigen Sterne aus der Unendlichkeit herunterholt! Und dann die wonnevoll taumelnden Schritte durch die glänzenden Schleier fremder Sprachen hindurch ins Ferne und Ungeheure: Trojas Mauern, geheimnisvoll und schattenhaft hinter den feuerstrudelnden Helmbüschen kämpfender Helden, und die sternenhellen Paläste der Götter, von unendlichem Gelächter erfüllt, und Inseln, die zauberhaft in Meeren schwimmen, die man mit Augen nie geschaut. Wie da die Vorstellung schaffen muß, wenn man nie Geahntes gestalten, Unerhörtes aussprechen und wenn man der kühlen Majestät ehrfürchtiger Peplosgestalten Blut und Seele zuerkennen soll! Was Wunder, daß vor den Entzückungen des innern Auges das äußere stumpf wird und Tag und Zeit und die Kraft der Gegenwart versinken? So war auch ich von meiner selig schaufrohen, herzlich unbelesenen Kindheit unvermerkt und weit abgedrängt worden in die Welt der Bücher und Gedanken.

In solcher Zeit traf mich die erste Dichtung von Adolf Frey, jenes „Abendmahl" betitelte Herbstgedicht aus dem Totentanz mit der herzergreifenden

Digitized by Google

und doch tief beruhigten Vision des stillen, dunkelbewimperten Wanderers, der den genesungsgläubigen Jüngling ungesehen durch blassendes Abendrot entführt. Was war es, daß dieses kleine Gedicht mich dermaßen erschütterte und daß der stille Abendgang des kranken Mannes mich inniger ergriff als Eurydikes sehnsüchtiger Schattenwandel? Ich suchte nach dem Buche, dem diese Strophen angehörten. Es zeigte sich, daß es eine kostbare Ausgabe war, unerschwinglich für mich; aber man gab mir den Band zur Ansicht bis am andern Morgen. Und so erschien mir jene Nacht, wo ich diese wundersame Dichtung, in der Schwermut und grimmer Scherz und mit dem Todesbangen die heiße Lebenslust und stille Gefaßtheit und wilder Hohn sich seltsam verbinden, erlebte. Erst las ich wohl heiß und hastig, daß die wogenden und hämmernden Verse und der Schwall der Bilder wie Sturmwind über mich ging. Dann aber still verweilend, der Einzelschönheit hingegeben, und als der Morgen kam, lag nicht allein die getreue Abschrift des Buches vor mir, auch in mir hatte sich der Reichtum dieser Bilder niedergelassen, die unerhört waren und doch so verwandt, daß sie mich wie eigene Heimat ansahen. Mochte es auch zunächst der unheimlich prickelnde Zauber des Totentanzmotivs, dem sich wohl selten ein junger Mensch entzieht, gewesen sein, was mich fesselte, die große innere Erschütterung und das Gefühl erweckten Reichtums, das diese Nacht mir

Digitized by Google

hinterließ, war nicht dem unheimlichen Tanzmeister zu danken. Das Grauen vor dem Knochenmann hatte ich nie gekannt; dessen Erscheinung war mir zu vertraut von der Arbeitsstube meines Vaters her, wo solch ein Fleischloser, die weißen Gebeine vom aufgezeichneten Muskelnetz rosig umsponnen, still und fast angenehm in einer Ecke stand, allen heitern und wackern Tagen verwandtschaftlich zugesellt. Das Große, was diese Dichtung mir gab, war nicht das Bild des Todes. Die Pracht des unter dem Zeichen seiner Majestät mit doppelter Inbrunst erfaßten Lebens, die überwältigende Vertrautheit der Gelände, das unvergleichlich Heimatliche in Landschaft und Sprache war es, was mir das Herz aufriß, daß ich mich meiner wissensdurstigen Gegenwart entzogen und wiederum der Welt meiner Kindheit nahe fühlte, jener lebendigen Zeit, die von Büchern nichts wußte, weil die großen Dichter nicht durch Buchstaben zu uns drangen, sondern mit dem tiefen Wohllaut der mütterlichen Stimme und weil die heitere Gegenwart der Welt gradwegs und ohne gedankliche Vermittlung zu offenen Sinnen sprach. Das war es, was jene Nacht mir brachte: Tod und Dichter hatten gleichermaßen als Meister des Lebens zu mir gesprochen und mich aus fernen Welten auf den festen Boden der Gegenwart heruntergezwungen. War es nicht diesen scheinbar phantastisch-mystischen, im Grunde so wachen, lebenstrotzenden Gedichten zu danken, wenn mir nun die Schönheit der schönsten

Digitized by Google

Schweizerstadt, die ich vorher nur als steinerne Enge empfunden, lebendig wurde und wenn es mir aufging, daß es eine herrlich frische Sache sei, mit siebzehn Jahren durch einen Frühling an der Aare zu gehn, und wenn nun auf einmal die Frauen der attischen Tragödie, allen strengen Peplosfalten zum Trotz, mich blutwarm und schwesterlich nahe angingen, daß ihr Schicksal in dem meinen versank? Vielleicht gehe ich zu weit, wenn ich so tiefen Wandel jener einen Nacht zuschreibe. Man mag geltend machen, daß es nicht am dichterischen Erlebnis allein, daß es auch am Augenblicke lag, wo dieses mich traf. Gewiß, damit die Dornenhecke sich vor ihm öffnete, mußte der Prinz am rechten Tage erscheinen; aber hätte sie sich ihm aufgetan, wenn er nicht der Rechte gewesen wäre? Sicher ist, daß es die taghelle Seele des Meisters war, die dem entrückten jungen Menschen zum Ruck ins heimatlich Nahe verhalf, und Tiefe, Glanz und Kraft jener Todesvisionen, die mich den rechten Lebenshunger lehrten. Daß aber diese Erlösung zur Kraft der Wirklichkeit just der Dichter bewirkte, der kaum eine Gestalt geschaffen hat, die nicht im Kleide der Vergangenheit, des Traumes oder Märchens geht, und just durch jene Dichtung, die, von mittelalterlicher Anschauung ausgehend, im Mystisch-Phantastischen lebt, das mag ein Licht werfen auf das wahre Wesen dichterischer Gegenwartskraft, die mit dem Stoffe wenig zu tun hat, alles mit der Art des Dichters. Daß einer es

Digitized by Google

vermag — nach dem pindarischen Worte — das zu sein, was er ist, daß er mit lebendigen Sinnen die Welt erfaßt und das inbrünstig Empfangene mit unverbrauchten Worten wiederzugeben weiß, das macht die echte Zeitkraft des Dichters aus, jene Gegenwart, die es sein kann zu jeglicher Zeit.

Digitized by Google

Ernst Zahn

Novembertag

Wie sind die Blätter so gelb und der Himmel so blau! Das Gold der abgeernteten Felder blinkt und das tiefe Blau eines Baches, eines Weihers, eines Sees leuchtet dazwischen. Blau und Gelb, schimmernd in der Sonne eines nebellosen Morgens, wunderbar spielt es zusammen. Die Luft ist klar und scharf und befreit müde Stirnen von ihrer Dumpfheit. Wind reißt Laub von halbkahlen Bäumen, da fliegt er, der gelbe Regen, durch den blauen Tag, legt sich auf hartweiße Straßen, sammelt sich in Wäldern zuhauf und raschelt unter eines Wanderers Fuß. Aus einem Hause auf freier Hochfläche steigt ein Räuchlein in den hellen Morgen, gerade und schlank und dünn wie ein vom Luftzug aufgewehter blauer Seidenschleier. An einem Feldweg stehen zwei halberwachsene Kinder im Gespräch, ein Knabe und ein Mädchen. Ihre Gesichter sind frisch, ihre hellen Augen verbergen sich voreinander und lachen doch.

„Hast du deine Aufgabe schon?" fragt das Mädchen.

„Nein," antwortete der Nachbarssohn. „Ich mag nicht dahinter."

Digitized by Google

„Ich will dir schon helfen," gibt das Mädchen zurück.

Die Augen begegnen sich. Es funkt etwas hin und her, was sogleich wieder erlischt, und die Backen sind noch ein wenig dunkler danach. Aber das Angebot findet weder Dank noch Ablehnung. Sie reden vom Wetter danach, von eingebrachter Feldfrucht, von Schule und Lehrer. Sie trennen sich und geben sich nicht die Hand.

„Kommst du heute Nachmittag?" fragt der Knabe schon halb im Gehen. Dann läuft er davon und singt eins in den Morgen mit ungeschulter, herbheller Stimme.

Das Mädchen hat genickt und geht in entgegengesetzter Richtung davon, den Blick am Boden. Aber der Blick ist heiter, heiter wie der des Kameraden, heiter wie der Tag.

Ach, um diesen heiteren, starken, frischreinen Tag!

Ist das die Welt? Ist das die Wirklichkeit?

Schlachten sind geschlagen, unzählige, von unzähligen Streitern. Riesenlasten von Erz sind geschleudert vom Feind wider Feind, Menschenleiber zerreißend, Menschenstätten zerschlagend, daß sie dem Erdboden gleich. Dörfer und Stätte gingen unter in Flammen, Fruchtfelder und Matten wurden zu Wüsten, Totenkreuze wuchsen wie Aehrenhalme. Führer der Völker warfen mit großen Worten um sich, predigten Haß und stachelten Wut an, vergaßen der eigenen arm-

Digitized by Google

seligen Menschlichkeit und maßten sich an, das Schicksal zu spielen. Ihre Taten wucherten, als brächen Wälder von Unkraut herein über den Paradiesgarten des Friedens. Dann gingen Reiche unter, Kronen zerschellten und Fürsten stürzten.

Aber immer nicht genug, immer nicht genug!

Da kamen die Seuchen und würgten, da sprang der Hunger durchs Land und schrie, da wurde Wohlstand zu Nacktheit und Bettlertum.

Aber immer nicht genug, immer nicht genug!

Phantasten und Schreier erhoben sich aus den Reihen von Verführern und Verirrten, von Schicksalsgeschlagenen und Verzweifelnden. Truglieder von Freiheit und Gleichheit brüllten über die Welt. Rote Fahnen fuhren auf und flammten wie brennendes Blut und Blicke von Millionen spiegelten wider die Glut ihrer Farbe.

Nun ist die Welt ein Taumel und Chaos, ein Beben und ein Untergang.

Und doch leuchtet der blaue, klare Tag.

Siehe, es hallt eine Glocke und ladet zur Kirche. Menschen wandeln in Feiertagskleidern und füllen ein Gotteshaus, die Blicke gesenkt, die Gemüter beschaulich still, den Sinn nach Dingen gelenkt, die über dem Alltag liegen.

Siehe, es sitzt ein Alter auf einer Bank am Hause. Behaglich stopft er die Pfeife, behaglich besinnt er sich auf sein Tagwerk und daß für den Rest seiner

Digitized by Google

Jahre gesorgt ist. Er schickt einen Gedanken nach dem Friedhof, wo seiner Jugend Kameradin liegt, einen Gedanken meerüber, in fernes Land, wo ein Enkel weilt und das Leben und vom Leben lernt, und er heftet einen Gedanken an eine Wolke, die im Winde segelt: Wie eilig sie fliegt! So fliegt meine Zeit. Bald, allzubald ist es vorüber. Und war doch schön!

Und siehe, es geht eine Zettlerin hinter drei Erdgeschoßfenstern, ein junges, kräftiges Weib. Unablässig zieht sie die Strähnen der schimmernden Seide und legt sie aufs Rahmenholz. Die Spulen werden leer und die Strangen schwer, und die stille Werklerin summt vor sich hin. Das Tagewerk lohnt sich und das Tagewerk schreitet vor. Was kümmert die Frau mit der braunglatten Stirne der Wirrwar der Ferne! Da ist eine Sorge, daß die Stube sauber sei, daß die Geranie nicht verdorre, die unterm Fenster steht, und es ist eine Sorge, daß der Fabrikherr wieder sage: gute Arbeit trägt sie stets ein, die Anne-Marie.

Ist das die Welt? Ist das die Wirklichkeit? Die Menschen, die beten gehen, die werkenden, und die, die sich Ruhe gönnen am Abend?

Gewiß! Noch sind sie. Noch haben Krieg und Krankheit und Hunger und Wut der Wühler sie nicht alle erwürgt. Und noch wohnt Friede in manchen Hütten und manchen Seelen, der Friede, von dem sie nun reden, daß er gekommen sei über die gepeinigte Erde — —.

Digitized by Google

Der Novembertag leuchtet. Blaue Wasser, blauer Himmel, gelbe Felder und goldenes Laub. Klar und kühl. So muß der Menschentag kommen, der Frieden bringen soll. Sie müssen ihn nicht suchen hinter den ruhenden Waffen, nicht im Ende der Not und nicht im Glück erfüllter Träume. Sie müssen ihn holen, wo er schon immer war und auch war in der Zeit der wildesten Stürme, in den Seelen von einzelnen, die da wandelten und lebten. Daß man des Einzelnen Beispiel nicht mehr sah und sieht und daß des Einzelnen Stimme unterging im Geheul des Massen-Unheils, das war und ist das Verhängnis. Daß man wieder finde den Einzelnen und der Einzelne selbst sich wieder entdecke, das wird die Heilung sein und — der Friede. Aber nicht Friede wird man es nennen, denn sein Wesen ist anders, ist klarer und kühler wie ein Tag, spät im Jahr, leuchtend von Blau und von Gold. Und sein Name ist nicht Friede — sondern Zufriedenheit!

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiträge

Adolf Frey

zu Ehren

von

seinen Schülern

Digitized by Google

Digitized by Google

Fritz Enderlin

Gruß der Liederseelen

Zu Adolf Freys 60. Geburtstag, in Töne gesetzt v. Friedrich Hegar

Wir zücken und klingen aus blauen Gründen,
Wir steigen aus schweigender Nacht und künden
Heimliche Schmerzen, drängende Lust;
Wir sind deine ungestümen Lieder,
Wir strömten hinaus, heut drängen wir wieder
Am festlichen Tag an deine Brust.

Aus lauer Sternnacht hat sich die Muse
Ans Kammerfenster dir gelegt,
In deinem schlummerlosen Herzen
Brennende Sehnsucht wach geregt.
Und als du herzklopfend aufgefahren,
Berauschte dich ein süßer Schall,
Aus sternflutüberströmtem Garten
Sang schluchzend eine Nachtigall.

Da sind wir an deinem Busen erwacht,
Wir reigten um dich in der silbernen Nacht,
Du gabst uns die schimmernden Prachtgewänder,
Wir zogen und klangen in deutsche Länder.
Doch heute erglänzten uns deine Sterne,
Wir kommen zurück von nah und ferne,
Wir füllen dein Haus mit brausendem Schwall
Und Stadt und Tal mit dem Widerhall.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lina Baumann

„Schweifende Vögel"

Aphorismen von Rabindranath Tagore

(Aus der vollständigen von Lina Baumann übersetzten Sammlung, die demnächst bei Kurt Wolff, Leipzig, erscheint, mit freundlicher Erlaubnis des Verlags veröffentlicht.)

Die Welt legt die Maske der Größe ab vor dem, der sie liebt. Sie wird zu einem einzigen kleinen Lied, zu einem einzigen Kuß des Ewigen.

Wenn du Tränen weinst, weil du die Sonne nicht siehst, siehst du auch nicht die Sterne.

„Was ist deine Rede, o Meer?"
Die Rede ewiger Frage.
„Was ist deine Antwort, o Himmel?"
Die Antwort ewigen Schweigens.

Meine Wünsche sind Toren; sie schreien in deine Lieder, mein Meister.

Mein Herz schlägt seine Wogen an die Küste der Welt und setzt darauf sein Siegel in Tränen mit den Worten: Ich liebe dich.

Digitized by Google

Weib, wenn du schaffst in deinem Hause, singen deine Glieder wie der Bergquell in den Kieseln.

Die Welt rauscht dahin über die Saiten des verweilenden Herzens, das Lied der Trauer spielend.

Ich danke dir, daß ich kein Rad bin der Macht, sondern eins mit den lebendigen Geschöpfen, die es zermalmt.

(Gott schmettert deinen Götzen in den Staub, auf daß du erkennest; Gottes Staub ist größer als dein Götze.)

Wie die Möven und Wogen begegnen wir uns und kommen uns nahe. Die Möven fliegen davon, die Wogen rollen hinweg, und wir gehen dahin.

Das Leben ist uns geschenkt, wir verdienen es, indem wir es hingeben.

Fürchte dich nicht vor dem Augenblick — so singt die Stimme des Ewigen.

Digitized by Google

In meines Herzens Einsamkeit fühle ich die Klage dieses trauernden Abends, den Nebel und Regen verschleiern.

Keuschheit ist ein Reichtum, der aus der Fülle der Liebe quillt.

Deine Stimme, mein Freund, wandert in meinem Herzen wie der gedämpfte Klang des Meeres in diesen lauschenden Pinien.

Der Künstler ist der Geliebte der Natur, darum ist er ihr Sklave und ihr Herr.

Werden und Sterben der Blätter sind die raschen Wirbel des Strudels, dessen weite Kreise langsam in den Sternen ziehen.

Sei stille, mein Herz, diese großen Bäume sind Gebete.

Der Lärm des Augenblicks spottet der Musik des Ewigen.

Digitized by Google

Lieber Freund, wenn ich diesen Wellen lausche, fühle ich die Stille deiner großen Gedanken manch eines dunkelnden Abends an dieser Küste.

In der Wirklichkeit ist die Wahrheit beengt.
In der Poesie bewegt sie sich frei.

Was ists, das mich drückt? Ists meine Seele, die hinaus tastet ins Weite, oder ists die Seele der Welt, die an mein Herz pocht, Einlaß fordernd?

Weib, in deinem Lachen ist die Musik des Lebensbrunnens.

Diese Welt ist die Welt wilder Stürme, gezügelt durch die Musik der Schönheit.

Die Menschen sind grausam, aber der Mensch ist gütig freundlich.

Schüchterne Gedanken, fürchtet mich nicht.
Ich bin ein Dichter.

Du Gras am Wegrand, liebe den Stern, dann werden deine Träume Blumen sprießen.

Digitized by Google

Lösche das Licht, wann du willst.
Ich werde dein Dunkel kennen und es lieben.

Laß mich diese Welt fühlen als deine gestaltgewordene Liebe, dann wird meine Liebe ihr helfen.

Was du bist, siehst du nicht; was du siehst, ist dein Schatten.

Ich kann nicht das Beste wählen, das Beste wählt mich.

Die Bäume kommen herauf zu meinem Fenster wie die sehnende Stimme der stummen Erde.

Er hat sich die Waffen zu seinen Göttern gemacht. Wenn seine Waffen siegen, ist er selbst-besiegt.

Trink meinen Wein aus meinem eigenen Becher, Freund. Er verliert seinen perlenden Schaum in dem eines andern.

Das kleine Blümchen öffnet seine Knospe und ruft: „Du liebe Welt, bitte, welke nicht!"

Digitized by Google

Wir lesen die Welt falsch und sagen, sie betrügt uns.

Wer Gutes tun will, klopft ans Tor; wer aber liebt, findet das Tor offen.

Diese Sehnsucht gilt dem Einen, den ich im Dunkeln fühle, aber am Tag nicht sehe.

Die große Erde macht sich gastlich mit der Hilfe des Grases.

Die Wolke stand demütig am Ende des Himmels. Der Morgen krönte sie mit Herrlichkeit.

Der Zauber unnennbarer Tage umfängt mein Herz wie das Moos den alten Baum.

Fragt das Mögliche das Unmögliche: „Wo hast du Wohnung?“ „In den Träumen des Schwachen,“ kommt die Antwort.

Weib, mit der Anmut deiner Finger berührtest du meine Dinge, und Ordnung klang heraus wie Musik.

Digitized by Google

Der Staub der toten Worte haftet dir an. Bade deine Seele in Schweigen.

Die Welt hat meine Seele mit Schmerz geküßt und fordert dafür Lieder.

Ich bin gleich dem Weg in der Nacht, der den Tritten seiner Erinnerungen lauscht in Schweigen.

Der Abendhimmel ist mir wie ein Fenster und eine erleuchtete Lampe und ein Warten dahinter.

Wer zu geschäftig ist, Gutes zu tun, findet keine Zeit, gut zu sein.

„Wie kann ich dir singen und dich anbeten, o Sonne?" fragte die kleine Blume„. Mit dem einfachen Schweigen deiner Reinheit," antwortete die Sonne.

Ich kam an deine Küste als ein Fremder, ich lebte in deinem Hause als ein Gast, ich verlasse deine Türe als Freund, meine Erde.

Die Wahrheit erregt gegen sich selbst den Sturm, der ihren Samen weithin streut.

Digitized by Google

Wohl dem, dessen Ruhm nicht seine Wahrheit überstrahlt.

Gott küßt in seiner Liebe das Endliche und der Mensch das Unendliche.

In dieser Nacht ist ein Beben in den Palmblättern, ein Schwellen in der See, o Mond, gleich dem Herzschlag der Welt. Aus welchem unbekannten Himmel trägst du das schmerzensvolle Geheimnis der Liebe in deine Stille?

Wenn alle Saiten meines Lebens gestimmt sind, mein Meister, dann wird bei deiner Berührung immer der Gesang der Liebe ertönen.

Digitized by Google

Fritz Ernst

Die Entwickelung der russischen Literatur. Versuch einer Deutung.

Adolf Frey, dem Erzieher zur Kritik, gewidmet.

> Wo ist der, der unserer russischen Seele in ihrer eigenen, treuen Muttersprache dieses allgewaltige Wort „Vorwärts" zuzurufen vermöchte? Wer kennt so gut alle Kräfte und Fähigkeiten, die ganze Tiefe unseres Wesens, daß er uns mit einem Zauberwink zum höchsten Leben fortreißen könnte? Mit welchen Tränen, mit welcher Liebe würde es ihm der Russe danken! Aber Jahrhunderte auf Jahrhunderte verrinnen; in schmachvoller Trägheit und sinnloser Geschäftigkeit unreifer Jünglinge versinkt unser Geschlecht, und nicht will uns Gott den Mann senden, der es verstünde dieses allgewaltige Wort zu sprechen! Gogol.

I.

Poesie lebt unter jedem Himmel. Doch nur eine Heimat sieht sie voll erblühn: aus der Erde des Mythos allein entfaltet sie sich ganz. Seine Sinnbilder sind ursprüngliche Dichtung. Aus ewigen Gleichnissen haben die Griechen eine Poesie genährt, welche die Nachwelt nie mehr entbehren wollte. Der reiche germanische Mythos wurde in seiner Kraft getroffen und gebrochen, und doch glänzt er bis in

Digitized by Google

unsern Tag hinüber. Mythenbildung und menschlicher Genius sind eins. In wandelnden Formen glüht die nämliche Flamme. Sie kann nur mit unserm Geschlecht erlöschen. Mythenbildung ist das Vorrecht aller Zeiten ... Die hochzivilisierte Welt des Hellenismus erlitt den Kruzifixus.

Auch die Slaven besitzen einen religiösen Mythos; vielmehr: religiöse Mythen. Denn eben, daß diese nie zu einem Ring sich schlossen, scheint ihrem Wesen anzuhangen. Mit ihrer Beseelung der Naturgewalten, ihrem Kampf der Jahreszeiten, ihrer Lobpreisung des siegreichen Lichts, sagen sie, was wir überallher wissen können. Aber das ist slavischen Göttern besonders eigen, daß sie sich nicht viel aus den Menschen machen. Unfaßbar langsam nur wurden sie von den Veränderungen der Welt betroffen. Das Christentum hat Altes nie durchsichtiger gefirnißt. Dschabog, Lada, Perun gaben ihre Namen preis — mehr nicht immer. Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts war ein Sprachforscher im nördlichen Rußland Zeuge eines Hammelopfers, dem Elias dargebracht. Der alttestamentliche Heldenname verhüllte dem Fremden nicht den heidnischen Wettergott. Wir würden meinen, aus solchem Urbesitz vermöchte eine Kultur sich unaufhörlich zu bereichern. Und doch wurden ganze Kompendien russischer Literaturgeschichte geschrieben, welche die Existenz einer slavischen Mythologie nicht einmal erwähnen, und auch nicht zu erwähnen brau-

Digitized by Google

chen, weil sie ohne alle tiefere Wirkung auf die Literatur blieb.

Die Zeit, da ein Volk in den nationalen Wettkampf eintritt, da es seines historischen Daseins bewußt wird, pflegt sich dem Gedächtnis der Nachwelt in mächtigen epischen Gebilden zu erhalten. Solche Erinnerungen sind den Deutschen das Nibelungenlied, den Franzosen die Chanson de Roland, den Spaniern der Romancero del Cid. Auch den Russen fehlte das Epos nicht, nur wurde es selten aufgezeichnet, nie künstlerisch gestaltet. Die Erinnerungen aus der Nomadenzeit bis zum großen Zaren Peter blieben Eigentum der nationalen Phantasie, ungeschrieben wie die religiösen Lieder — eine ungeschriebene russische Geschichte. Man hat 400 solcher Bylinen nachgewiesen und fixiert. Zweierlei ist, in unserem Zusammenhang, von ihnen zu erwähnen: ihre mythologischen Elemente sind nicht spezifisch slavisch, sondern Entlehnungen, besonders aus dem Indo-Iranischen; und als Standesbezeichnung für ihre irdischen Helden steht das eine Mal ein germanisches, das andere Mal ein türkisch-mongolisches Wort. Ende des 18. Jahrhunderts fand man das vereinzelt aufgeschriebene „Lied von Igors Zug". Man hat es den abendländischen Epenzyklen an die Seite stellen wollen. Dafür besteht kein Rechtstitel. Nicht einmal mit dem Hildebrandslied dürften wir es vergleichen. Die althochdeutsche Dichtung gestaltete den Urkonflikt zwischen dem Wissenden und

Digitized by Google

dem Blinden. Im Mittelpunkt der altrussischen Legende steht eine Schlacht, wie man sie zu Tausenden schlug, wenn auch selten mit so reicher Poesie des Details darstellte.

Der reiche Märchenschatz der Russen begegnet uns auf jedem Schritt in ihrem Land. Die Deutschen durchforschen ihn seit bald hundert Jahren. Ebensolang schöpfen russische Dichter aus ihm. Diese Märchen sind zum geringsten Teil selbsterschaffenes Eigentum der Nation; vielmehr, wie die meisten in der Welt, Wandergut aus einer zur Stunde unbekannten Heimat. Wenige ihrer Züge nur sind urrussisch, und diese eher sagen- als märchenhaft. Gleichwohl können wir von einem besondern Charakter des russischen Märchens sprechen. Es ist primitiver als das deutsche. In der Brüder Grimm Erzählung „Von dem Machandelboom" tötet die Mutter das bildschöne Stiefkind nach langem Kampf mit dem Bösen in unwiderstehlicher Anwandlung. Im Russischen, wo dasselbe Märchen „Die Taube" heißt, essen beide Eltern den Sohn, als „der Hunger zu ihnen kam". — Im Märchen, das wir als „Totenhemdchen" kennen, bittet das aus dem Grab zurückgekehrte Kind die Mutter, ihre Klagen zu stillen: „denn mein Totenhemdchen will nicht trocknen von deinen Tränen, die alle darauf fallen" ... „Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdi-

Digitized by Google

schen Bettchen". Dieses Märchen heißt im Russischen: „Die Mutter und der tote Sohn". Am Schluß steht die Mahnung: daß, wenn freilich ein totes Kind unter der Mütter Tränen leide, „doch die Mutter sanfter ruhe, wenn ihre Kinder um sie weinen". Im russischen Märchen ist eine Liebe mehr, aber es ist eine rückwärts schauende Liebe.

II.

Es ist für die Kultur des neuen Europa wichtig geworden, daß die Elemente der Bildung aus der Antike durch die christliche Kirche vermittelt wurden. Bonifatius, der den Deutschen die Eichen aus dem Boden riß, war ein Priester. Auch die russische Bildung ist klerikalen Ursprungs. Dasselbe aber, was Rom für die Mission in den romanischen und germanischen Ländern bedeutete, war den Slaven, vornehmlich den Russen, Byzanz. Die historischen Umstände verliehen der russisch-christlichen Kirche einen nationalen Charakter. Aber das hat nur dazu beigetragen, im Urteil des spätern Russen die Erinnerung an die Mission mit der ersten Epoche der Geistesknechtschaft zu identifizieren. Äußerlich schien sie wohl eines großen volkstümlichen Vorteils sich zu erfreuen. Während die westeuropäischen Völker sich jahrhundertelang im engen Zusammenhang mit der römischen Kirche und Theologie des Lateinischen in Wissenschaft und Poesie bedienten, haben die Russen nie in einer fremden

Digitized by Google

Sprache geschrieben. Das einflußreiche „Kirchenslavisch“ ihrer Liturgie stand der Landessprache nah. Kropotkin behauptet, es sei noch dem heutigen Durchschnittsrussen leicht verständlich — Beweis unglaublich geringer Sprachveränderung durch dreißig Generationen. Man hat schon vermutet, Westeuropa hätte sich ohne die erwähnte rezeptive gelehrte und literarische Betätigung unvergleichlich originaler entwickelt. Aber Rußland, das diese Ketten nicht getragen, ist doch nicht zum Genuß seiner Freiheit gekommen. Nicht einmal eine Predigt erwuchs aus dieser Gunst der Umstände. „Glocke ist Gottesdienst, Verbeugung: Gebet“, sagt das russische Sprichwort. Rußland verstummte. Sporadisch auftauchende Stimmen verhallten in der Wüste. Italien besaß die Renaissance, Deutschland die Reformation, England und Frankreich die Aufklärung, das Zarenreich den Branntwein, die Knute und den Tanzbären. Russen, die man zur Bildung ins Ausland schickte, kehrten nicht mehr zurück. Und was an Fremdem doch hereinsickerte, wurde nicht viel anders behandelt als die Alexandrinische Bibliothek vom Kalifen Omar: „Steht in diesen Schriften das Nämliche wie im Koran — sagte er —, so sind sie überflüssig; enthalten sie aber etwas anderes, so sind sie schädlich.“ Er verbrannte die Bibliothek.

Unter diesen Umständen war Peter der Große, der sein Reich europäisierte, der Revolutionär auf dem Throne. Gewiß ist er mit diesem Unterfangen so

Digitized by Google

wenig der erste, als Kolumbus mit seiner Idee des neuen Seeweges. Und doch ist der eine der Entdecker, wie der andere der Schöpfer einer Welt. Beiden gebührt der Ruhm der Tat. Peters Werk ist bis auf Dostojewski anerkannt und gebilligt als eine Tat der Gewalt. „Peters des Großen gewaltsames Vorgehen," sagt Turgeniew, „war genau das, was wir in der neuern Zeit einen Staatsstreich nennen; nur durch eine ganze Reihe solcher von oben ausgehender Gewaltakte sind wir in unsere Stellung innerhalb der europäischen Staatenfamilie gedrängt worden." Die Russen kamen zu ihrer weltlichen Bildung nicht anders wie zu ihrer kirchlichen. Sie gingen nun ins Theater, genau wie 700 Jahre früher unter Fürst Wladimir in die Kirche: als Geschlagene. In der Tat war einem Volke nie Zivilisation in dieser autoritativen Form auferlegt worden. Sie wurde aber auch nicht anders getragen denn als Last. Peter der Große hatte angefangen, sich von Leibniz beraten zu lassen. Seine Tochter Elisabeth fand den würdigen Biographen ihres Vaters in Voltaire. Katharina II. ließ Diderot nach Petersburg kommen und ihren Sohn Paul I. von La Harpe erziehen. Die politische Verwaltung inspirierte sich an Montesquieu. Die erste russische Universität war 1755 nach deutschem Vorbild in Moskau errichtet worden. Noch die Vorlesungen, welche die übernächste Generation zu hören bekam, paraphrasierten deutsche Texte. Aber als Bielinski, der Schöpfer der literarischen

Digitized by Google

Kritik in Rußland, in seiner Jugend — er wurde 1815 geboren — „an die philosophischen Fragen über die Bedeutung des Lebens, das Verhältnis der Menschen zueinander und zu Gott, die Entstehung der Welt, die Unsterblichkeit der Seele" herantrat, fand er in russischen Büchern nichts, was seinen Wissensdurst hätte befriedigen können, und nahm seine Zuflucht zur deutschen Philosophie. Dostojewski, von einem erziehungsbesorgten Vater angefragt, wie seine Tochter am besten literarisch zu bilden sei, verwies ihn von den westeuropäischen Dichtern bis auf Cervantes und Shakespeare zurück; von den russischen erwähnte er keinen einzigen vor dem 19. Jahrhundert.

III.

Die russische Nation erwachte zur Gegenwart im Jahr 1812, an Moskaus Flammen. Wieder hatte ein Schwert dem Geiste Bahn gebrochen. Christ und Antichrist sprechen beide durch die Tat: „Ich bin nicht gekommen zu töten, sondern lebendig zu machen." Napoleon hatte die Menschen wieder gelehrt, was es sei: von seinen Erdentagen eine Spur zu hinterlassen. Die neue Generation Rußlands begegnete sich über alle Verschiedenheit der Charaktere hinweg in ihrem Besten: einem königlichen Selbstbewußtsein. Sie besaß als erste ihres Volkes wirkliche Dynamik der Seele. Sie erst dichtet. Das Tempo in Gribojedows Komödie

Digitized by Google

„Verstand schafft Leiden" ist der Pulsschlag der ganzen russischen Romantik. Man kann einer Gesellschaft nicht brüsker begegnen, als indem man sie — wie hier — nicht einmal des Umgangs für wert erklärt: der legendär gewordene Tschazki, nach Jahren aus dem Ausland nach Moskau zurückgekehrt, flieht selben Tags wieder vor diesem Hochgericht von Ignoranz. Und es mußten wohl in diesem dramatischen Pamphlet Dinge stehen, die man des Dichters Animosität allein nicht zuschreiben konnte. Es erlebte einen der größten Manuskripterfolge der Weltliteratur. Durch die Zensur von Druck und Aufführung hartnäckig ausgeschlossen, verbreitete es sich handschriftlich in 40,000 Exemplaren. Gribojedow — für die Nachwelt homo unius libri — hatte ein tolles Leben geführt. Es machte ihm Spaß, zu Pferd an einem Ball zu erscheinen. Noch Offizier, tat er, als Organist verkleidet, in einem Kloster erwünschte und unerwünschte Arbeit. Die diplomatische Laufbahn gab seinem Leben, das er an Freimaurer und Tänzerinnen zu teilen begonnen hatte, neuen Charme. Als Gesandter am persischen Hof wurde er 1821 ermordet. „Ich kenne nichts Schöneres, als sein Leben, und nichts Beneidenswerteres, als seinen Tod", hat Puschkin später von ihm geschrieben.

Puschkin sagte das nicht aus Anwandlung des Augenblicks — Seelenverwandtschaft sprach daraus. Als er bei jungen Jahren im Duell gefallen war,

Digitized by Google

hinterließ er eine Erbschaft wie bisher nie ein russischer Poet. Kein Gebiet blieb ihm verschlossen, und keines versagte ihm Vollendung. Die folgenden Generationen empfinden die Landschaft in Reminiszenzen seiner Verse. Ihr Wohllaut bezaubert noch den Asketen Tolstoi und den Anarchisten Kropotkin. Mit „Boris Godunow", der in Szene gesetzten Chronik jener Tage, die in uns durch Schillers letztes Fragment weiterleben, beginnt die große russische Tragödie. „Eugen Onegin", das Lied vom Petersburger Dandy, hat das russische Kunstepos geschaffen; „Die Hauptmannstochter" und andere Erzählungen sind der Anfang der russischen Novellistik. Mérimée übersetzte und verbreitete sie in Frankreich.

Was Puschkin seinen Zeitgenossen zu tun übrig ließ, war zum größern Teil Wiederholung, zum kleinern Ergänzung. Niemand hat das bezaubernder getan, als der Gardehusarenoffizier Lermontow, ihm ähnlich im Leben und gleich im Tod. Im Roman „Ein Held unserer Zeit" gab er ihre Synthese durch die Gestalt Petschorins — die Verkörperung geistreichster Nervosität, raffiniertesten Hamlettums. Höchst stilisierte Langeweile ist sein Lebensinhalt, interessantes Sterben sein Ziel. In einem Badegespräch fällt die praktische Formel dieses Daseins: Der Eine sagt: „Mon cher, je hais les hommes pour ne pas les mépriser, car autrement la vie serait une farce trop dégoûtante"; der andere antwortet: „Mon cher, je

Digitized by Google

méprise les femmes pour ne pas les aimer, car autrement la vie serait un mélodrame trop ridicule".

Diese Poeten und diese Poesie haben katastrophalen Charakter. Das hängt damit zusammen, daß sie ungeheuer rasch in Formen sich hineinlebten, die nicht wurzelhaft dem Boden entwuchsen, sondern Erlebnis und Eigentum anderer Nationen waren. Hinter Gribojedows Komödie ahnt man Molières „Misanthrope" als Urbild. Puschkins Zarenstück ist die Frucht intimsten Umgangs mit Shakespeare. Seinen Erzählungen wurden unverwischte Spuren Voltaires nachgewiesen. Der desillusionierten Tatjana enthüllt sich der mysteriöse Eugen Onegin zuletzt als

. . . ein Moskowit
in Harolds hochpoetschem Mantel.

Lermontow trug das nämliche Kleid, wie sehr er sich wehren mochte:

Ich bin nicht Byron. Zwar, ich bin
Ein Auserwählter — doch ein andrer . . .

Man rühmte wohl, die russische Romantik hätte „eine eigene nationale Kunstform geschaffen". Es ist wahr, die Nation fand sich ganz in dieser Kunst wieder. Aber die bestehenden Formen der Weltliteratur wurden dadurch nicht bereichert, weil sie lediglich Anwendung auf ein weiteres Volk gefunden hatten. Das literarische Europa war um ein Land größer geworden. Die russische Romantik ist eine eminente imitatorische Leistung. Sie beweist auch,

Digitized by Google

welche Imitation allein Erfolg hat: die leidenschaftlich aus der Kraft des eignen Bluts bestrittene. Eine solche kann Werte schaffen von der Wirkungskraft des Originals. Gogol hat von seinem Vermächtnis gestanden, er habe keine Zeile daran geschrieben, ohne zu fragen: „Was würde Puschkin dazu sagen?“ Dostojewski nannte ihn ein Weltgenie und Turgeniew prophezeite ihm Unsterblichkeit.

IV.

Das eben angedeutete Verhältnis der russischen Literaturformen zu den westeuropäischen, für uns von ästhetischem Reiz, besitzt für die Menschen zwischen Dnjestr und Ural vitales Interesse, und führt in das Zentralproblem ihres Kulturkampfes. Er erreichte seinen ersten Höhepunkt in der Gründung der sogenannten „Natürlichen Schule“. Ihre Grundtendenz ist der Realismus. An ihrem Ausgang steht Turgeniew. Seine Bildungsgeschichte ist mit dem Westen untrennbar verknüpft. Er erzählt in den „Lebenserinnerungen“, daß seine Generation ins Ausland gegangen sei mit denselben Gefühlen, mit denen die alten Russen sich an die germanischen Waräger gewandt hatten: „Unser Land ist wohl groß und reich, aber uns fehlt die Kraft, seine Größe zu fassen und seinen Reichtum zu heben.“ Turgeniew steht zum völligen Bruch mit seiner Heimat. Gleich als hätte er sich

Digitized by Google

von den Schlacken seines Russentums zu reinigen gehabt, stürzte er sich in das „deutsche Meer" — „als Okzidentale bin ich ihm entstiegen". In Paris starb er 1883.

Seine Produktion umfaßt einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren. Meist sind es Novellen und Romane, immer von der nämlichen, fast lehrhaften Klarheit. Turgeniew war kein tiefer Geist. Unter seinen Büchern sind solche, von denen wir zweifeln, ob wir sie zu Ende lesen würden, wenn sie deutsch erschienen wären. Aber auch in den oberflächlichen Seiten täuscht er sich nie. Wenn er kein Schöpfer ist, bleibt er ein untrüglicher Beobachter; und zuweilen hat er den Blick des Genies. Im „Neuland", seinem letzten Roman, besteht zwischen Marianne und Neshdanow eine große Liebe, eine Liebe des Gemüts mehr als des Herzens. Bevor Neshdanow, der weder Sklave noch Held hat werden können, hingeht unterm Apfelbaum sich zu erschießen, tritt er noch einmal an das leere Bett der Vergötterten, und küßt — das Fußende. Marianne aber beugt sich über den Toten und küßt — seine Stirne . . . Turgeniew war ein Dichter.

Ein literarisch gerichteter Dichter. Ihm schien es spannend, sich vorzustellen, daß Shakespeare den Don Quixote hätte lesen können. Aus den zahllosen Zitierungen, die sich in seinen Werken finden, würde sich ein ordentliches Verzeichnis westeuropäischer Schriftsteller, Philosophen und Musiker ergeben. Nach sei-

Digitized by Google

nen Motiven ließe sich eine ganze Reihe von Rekonstruktionen vornehmen. Er schrieb einen „Hamlet des schtigrowschen Kreises", einen „König Lear der Steppe". Aber auch dort, wo man Uebersetzung zu finden meint, spricht er laut die eigenste Sprache der Melancholie. Einer Erzählung, die er „Faust" nennt, setzt er nicht das Motto des strebend Erlösten, sondern des leidend Entbehrenden voraus: „Entbehren sollst du, sollst entbehren". Und zwar nicht deswegen entbehren diese Menschen, weil das Leben sie zermalmt, denn sie betreten die große Arena ja gar nicht; sie warten und zaudern im Vorhof des Lebens; das einzige Tor, das sie sicher durchschreiten, ist das des Todes. Ihre Zahl ist Legion; in der Gestalt des Dimitri R u d i n sind sie verewigt. Er kann eine schöne Ehe, die nur seinen Entschluß verlangte, nicht schließen — eben dieser einen Bedingung wegen. Auf den Barrikaden von Paris stirbt er den Heldentod der Ratlosigkeit. Zwar anonym. „Voilà qu'on nous a tué le Polonais," sagt ein nebenstehender Revolutionär.

Das alles ist mehr als Bekenntnis, das ist knieende Beichte. Dostojewski konnte Turgeniew nicht verzeihen, daß er gesagt hatte: „Wenn Rußland vom Erdboden verschwinden sollte, so würde das keinen Verlust für die Menschheit bedeuten; sie würde es sogar nicht einmal spüren." Es scheint zuweilen, daß die Worte, die ein Mensch findet, seinem Innersten

Digitized by Google

entstammen. Turgniew fand das Wort vom „Almosen der Vergessenheit".

Freilich hatte Turgeniew seine Lebenserinnerungen mit einer Apologie der russischen Sprache geschlossen, „unserer schönen russischen Sprache, diesem Schatz, der uns von unsern Vorgängern überliefert worden ist". Auf dem Todbett beschwor er Tolstoi, sich der Kunst, der russischen Kunst zurückzugeben — der Lebende hatte anders gesprochen. Der europäische Weg, den die russische Romantik so enthusiastisch zu beschreiten angefangen hatte, führte auf der nächsten Etappe zur Selbstaufgabe. Der Wanderer war nicht stark genug. Im alten orientalischen Legendenbuch von „Barlaam und Josaphat" steht die Geschichte eines Prinzen, dem man nach dem Rat der Aerzte die Sonne nicht vor reifen Jahren zeigen soll.

V.

Eine viel tiefere Antwort auf die Fragen des Lebens als alle früheren, aus dem Herzen selbst Rußlands, hatte sich längst bereitet. Dreimal sprach sie mächtig, inbrünstig, unvergeßlich durch den Mund Gogols, Dostojewskis und Tolstois. Sie sind für Europa die Sprecher der höchsten literarischen Potenz ihrer Nation geworden: des religiösen Naturalismus. Seine unerschöpfliche epische Beredsamkeit, jener elementare Gefühlsstrom, dessen Majestät tausend und tau-

Digitized by Google

send Gemüter bannte, floß zum ersten Mal aus Gogols Roman „Tote Seelen“. Sie wurden 1842 als russische Ilias begrüßt. Wir fühlen im ersten Augenblick die Ekstase dieses Lobes nach, aber wir erkennen auch im zweiten, daß nie nach einem mehr abstrusen Plan so viel Erde, so viel Wirklichkeit, so viel Leben aufgezeigt wurde: Mit „Seelen“ bezeichnete man im alten Rußland leibeigene Bauern. Reich ist ein Grundbesitzer, dem viele Seelen gehören. Man versteuert sie gleich einem Vermögen. Die Listen werden alle fünf Jahre revidiert. Stirbt eine Seele vor Ablauf dieser Frist, so muß der Eigentümer sie doch bis zum Revisionstermin versteuern. Verliert ein Großbauer durch Krankheit oder Unfall plötzlich viele Seelen, so wird er durch dieses Steuersystem schwer geschädigt. Es ist eine Last, viele tote Seelen zu besitzen. Ein ehemaliger Beamter, Pawel Iwanowitsch Tschitschikow, gerät auf die Idee, aus der Spekulation mit Seelen ein Geschäft zu machen. Er kann die Toten billig aufkaufen und teuer versetzen, wenn er sie für lebend gibt. Tschitschikow findet bald langsames, bald rasches Verständnis, nie Absage. Der Seelenkäufer reist durch ein ganzes Gouvernement, ein ganzes Gouvernement geht auf den Handel ein. Wie sein Dreigespann so dahinjagt, über Straßen und Brücken, neben Wäldern und Flüssen, unter Sonne und Sternen, liegt etwas Triumphierendes, Wunderbares in ihm. Seine Eroberernatur wird Sym-

Digitized by Google

bol der Nation. „Rußland, wohin jagst du? gib Antwort! Es erwidert nichts. Man hört das Glöcklein wunderbar erklingen, es ächzt die Luft und wird zum Sturme; und das Reußenland fliegt an der Erde vorbei, und die andern Völker und Reiche weichen ihm aus und hemmen nicht seinen Lauf."

Das Merkmal der russischen Literatur seit der Romantik ist eine besondere Intensität. Mit Gogol beginnt sie atemraubend zu werden. Wie soll man sie beschreiben? Nie hat der Einsichtige geglaubt, mit Worten wiedergeben zu können, was ein Künstler den Farben oder Tönen anvertraut. Aber auch Poesie kann unaussprechlich werden, wo sie am höchsten steht. Wenn sie ganz sie selber wurde, ist sie „unübersetzbar". Doch wie das fühlbar machen? Man kann nur sagen, daß Puschkin noch in Bauerntracht zu Markte ging, um die Leute genau zu beobachten und wiedergeben zu können, Gogel aber sich zum Schreiben mit Beten und Fasten vorbereitete; nahte der Geburtstag der Geschöpfe seiner Phantasie, dann zog er Festkleid an. Gogol bildete die Kunst von innen heraus. Dostojewski pflegte seine Dämonen in mitternächtlicher Einsamkeit zu beschwören und erst im Morgengrauen zu entlassen. Seine Werke sind dem eignen Dunkel abgeborgt.

Gogol nannte die „Toten Seelen" ein „satirisch-komisches Zeitgemälde". Diesen prätendierten Charakter dürften wir ihm doch nur bei sehr weiter Aus-

Digitized by Google

legung zuerkennen. Aber die Komik überhaupt fehlte Gogol, der Molière und Cervantes liebte, so wenig, daß er sogar das erste russische Lustspiel schrieb, das über die Grenzen des Landes hinaus Beifall fand. „Der Revisor" wurde 1836 gegen die Zensur auf Befehl des Zaren gespielt, den es gelüstete, sein eigenes System einmal von der andern Seite zu sehen: Eine ganze russische Provinzstadt hält einen lustigen Burschen für den erwarteten Inspektor; sie umschmeichelt, umwirbt, besticht ihn. Servilität, Rohheit, Pflichtversäumnis, Intrigue und Unehrlichkeit sickern durch jede Szene — und dabei ist der wahre Revisor noch gar nicht erschienen. Was wird dann geschehen? . . . „Die furchtbarste Satire, die je erschienen ist," nannte Turgeniew den „Revisor". Gogol war sich wohl bewußt, daß so viel herbe Wahrheit das Lachen auf die Dauer sehr verbittern mußte. Aber auch das Reich des irdisch unbeschwerten Humors war ihm untertan. Der Mann mit der verlorenen Nase, Collegien-Assessor Platon Kowaloff, dessen Schicksale in einer phantastischen Erzählung beschrieben sind, besteht würdig vor dem ältern Bruder Peter Schlemihl. Dostojewski, aus Sibirien zurückgekehrt, ließ seine gequälte Seele sich ergehen im „Gut Stepantschikowo", von ihm selber als „Humoristischer Roman" bezeichnet. Auch in Tolstois Werken, die sich vom klassischen Realismus zum Apostelton erheben, steht ein Lustspiel: „Die Früchte der Bildung". Es gibt

Digitized by Google

eine höchste Form des Humors, welche unter feinem Spott diskrete Liebe birgt; eine höchste Form des Humors, welche im Umkreis unserer Erfahrung seit anderthalb Jahrhunderten nur einmal, durch Lessings „Minna von Barnhelm" verherrlicht wurde; eine höchste Form des Humors — welche mit dem naheliegenden Negativismus Tolstois sehr wenig zu tun hat. Aber die seelische Entscheidung fällt ja auch nicht hier, nicht in begabten, lustigen Szenen, sondern im großen, blutig-pathetischen Roman, der, nur von einem Gedanken erfüllt, in immer neuen Formen aufgenommen wird.

Der Erlösungsgedanke ist der Weg und Rückweg jener Trilogie, derengleichen die Welt nicht geschaffen. Ihre Namen sind ein jüngstes Gericht: Gogols „Tote Seelen" — Dostojewskis „Schuld und Sühne" — Tolstois „Auferstehung". In der Verkündung eine zweite Divina Commedia, in Wahrheit ein einziges Inferno. Diese große Trilogie des Bösen (der Roman des Betrügers, der Roman des Mörders, der Roman des Verführers) bricht dreimal ab mit einem nie gelösten Versprechen. Gogol schrieb zum ersten Teil seines Buches: „Tschitschikow ward mehr darum zum Helden ausersehen, um die Laster und Mängel, als die Tugenden und Vorzüge des Russen aufzuzeigen, aber auch all die Menschen, die ihn umgeben, sind so gewählt worden, daß sie unsere Fehler und Schwächen widerspiegeln: die bessern Menschen und Cha-

Digitized by Google

raktere sollen erst in den folgenden Teilen vorgeführt werden." Dostojewski schloß die Sühnebereitschaft Raskolnikows: „Aber hier beginnt eine neue Geschichte — die Geschichte der stufenweisen Erneuerung eines Menschen, die Geschichte seiner Wiedergeburt, seines Ueberganges aus einer Welt in eine andere, seines Bekanntwerdens mit einer neuen, bisher für ihn verschlossen gewesenen Wirklichkeit". Und Tolstoi sagte zur Gottesreich-Vision des Fürsten Nechljudow: „Wie diese neue Periode seines Lebens endet, wird die Zukunft zeigen". Aber Gogol verbrannte die Fortsetzung seines Romans, dem er die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens gewidmet hatte; Dostojewski schrieb nie jene „stufenweise Erneuerung eines Menschen"; Fürst Nechljudow trat nie in die von Tolstoi ihm verheißene Vita Nuova ein.

Als Puschkin die ersten Kapitel der „Toten Seelen" aus dem Munde ihres Dichters angehört hatte, sprach er: „Gott, wie traurig ist doch Rußland!" Eine gewisse Auffassung des Naturalismus beansprucht diese Worte als Motto jeder wirklichen Kunst. Schopenhauer hat von den drei Teilen von Dantes Epos nur dem ersten einen wahren Gehalt zuerkannt. Leiden wir am russischen Inferno als an der Wahrheit? Ist unsere Auflehnung gegen die abgebrochene russische Trilogie etwa dieselbe, die man Dostojewskis Idioten ins Gesicht schleudert: „Was sie sagen, ist nichts als Wahrheit, und schon deshalb ist es unge-

Digitized by Google

recht.“ Verriet Zola La Terre, als er den großen ſtarken Menſchen der Quatre Evangiles auf dieſer Erde fand? Lag dieſes Werk ſchon außerhalb der conscience humaine, als deſſen Hülle man ihn am Grabe feierte? Und haben nur Gogol, Doſtojewski und Tolſtoi ihrer Erde Treue gehalten? der Erde, über die Puſchkin in die Worte ausbrach: „Gott, wie traurig iſt doch Rußland!“... Wir möchten der Verführung, Ja zu ſagen, wohl erliegen, wenn wir nicht viele, allzuviele „letzte Worte“ beſäßen gleich Gogols Bußfahrt zum Heiligen Grab; gleich Doſtojewskis Rechtfertigung des Zaren, der ihn, für Gedanken, nach Sibirien ſchickte; gleich Tolſtois „Kreutzerſonate“, welche die Menſchheit, damit ſie beſſer werde, um den Eros betrügen will. Das iſt nicht Demut, das iſt mehr als Erniedrigung, das iſt Selbſtdegradation — das iſt, in Doſtojewskis Worten „nicht mehr Literatur, ſondern Selbſtgeißelung“. In ſeiner großen Kunſt hat Rußland das ſelbſt ſo ſchwer beklagte leidende Verharren zu höchſtem Erlebnis geſtaltet. In faſt fieberhafter Empfindung büßt ſich eine jahrhundertelange Paſſivität aus. Aber die alſo erhobene Seele mußte ihrem tiefſten Weſen treu bleiben; noch in ihrer Verklärung iſt ſie heroiſche Sklavin. Nicht, als ob das ruſſiſche Elend Erfindung ſei. Nicht, als ob ich es zu den dort traditionellen „böhmiſchen Dörfern“ zu zählen gelaunt wäre. Und es iſt durchaus nicht ſinnlos, dies beſonders zu ſagen. Denn keineswegs vereinzelt iſt die Behaup-

Digitized by Google

tung einer gewissen Adelsclique im Jahre 1891, wonach die damals wühlende Hungersnot nur als böswilliges Hirngespinst von Aufwieglern bestand. Das russische Elend ist keine Erfindung. Aber die Rolle, die es über das Maß seiner Existenz hinaus in der russischen Literatur führt, ist die Rolle eines Vorwandes. Wir würden sehr irren im Glauben, mit dem Heer der „Erniedrigten und Beleidigten" seien die Russen gemeint. Der Mensch ist gemeint. Der von Gogol so heiß beschworene Held erschien — als Unerlöster, der sich selbst verkündet. Das Schlimmste im Leben aber sind die unerlösten Propheten.

Es ist etwas Liebloses in dem, was wir sagten. Aber wir müssen es wiederholen. Rußland hat sich zum letzten großen Sklavenaufstand gegen die Kultur erhoben — mit dem wahren Sklavenschmerz und dem wahren Sklavenunverstand. Alles was wir in uns an Grenzen errichteten, sollen wir verfehmen. Savonarola, der Frate von Florenz, durch Leben und Tod eine unvergängliche Inkarnation des Fanatismus, hat uns dieses Wort geschenkt: „Jede Armut kann ich ertragen, nur nicht die schmutzige." Alles, was es an Schönheitssinn und Weichheit auf Erden gibt, lebt in diesem Bekenntnis. Tolstois Fürst Nechljudow ist zum erstenmal ganz mit Gott versöhnt, wie sibirisches Ungeziefer seinen Leib überströmt. Nechljudow ist ein russischer Frate. Es ist wahr, daß Tolstoi der ewigen Frage „Wieviel Erde braucht der Mensch?"

Digitized by Google

in des Bauern Pachom Gang nach Land ein fast evangelisches Gleichnis setzte. Und doch ist Tolstois Antwort unwahr: so wie Tolstoi es sagt („drei Arschin"), ist es nur genug zum Sterben, nicht aber zum Leben, Lieben und Weiterzeugen. In seinem Haß gegen alles, was nicht jedem gegeben ist, kam er gerade so weit, wie der Kyniker Antisthenes, der von einem Thebaner behauptet hat: „Er ist gewiß ein schlechter Mensch, sonst wäre er nicht ein so trefflicher Flötenspieler." Es ist wahr, daß auf dem Grund des tiefsten Leidens Dostojewski das Wasser des Lebens für die Gattung fand, als er sagte und wieder sagte: „Wir alle sind schuldig an allem und gegen alle." Aber er vergiftete sogleich den Brunnen des Lebens, als er die Verantwortung zur Schuld erhob und zugleich das Verbrechen leugnete. „Nicht umsonst — sagt er — nennt das Volk in ganz Rußland das Verbrechen nur ein Unglück und die Verbrecher Unglückliche." Er findet das eine sehr tiefsinnige Bezeichnung — es ist vielleicht auch eine sehr verhängnisvolle. Dostojewski hat zuletzt die Quelle alles „Unglücks" in der Intelligenz gefunden, „dieser offenen Wunde an unserm Leib" — d. h. im Kulturprozeß. Er hatte die Anwandlung, den Intellektuellen zu verbieten, das Volk zu verseuchen. Er ist nicht der Einzige, der mit den Waffen, die ihm zehntausendjähriger Fleiß geschmiedet hat, ebendenselben schändet.

Diese Lästerung ist schön — selten war eine so be-

Digitized by Google

zaubernd schön. Sie verspricht uns, wenn wir uns nur beugen, einen Seelenfrieden, den zu besitzen wir uns freilich nie zu rühmen hatten. Sie verspricht uns eine Andacht, die rohe Arbeit bisher verscheuchte. Sie verspricht uns eine Ruhe, die wir sonst erst vom Tode wünschten. Diese Lästerung ist unermeßlich lockend. Sie ist unsere Gefahr — und daher unentbehrlich.

Digitized by Google

Fritz Enderlin

Mutter

Eine Liebe bleibt, wenn alle dich verließen,
Still und sanft wie ein Novembertag,
Will mit ihrer müden Wärme dich umfließen,
Wie die Sonne den entlaubten Hag.

Und sie wartet treu, wenn du dich kalt entwunden,
Sitzt am Fenster ohne Ungeduld.
Hast du spät den alten Weg zurückgefunden,
Spricht sie nie von deiner großen Schuld.

Heißer brennen andre Flammen deinem Herzen,
Heller strahlt des Ruhmes Silberschrein;
Mutters Stiegenlämpchen! — Längst erloschne Kerzen
Glimmen auf an seinem guten Schein.

Digitized by Google

Das Haus am See

I.

Haus meiner Jugend am See,
Schweigst mit verschlossenen Laden,
Schweigst wie der Springquell im Garten
Hinterm verwilderten Hag.

Fenster, ihr spiegeltet hell
Reichenaus Rebhang und Kirchen,
Goldenes Abendgewölke.
Immer noch glänzt's überm See.

Immer noch wirbt um den Steg
Schmeichelnd die kommende Welle.
Lauscht noch dem Locken und Wandern
Reglos der Goldfisch im Teich?

Klirrt noch die Kette am Boot?
O, noch einmal es lösen,
Gleiten über versunkene
Morgenglocken im Grund . . .

Haus meiner Jugend am See,
Schweigst mit verschlossenen Laden,
Schweigst wie der Springquell im Garten
Hinterm verwilderten Hag.

Digitized by Google

Adolf Frey im 60. Lebensjahre
Phot. E. Ruf, Zürich

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Aus der Fremde zog ich heimwärts,
Doch vorbei an Vaters Hause,
Und des Hofhunds böser Willkomm
Bog vom Hage meine Schritte.
Aber als der Tag sich neigte,
Winkte mir vom Steg die Mutter,
Und sie zog den Halbverlornen
Aus dem Boot mit sanften Händen
Ins Versteck des Weidenplätzchens,
Während ihre Taubenaugen
Ängstlich nach dem Hause irrten,
Wo der scharfe Hofhund anschlug.
Schweigend saßen Sohn und Mutter.
Doch vom Kuchen, den zur Heimkehr
Sie vom zartsten Mehl gebacken,
Schob sie sorglich Krum für Krume
Ihm in seinen bittern Mund.
Allerbarmend lud die Sternnacht
Von den Schultern sich den Mantel,
Spreitete den sammetweichen
Über Garten, Haus und Weide
Und verbarg den Mutteraugen,
Wie der Sohn am Kuchen würgte
Auf verlornem Heimatgrunde.

Digitized by Google

Die Bank der Träume

Wenn die Dämmrung Heimwehworte
An gebeugte Schultern flüstert,
Tastet aus meerferner Pforte
Deine Seele gramverdüstert.

Dann schlüpft in die Reiseschuhe
Auch die meine, und wir wandern
Heimwärts, heimwärts ohne Ruhe,
Keines weiß vom Weg des Andern.

Überm Abendsee am Berge
Schaut ein Bänklein in die Flammen;
Lodernd brennen Jugendsärge,
Und dort kommen wir zusammen.

Und dort setzen wir uns nieder,
Heimlich suchen sich die Hände,
Wind und Glocken läuten wieder
Kinderglück und bittres Ende.

Du entschwebst mir, kaum umfangen;
Jede Nacht muß ich dich lassen.
Wie gekommen, so gegangen —
Heimstatt sind uns fremde Gassen.

Digitized by Google

Ständchen

Leise, leise Musikanten,
Rührt an eure Saiten kaum!
Holdes Haupt, horch, dein Geliebter
Tritt in deinen bangen Traum.

Fieberflut hat dich entrissen
In ein fremdes, schwüles Land.
Deine Seele harrt am Strande
Auf die Heimkehr unverwandt.

Durch die Wellen treibt mein Nachen,
Und ich höre deinen Schrei.
Meinen Ring werf ich ans Ufer
Strom und Wind reißt mich vorbei.

Leise, leise Musikanten,
Rührt an eure Saiten kaum!
Haupt in Qual, wo ist die Brücke,
Wo der Weg in deinen Traum?

Digitized by Google

Festneige

Wir haben Arm in Arm geschwärmt,
Mit brausendem Sang das Städtlein durchlärmt,
Die Gassen sind dunkel geworden.

Ich möchte in stille Augen sehn,
Am abendhellen Weiher stehn
Und träumen.

Es wogt die laute, die leise Lust
Und Bild und Traum, und unbewußt
Gehn Lieder auf und Sterne.

Digitized by Google

Die Seide und das Linnen

Ein Linnen bei der Seide lag
Wohl manche Nacht und manchen Tag.
Da wurden lang die Zeiten,
Die Nachbarn mußten ſtreiten.

Das Linnen ſprach: Ich bin ſo fein,
Mich bergen die Frauen im blanken Schrein.
Wenn ſie den Gäſten mich zeigen,
Ehrt mich der Neid mit Schweigen.

Die Seide: Verwahrt man dich im dunkeln Schrein,
Mich trägt man im hellen Sonnenſchein.
Rauſch ich den Schönen zu Füßen,
Muß laut der Neid mich grüßen.

Das Linnen ſprach: Ich bin ſo fein,
Keine weiße Wolke kann dichter ſein.
Verhülle, was niemand ſoll ſchauen,
Drum ſpannen mich keuſche Frauen.

Die Seide: Biſt Wolke und läſſeſt nichts aus noch ein,
Ich bin nur ein Hauch um Bug und Bein
Und künde die roſigſten Wädchen.
Drum lieben mich reizende Mädchen.

Digitized by Google

Das Linnen sprach: Ich bin so fein,
Ich halte den Kriegern die Wunden rein.
Wie still ich das dunkle Bluten,
Wie kühl ich die brennenden Gluten!

Die Seide: Und hältst du den Siechen die Wunden rein,
Mich trägt frische Kraft in die Schlacht hinein.
Den Fähnrich umwall ich mit Brausen,
Hoch steh ich im Kugelsausen.

Das Linnen sprach: Ich bin so fein,
Man legt die Toten in mich hinein.
In meinem weißen Frieden
Ist ewige Ruhe beschieden.

Die Seide: Legt man die Toten in dich hinein,
Mich spreitet man über die Kinderlein,
Wenn sie zur Taufe sie heben
Zum ewigen Heil und Leben.

Das war der Seide letztes Wort.
Der Schneider kam und nahm sie fort
Zum Hochzeitskleid fürs Röschen,
Das Linnen gab ein Höschen.

Digitized by Google

Ernſt Eſchmann

De Dienſt iſch us

De Dienſt iſch us, de Weg iſch frei,
I chumme vu der Gränze hei,
Und früntli luegt mi alles a.
I weiß nüd, was i a mer ha,
Bun allne Site winked s'.

Es Bäumli, wo voll Öpfel hangt,
Häd mer de ſchönſt grad abeglangt
Und gſeid: „De biſch an Gränze gſi.
De han i bſunders gſpart für di,
De häſt e wohl verdienet."

Und wo-n-am Abig d'Sunne ſinkt,
Es Hüttli ſtahd am Wäg und winkt:
„Chehr na es Üngli bi mer i,
Biſch au für mich an Gränze gſi,
Käs Fünkli häd mi troffe."

Und wie das Hüttli, jedes Hus
Seid grüetzi mit eme Bluemeſtruß.
Diheime gid mer d'Muetter d'Hand,
Do hä-n-i gſpürt: 's ganz Vaterland
Dankt mer us ihre-n-Auge.

Digitized by Google

De Briefträger

Do gahd er ſtill vu Hus ze Hus,
Teilt Freud und Chummer allne-n-us.
Er chlopft und blibt es Rüngli ſtah.
Zwei Briefli häd er füre gnah.

E fürrots Rösli iſch uf dem,
E ſchwarzes Ränbli do. Bu wem?
Zwei Augli glänzed. Iſch vor Freud?
Zwei Tröpfli falled. Iſch vor Leid?

Und er gahd über d'Matte-n-ue
Und bräukt ſis Pfiffeli derzue.
Bu Glück und Glas tönt's hinedri.
's iſch alls im gliche Drückli gſi.

Digitized by Google

Es Wort

Es Wort, nu es Wörtli,
Weiſch, wa's cha ſi?
En Himmel voll Sunne
Für di und für mi.

En Himmel voll Wulche,
En dunkle Gang,
Mer chömmed nüd uſe
's ganz Läbe lang.

Es Sternli, ſo früntli
Lueged 's di a
Und morn wie-n-en-brünnlige
Bölima.

Es Wort, nu es Wörtli —
E halbi Wält!
E zitterigs Hälmli,
Wo de Wind abchnellt.

En gföhrliche Dörnhag,
Wo ſticht und chretzt,
E Lottertüre,
Wo giret und ſchletzt.

Digitized by Google

Es Finkli in Bäume,
Es Tänzli im Schwung,
Es Abigglöggli
Mit eme Sprung.

Es Wort — wie-n-es Chörnli
In Acher gſtreut,
Und jedes gahd uf
Z der Ebigkeit.

Digitized by Google

Geſter na Winter

Geſter na Winter
Mit Is und Schnee.
Hüt ha-n-i ſcho
's erſt Veieli gſeh.

Morn am End ruckt
De Summer ſcho i,
's wird gli gnueg wieder
Herbſtelig ſi.

Drum ſo wänn s' ſpieled,
Tanzed mer eis.
Morn iſch Zirabig,
Wer weiß, wer weißl

Digitized by Google

Digitized by Google

Robert Faesi

Luzifers letzter Sohn

Der jüngste Tag neigte sich gen Abend. Des Gerichts Posaunen verklangen; Jauchzen der Seligen wölbte den Himmel hoch, von ihres Danks Gebraus schauerten lustvoll die Blätter am Lebensbaum. Denn die Frucht der Welt war reif erfunden, und gnädig pflückte sie Gott in seine Hand.

Aus unendlicher Wanderschaft von Erden zu Erden, durch Leiber und Leiber, aus des Stoffes strengen Kerkern kehrten die Seelen heim: die Seelen der obersten Welten, der Menschen Seelen, die Seelen der Tiere und der geringsten lebendigen Wesen. Aus Mühsal und Prüfung und Frohn: alle kehrten sie heim in die ewige Stadt der Freude, gut und weise geworden, gereift und geläutert.

Im Strom der Erstandenen wandelten sanft das Reh und der Leu, auf der Seligen Schultern saß Habicht bei Nachtigall. Das geduld'ge Gewächs trugen sie alles herein wie zur Ernte; die Rose kränzte dornlos die klare Stirn der Erweckten, der Schierling träufelte Labsal, und die Distel, duftend, hing silberner Frucht voll.

Digitized by Google

Der Herr war milde jedwedem über die Maßen, und lichte Behausung wiesen die Elohim nach Leid und Verdienst.

Die spätesten Scharen derer, die zulängst in Tücke, Trotz, Trägheit verharrt, zogen bezwungenen Herzens hinein; ihr Antlitz, emporgerissen, glänzte im Widerschein der ewigen Güte.

Ein Einziger stand zaudernd am Tor, abgewandt ins erlöschende Grau des Weltenzerfalls.

Sacht rührte des Menschen Arm der Erzengel Pförtner: „Was starrst du hernieder zur Wüste? Zieh ein in die kristallene Stadt, in den goldenen Garten!“

Der Mann sprach: „Siehst du nicht: weit draußen in öder Tiefe, im Versten des Stoffs müht sich eine einzige Seele: ein winselndes Hündlein?“

Der Engel erwiderte: „Gott gab Befehl, die Pforte zu schließen. Die Zeit ist erfüllt. Gleich wird von des Tempels Turm die letzte der Stunden schlagen.“

Da umklammerte angstvoll der Mensch den ehernen Pfosten: „Habe Geduld! Man vergaß des Hündleins. Laß es mich holen!“

Der Erzengel senkte die Brau'n: „Wer vermäße sich, Gottes Zeiger zurückzudrehn?“

Der Mensch aber flehte und bat: „Es ist meines Nachbars Hündlein; er schlug und trat es. Ist es auch schlecht und gering, so war es treu. Wie sollte der Herr es verraten?“

Digitized by Google

Der Engel drohte: „Was greift deine Hand in die Speichen der ewigen Weisheit? Ihr unerforschlicher Ratschluß will, daß das Hündlein verderbe."

„So ist die Welt böse von Grund, und der Schöpfer ein Schuldner und muß erröten vor dem geringsten Getier!"

Da zürnte der flammende Engel: „Du Undankbarer! Ist's dir nicht genug der Gnade, daß du eingehst zum seligen Garten?"

Der Mensch aber schrie: „Es ist keine Gnade, sie sei auch dem Hündlein! Und so es verworfen ist, was soll mir die Seligkeit? Der Miriaden frohlockenden Lobgesang übertönt mir des Hündleins Gewimmer, der Himmel wird Hölle!"

Und horch: da erbrauste die paradiesische Luft, und in blendender Wolke nahte der Herr. Vor seine Füße warf sich der Mensch und bat für das Hündlein: „Laß mich hinaus, oh Herr, in die Finsternis, und nimm das Hündlein statt meiner!"

Da sprach der Herr mächtigen Munds: „Du bist bestimmt zum Heil, und jenes zum Opfer für alle. Noch weißt du nicht, wie Seligkeit schmeckt," und hob den Menschen zu sich empor und legte ihn an sein Herz.

Er aber riß sich los vom Schoße des Vaters und warf die Arme und schrie: „Herr, hart ist dein Herz! Und besser drück ich in ewiger Verlassenheit des Hündleins Seele an meine Brust, und besser winsl' ich beim verworfenen Tier, als daß ich jauchze beim ungerechten

Digitized by Google

Gott!" Und zerriß sein leuchtend Gewand und fluchte dem Herrn: „So will ich verdammt sein in Ewigkeit!" und wandte sich ab in die Finsternis.

Die Engel aber und Geister entsetzten sich sehr und bekreuzigten sich und verhüllten das Haupt und raunten: „Wahrlich, er ist Luzifers Sohn!" und erzitterten tief vor des Mächtigen Zorn.

Aber siehe: von des Herrn Auge floß mildes Licht, wie die früheſten Seraphim nie geschaut, und er stieg nieder vom Thron und zwang den Menschen zu stehn und legte die Schöpferhand auf sein Haupt und segnete ihn:

„Wohl dir, Mensch, du hungerst und dürstest nach der Gerechtigkeit. Gehe hin und tue nach deinem Herzen. Luzifers Sohn: trage Licht in die Nacht; als des Erlösers Sohn kehrst du zurück!"

Und er winkte den Heerschar'n, und da er gebot, stürzten sie hin aus dem Tor und schlugen eine Brücke von Licht hinaus zum Zerfall der Welten über den Staub des Stoffs und den Schlamm der Verwesung, bis an die Kluft, wo das Hündlein wimmernd ertrank.

Da eilte der Mensch — und dankte nicht erst — hinweg von den Knien des Herrn in der Finsternis Wüste, und hob des Hündleins Seele in seinen Arm und ließ es lecken die Hand und barg es warm in den Falten des leuchtenden Kleids.

Hoch hielten die Engel auf ihren Flügeln die Brücke des Lichtes, darauf er schritt zu der Pforte. Die un-

Digitized by Google

zähligen Geister und Seraphim beugten sich vor, über die Brüstung der himmlischen Burg und jauchzten ihm zu. Und er trug es hinein und hielt es hoch wie ein Kleinod und legte es hin vor die Füße des Herrn und küßte den Saum seines Purpurs.

Und der Herr sprach zu ihm: „Erhebe dich! Siehe, zu meiner Rechten thront der Erlöser; sitze zu meiner Linken. Was er begann, hast du zum Rande erfüllt, durch dich ward die Welt erst vollkommen."

Da frohlockten die Miriaden Engel und Geister laut; es erdröhnten die goldenen Glocken; vom Turme des Tempels hallte gewaltig der letzten Stunde Schlag, und auf immerdar schloß der Erzengel Pförtner das klingende Tor der himmlischen Feste.

Digitized by Google

Genesung

Leid hielt mich befangen
Und Kummer bedrückt,
Mein Blick war verhangen,
Die Kraft mir zerstückt.

Ich beugte mich nieder
Und ließ es geschehn
Und glaubte nicht wieder
Die Sonne zu sehn ...

Nun hat sich's gewendet
Mit eins über Nacht:
Nun steh ich geblendet
Vom Leuchten erwacht!

Mit zaubrischen Mächten,
Der keinen vergaß,
Er wendet's zum Rechten,
Erfüllt sich das Maß.

Was blieb mir noch Krankes?
Mein Aug nur ist zag:
In Tränen des Dankes
Verschwimmt mir der Tag.

Digitized by Google

Fülle

Tag und Dämmer reichen
Flüchtig sich die Hand;
Schon durch Gluterbleichen
Funkelt ein Demant.

Licht muß immer weichen,
Daß sich Licht erhellt ...
O der nimmer gleichen
Überreichen Welt!

Digitized by Google

Reife

Mit vollem Herzen und leeren Händen
ſteh ich im Mai des Lebens.
Ich möchte ſpenden,
aber vergebens!

Von allen Zweigen regnen
rings die Blüten.
Ich möchte ſegnen,
und muß hüten!

Dem nur wird Frucht,
der ſich zuſammenhält,
bis ſie mit goldner Wucht
ſpät, reif vom Stamme fällt.

Digitized by Google

Verlorne Seligkeit

Das sind die Nächte, die sich schimmernd dehnen
In warmen Lüften und in lindem Licht,
Und ist kein Ende! Näh' und Ferne flicht
In Eins sich; Erd und Himmel sind vertauscht; —
Das sind die Nächte, da verhaltnes Sehnen
Mit Sturm und Flügelschlag die Tore bricht.

Und du bist fern! und wie mein Vogel rauscht,
Mein Vogel Sehnsucht in die sammtnen Weiten:
Wohl glänzt dein Bild! er aber bringt es nicht!
Jetzt bist du fern, in den erkornen Zeiten,
Da ich der Schönheit und der Kraft befehle,
Jetzt, da der Wein der Liebe mich berauscht
Und alle Worte werden zum Gedicht!

Jetzt bist du fern! Und wenn du kommst, ist wieder
Nüchterner Tag; gebannt und starr die Seele
Im Wintereis; du kommst: auf den verschneiten
Trümmern des Tempels liegt die Glut darnieder;
Du kommst: und will kein Laut aus meiner Kehle ...
O Bitternis verlorner Seligkeiten!

Digitized by Google

Bann und Erlösung

Die ersten Tropfen fallen
In wenig Atemzügen;
Die Wolkenballen
Ziehn in Sturmesflügen;
In ihrem Schoße lauert
Ein Feuerzucken;
Jeder Baum erschauert,
Die Gräser ducken.

Dein stolzes Lachen ist fort,
Deine Stimme verhalten,
Als rief ein lautes Wort
Donners Gewalten.
Wie Sünder des Gerichtes
Bänglich warten,
Harren des Wolkenlichtes
Wir und der Garten.

Da! — Jäh ein Strahl, ein Schrei!
Du fährst zusammen!
Der Himmel birst entzwei,
Wir stehn in Flammen,
Des Hagels Peitsche saust,
Die Wipfel krachen,
In die Erlösung braust
Wild unser Lachen!

Digitized by Google

Selbstverlust

Wie sich jede Grenze weitet!
Hier und dort, und dort wird hier.
Alles fließt und alles gleitet,
Und ich selbst entgleite mir.

Und mich rührt ein Graun und Hassen,
Daß dies heißgeliebte Ich
Stündlich ich muß sterben lassen,
Und daß einst ein fremder Mann,
Wandelnd durch viel fremde Gassen,
Meinen Namen tragen kann.

Digitized by Google

Seligpreisung

Glücklich, wer um Glück zu streiten,
Hammer, Worte, Waffen rührt,
Über Meeres Donnerweiten
Ruder oder Steuer führt.
Glücklich auch, wer Geisterweisen
Fromm erhorcht im Windeswehn,
Wem zu Häupten Wolken kreisen
Und zu Füßen Blumen stehn.

Hoch beglückt, wer dies genossen,
In des Freundes Brust zu tauchen,
Ihn erschließend sich erschlossen,
Wem der Treue Opfer rauchen.
Höher noch, wem Weibesarme
Eng sich um den Nacken flechten,
Weibesseele, zitternd warme,
Liebe haucht in sel'gen Nächten.

Höher Glück — ist es nicht euer,
Die ihr tiefes Leiden nährt,
Heimlich Feuer, heilig Feuer,
Das euch läutert, das euch klärt?
Augen fangen unter feuchten
Wimpern stolzer an zu leuchten.
Mensch sein! Schicksal, ungeheuer!
Höchstes Glück, wem dies gewährt.

Digitized by Google

Konrad Falke

Aus Dantes „Göttlicher Komödie"

I.

Niederstieg zur Hölle

Brach da den tiefen Schlaf in meinem Haupte
Ein dumpfer Donner so, daß ich emporfuhr
Wie einer, der gewaltsam wird geweckt.
Und das erholte Aug' sandt' ich im Kreise,
Hoch aufgerichtet, und sah starr dann vor mich,
Die Gegend zu erkennen, wo ich wäre —
Wahr ist's, daß ich mich an dem Steilhang vorfand
Des abgrundtiefen Talschlunds voller Schmerzen,
Der Tosen faßt von ungezählten Schreien!
Schwarz, bodenlos war er und dampfdurchwirbelt
So sehr, daß, was ich auch den Blick einbohrte,
Ich doch nicht das Geringste mocht' erhaschen....
„Wohl, steigen ab wir in die blinde Welt!"
Hub da der Dichter an, ganz blaß geworden;
„Ich werde Erster sein, und du bist Zweiter."
Und ich, der seiner Farbe jetzt gewahr ward,
Sprach: „Wie gelang' ich hin, wenn du zurückbebst,
Der meinen Zweifeln Stütze pflegst zu sein?"

Digitized by Google

Und er zu mir: „Die Qualennot der Völker,
Die hier im Grunde schmachten, malt ins Antlitz
Mir jenes Mitleid, das für Furcht du ansiehst ...
Geh'n wir! Der lange Weg treibt uns zur Eile."
Also betrat er und ließ mich betreten
Den ersten Umkreis, der den Abgrund gürtet.
Allhier — nach jenem, was da war zu hören —
Gab es Wehklagen nicht, sei's denn von Seufzern,
Die rings die ewige Luft erbeben machten.
Solches kam her vom Leiden ohne Martern,
Drin sich die Scharen härmen, groß und zahlreich,
Von Kindern und von Frauen und von Männern.
Der gütige Meister jetzt zu mir: „Du fragst nicht,
Was das für Geister sind, die du hier wahrnimmst?
So magst du wissen, eh' du weiter wanderst:
Sündlos sind sie; und wenn Verdienst sie haben,
So fruchtet's nichts, weil sie der Tauf' entbehrten,
Die Teil ist von dem Glauben, den du glaubst.
Und lebten sie auch vor dem Christentume,
Sie ehrten doch den Höchsten nicht genügend —
Und hier von diesen bin ich selber einer ...
(Inf. IV, 1—39.)

Digitized by Google

II.

Abendfriede

Schon war's die Stunde, die die Sehnsucht heimlenkt
Den Meerbefahrern und die Herzen weich macht
Am Tag, wo sie die holden Freunde ließen;
Und die den jungen Pilgrim mit Verlangen
Durchströmt, hört er ein Glöcklein in der Ferne,
Das scheint ums Licht zu weinen, welches hinstirbt:
Als ich auf einmal nicht den kleinsten Laut mehr
Vernahm und eine nur der Seelen schaute,
Die, aufrecht, sich Gehör erbat mit Winken.
Sie schloß und hob empor die beiden Hände,
Verweilend mit den Blicken weit im Osten,
Als spräche sie zu Gott: ‚Sonst tut nichts not!';
„Dich, bei der Sonne Heimgang ..." klang's so innig
Aus ihrem Mund, und mit so süßen Tönen,
Daß es mich meiner selber ließ vergessen.
Und jene andern drauf, sanft und voll Demut,
Begleiteten sie leis durchs ganze Lied hin,
Die Augen droben bei den ewigen Sphären ...
(Purg. VIII, 1—18.)

Digitized by Google

III.

Eintritt in den Fixsternhimmel

(Im Zeichen der Zwillinge.)

O, ihr glorreichen Sterne; Lichtbild, schwanger
Von großer Kraft, von dem ich weiß, daß herstammt,
Wie immer es auch sein mag, all mein Streben!
Mit euch ging auf und ging mit euch zur Rüste
Sie, die die Mutter ist des irdischen Lebens,
Als erstmals ich Toskanas Luft verspürte:
Und dann, als mir die Gnade ward beschieden
Des Eintritts in den Himmel, der euch umschwingt,
Da ward auch eure Gegend mir erlesen!
Euch sendet voller Ehrfurcht jetzt ihr Flehen
Die Seele mein, mit Stärke sich zu wappnen
Zum schweren Schritt, der ganz für sich sie fordert ...
„Du bist so nah dem allerhöchsten Heile,"
Begann da Beatrice, „daß dir not tut,
Das Licht der Augen klar und scharf zu haben.
Und drum, eh' mehr du dich ihm einverleibest,
Blick dort hinab und sieh, wieviel des Weltalls
Ich unter deine Füße schon dir legte!
Auf daß dein Herz, so sehr's vermag, sich freudig
Darbiete jenen sieg-verklärten Scharen,
Die strahlend bald das Atherrund durchschweben ..."

Digitized by Google

Mit meinem Blick kehrt' ich zurück durch alle
Die sieben Sphären; ach, und unsern Erdball
Sah ich so klein, daß er mich lächeln machte.
Und jenes Urteil halt' ich für das beste,
Das ihn gering schätzt! Nur wer anderem nachstrebt,
Den kann in Wahrheit man vortrefflich nennen ...
(Par. XXII, 112—138.)

Digitized by Google

Guido Looser

Ruheloſe Fahrt

In die Polſter ſchmolz ihr dunkles Haar.
Feſt und ruhig war ihr Blick geblieben,
Und im Innerſten ward es mir klar,
Sünde war es fortan, ſie zu lieben.

Meinen Blick zwang ich in harter Zucht
In die Felder, die wir überholten,
Und er traf auf ſeiner irren Flucht
Matten, wo noch Herdenfeuer kohlten.

Und ein Leuchten tröſtete mich mild;
Friedſam wär es, ewig hier zu bleiben —
Aber ach, da wuchs ihr zartes Bild
Langſam vor mir in die kalten Scheiben!

Digitized by Google

Erinnerung

Die schmale Spur sah man im tiefen Sand,
Wo sie zuletzt die zarten Füße setzte.
Ich kreiste oft um jenes Stücklein Land,
Behutsam, daß mein Fuß sie nicht verletzte.

Dann schnob ein Winter lang der Schnee ums Haus
Und überdeckte tief und weiß die Stelle;
Und winterlang trat ich nie dort hinaus,
Wie heiliges Land lag es vor meiner Schwelle.

Heut stößt der Föhnwind aus dem Tal hervor,
Von heißen Tränen schwer sind meine Lider;
Im tiefen, schwarzen Sand vor meinem Tor
Sieht man die Spuren ihrer Füße wieder. . .

Digitized by Google

Kreuzigung

O, Du mein Gott, hilf mir, das Leid zu lieben
Und zu begreifen, was es sagen will.
Um dich stehn ja die letzten Fragen still,
Und jede Wahrheit ist in Güte aufgeschrieben.

Ich leide nur und werde klein darüber
Und bin in Dumpfheit aus der Welt gestellt,
Und während Zweifel meine Stunde hält,
Geht Deine Größe unerlebt an mir vorüber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Esther Odermatt

Als ich ein Kind war,
Sang ich hinein in die Nacht,
Worte und Töne
Ohne Sinn und Zusammenhang,
Allein, geborgen im Dunkel,
Mit meines Herzens unbewußtem Sehnen.

Bin kein Kind mehr,
Suche am Tage und oft in der Nacht
Einfache Worte
Tiefen Sinns und Zusammenhangs,
Zu fassen, was damals ins Dunkel verströmte,
Laut und Gebärde, mich zu erlösen,
Zu offenbaren Mensch mich den Menschen,
Mich, mit meines Herzens tief bewußtem Sehnen.

Digitized by Google

Begegnung

Wo du ruhst, meiner Jugend still Geliebter,
Ich weiß es nicht.
Ob das Leben dich brach, die Schlacht dich zerriß,
Ich weiß es nicht.
Seit Jahren drang kein Laut von dir zu mir.
Doch heut am herbstlichen See,
Als in sein silbriges Blau
Eine Birke zärtlich sich senkte,
Umfangen von ihm ihr helles Gold
Dem See verschenkte,
Warst du mir nah. Nicht du, deine Seele,
Sie war der See
Und ich die Birke im hellen Gold.
Und die ich nie dir gewährt, meine Liebe,
Sie leuchtete
Für dich, in dir still selig verklärt.

Digitized by Google

Bertha von Orelli

Herbst

Sanft steigt der stille Pfad zum Kirchentor.
Am Mauerrand flammt wilden Weines Glut
Und funkelt aus des Eppichs Grün hervor.
Horch, um die Kirche rauscht es in den alten
Kastanienbäumen, die hier Wache halten!
Die müden, gelben, welken Blätter sinken;
Sie werden nie mehr Lebenssäfte trinken.
Die Sonne leuchtet durch die großen Kronen,
Noch einmal will ihr Feuer darin wohnen.
Sie macht das Gelb zu Gold, das Rot zu Blut.

Digitized by Google

Die Rosen der Toten

Sie wollte den Garten voll Rosen sehn,
So dunkel wie Samt, so rot wie Blut.
Erquickend würde ihr Duft sie umwehn,
Aus weicher, warmer, leuchtender Glut.
So wünschte, so sah sie die Rosenzeit —
Dann ging sie dahin in die Ewigkeit.

Der Sommer kehrt wieder. Die Rosen erglühn,
So dunkel wie Samt, so rot wie Blut.
Nie wollten sie schöner, nie voller glühn,
Nie stieg aus den Kelchen so feurig die Glut.
Denkt sie, im Frieden der Ewigkeit,
Noch unserer vergänglichen Rosenzeit?

Digitized by Google

Der Schnellzug

Es irrt mein Blick durch dunkle Ferne
In tiefer Einsamkeit.
Verhüllt sind heute selbst die Sterne;
Kein Licht glimmt weit und breit.

Da zittert plötzlich durch die Ferne
Des Schnellzugs lichtes Band
— Gleich einer Kette goldner Sterne —
Und lischt am Hügelrand.

Ich weiß, daß er aus lieber Ferne
Mir deine Grüße bringt,
— Gleich einer Kette goldner Sterne,
Die dich und mich umschlingt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Haus Adolf Freys in der Mommsenstraße am Zürichberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Arthur Sakheim

Im Juni

Der Juni blüht wieder in Gottes Garten,
Die Erde ist immer noch muttergut;
Der Sommer, dem wir entgegenharrten,
So liebevoll ist ihm zumut.

Ich wurde müde in bösen Jahren;
Da kam ein gütiger Wundertag,
Und meinem Glauben offenbaren
Sich Mädchenmilde und Rosenhag.

Der Sommer kommt aus himmlischen Reichen.
Der liebe Herrgott ist kein Despot:
Er will die Klarheit, er gibt ein Zeichen!
Er lächelt Eden, er ist nicht tot.

Die Sonne blüht wieder in seinem Namen:
Vielleicht, und der Friede säumt nicht mehr lang . . .
Die Krüppel und Lahmen danken Dir „Amen"
Vom Aufgang bis zum Niedergang.

Digitized by Google

Die Hexe Heilwig

Die Hexe lächelt insgeheim . . .
Ich kenne deine dunkle Sendung:
Du bist der Funken und der Keim,
Du bist Verwirrung und Vollendung.

Ich habe mich nach Dir gesehnt —
Du stiegst aus müden Dämmerungen.
Ein Tag war tief wie ein Jahrzehnt:
Wir hielten uns in Leid umschlungen.

Wir haben königlich gelacht;
Dann rittst Du auf dem Flammenbesen
Davon in holder Niedertracht —
Als wär die Wahrheit nie gewesen.

Digitized by Google

Sehnsucht

Es ruft mein Blut mit banger Ungeduld . . .
Die Frühlingstage kommen und entgleiten. —
Ich sehne mich nach neuen Seligkeiten;
Ich weiß — Du hattest schuld, ich hatte schuld.

Du blickst so mild, wie dieser junge Mai . . .
Vergessen sind die zornigen Minuten:
Komm, überbrande mich mit deinen Gluten.
Ich weiß ja doch, das Leben ging vorbei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hermann Schollenberger

Conrad Ferdinand Meyer und Gustav Weber.

Eine Künstlerbegegung.

> Meine Aufgabe besteht nicht in einer Auswahl... Bloß die lückenlose Kette aller enthaltenen Entwürfe und Versuche deckt die eigentümliche Arbeitsweise des Dichters auf, seine wechselnden Ziele, den Reichtum seiner Pläne.
>
> (Adolf Frey im Vorwort zu „Conrad Ferdinand Meyers unvollendeten Prosadichtungen", I. Teil: Erläuterungen und Fragmente. Leipzig, Haessel 1916.)

Die nachstehend verfolgte Metamorphose eines verschütteten Kunstwerkes legt ein paar Stufen in der Entwicklungsgeschichte zweier Künstler bloß, denen die Kunst stets die Erzieherin des Menschen zum Schönen und Wahren gewesen ist. Der Mann der Worte und der Mann der Töne finden sich im Tempel der reinen Kunst, die in ihrem harmonischen Schaffen die zwei Reiche gleichmäßig begünstigt, die darum auch keinem

Digitized by Google

von beiden an der gemeinsamen Werkbank eine dienende Rolle zuwies.[1]) Beide waren es gewohnt, Großes mit Kleinem wechseln zu lassen. Beide umgaben selbst in der höchsten Blüte ihrer Kraft die Hauptwerke mit Zierat von geringerer Bedeutung, ohne ihrer Eigenart untreu zu werden. In der Werdezeit der „Richterin" und des „Waldwebens" reift als Spätfrucht eines kurzbefristeten Schaffens die „Festkantate zur Einweihung des Zwinglimonumentes in Zürich", gedichtet von Conrad Ferdinand Meyer, komponiert für Männerchor und Orchester von Gustav Weber.[2])

Der gemeinschaftliche Boden dieser Gelegenheitsschöpfung ist das Glaubensbekenntnis ihrer Urheber. Als Jüngling schon war Meyer dem Himmel dankbar gewesen für die unsägliche, tägliche Wohltat, die, das Schwert in der Faust, die begeisterten Ahnen erfochten. Dann hatte er, ein Dichter des Protestantismus,[3]) in der Gruppe „Männer" seines Liedwerkes Gestalten der Reformation vorgeführt und im „Lutherlied" eine Holzschnittfolge geschaffen, die das Leben des Reformators im Brennpunkte faßt.[4]) Auch Zwingli gehört, wie bekannt, zu den Lieblingsgestalten des Dichters, zu seinem vertrautesten Umgange.[5]) „Meyer hat niemals aufgehört, die Augen auf den Reformator Zwingli zu heften," sagt der Wesenkundigste an der ergiebigsten Fundstelle.[6]) Die eigene Einsicht deutete dem Dichter Zwingli als einen viel dramatischeren Helden denn

Digitized by Google

Luther. In einer bleibenden Schöpfung die Schuld abzulösen, hielt ihn Louise von François allein berufen.[7]) Warum d i e s e r Zwingli nicht entstand, nach 1885 nicht entstehen konnte, deutet Adolf Frey in überzeugendem Nachweis. — Den Rahmen der Festkantate bildet die Geschichte des zürcherischen Zwinglidenkmals.[8]) Dem weitern Komitee gehörte Meyer seit dessen Gründung im Juni 1872 an; an den Verhandlungen beteiligte er sich mit wachsendem Interesse.[9])

Vom Standbild ausgehend, wollte der Dichter den durch Zwinglis Andenken geweckten Gefühlen Ausdruck geben. Den Bildner, Heinrich Natter in Wien, hatte das Wort des Evangelisten (Lucas XXII, 49): „Herr, sollen wir mit dem Schwerte dreinschlagen?" die zur monumentalen Wirkung erforderliche angemessene Wiedergabe begeisterter Ueberzeugung für seine Bronzestatue finden lassen. Hier sind Bibel und Schwert in der bekannten Weise vereinigt. — Auch C. F. Meyer mußte gelingen, was einem Gottfried Keller in einer andern Ausdrucksweise desselben Vorwurfes versagt blieb: „eine große historische Gestalt im richtigen Maßstab in kleiner Fassung künstlerisch zur vollen Geltung zu bringen.[10])

Daß Zwinglis Reformation wie die Kirche so auch den Staat, das ganze soziale und Kulturleben umfaßte; daß Zwingli im Kampfe um die höchsten Güter das Schwert anrief und in diesem Kampfe seine Ueberzeugungstreue als Held und Märtyrer mit dem

Digitized by Google

Blute besiegelte — all diese Beziehungen sollte der Hymnus zu einem geschlossenen Ganzen vereinigen. „Mir schien durch die Beigabe der Bibel das ursprüngliche Motto hinfällig — ich persönlich hätte den ursprünglichen Entwurf (mit dem Schwerte allein) vorgezogen. Er war der einheitlichere — und da Evangelium und Schwert einmal unverträglich sind, eine symbolische Deutung zulässig.“[11])

Dem Dichter blieb das Erfindervorrecht ungeschmälert. Dessen Genesis führt auf das Festblatt zur Enthüllung des Lessingdenkmals in Hamburg zurück. Es legte dem selbsttätigen Kommissionspräsidenten, Antistes Dr. Georg Finsler[36]), den Gedanken nahe, für die Einweihungsfeierlichkeiten des Zwingli-Monumentes in einer ähnlichen Publikation zweckmäßige Dokumente einem weitern Publikum bekannt und zugänglich zu machen. Gestützt auf die freudigste Zustimmung aller Mitglieder des engern Komitees, hoffte Finsler, am 27. November 1882 Conrad Ferdinand Meyer als Verfasser der verbindenden Erläuterung zu gewinnen, ohne freilich diesem Wunsche damals schon nähere Prägung geben zu können. Trotz der Schwierigkeiten, die einem solchen Unternehmen, zumal im Hinblick auf vorhandene Veröffentlichungen[12]), sich türmten, leitete den Initianten die Ueberzeugung, daß es Meyer gelingen werde, die richtige Form zu finden. Die Antwort des Dichters erfolgte in vorläufig zustimmendem Sinne. Ueber eine Betei-

Digitized by Google

ligung „bei der Inauguration unseres Zwingli, wo immer sie stattfinde, als hiesiger Lokaldichter mit einem ‚zur Zwinglifeier anno ?' nach Vermögen und Kräften" hatte er sich schon am 15. Juni 1881 zu J. R. Rahn ausgesprochen.[13]) Aber erst der 400jährige Zwingligedenktag (1. Januar 1884) beflügelte wie die Grundidee so den Teilgedanken. Ihn erneuerte gegen Jahresende G. Finsler vor dem Ausschuß, der denn auch eine Kommission, bestehend aus dem Antragsteller und den Professoren Rahn und Meyer von Knonau, zu bestimmteren Vorschlägen einlud. In deren erster Sitzung, Mittwoch, 26. November, regte C. F. Meyer, als Experte beigezogen, den Vortrag einer Festkantate anläßlich der Einweihung der in Natters Werkraum ihrer Vollendung nahen Statue an. Freudig begrüßte das Zwinglikomitee die Verheißung und erbat sich durch den Mund seines Präsidenten am 15. Dezember von C. F. Meyer die Verwirklichung.

Als Komponist des Weihegedichtes trat Musikdirektor Gustav Weber — damals 39jährig — ohne Bewerber in Erscheinung. In steigendem Maße hatte sich dieser Künstler damals als produzierender Musiker die Achtung und das Interesse des Publikums erworben, die der Fachleute besaß er zugestandenermaßen schon längst.[14]) Auf den 6. Januar 1884 speziell hatte Weber die zum Teil schon vorher auf Grundlage der alten Melodien von P. C. Kayser neu

Digitized by Google

bearbeiteten, aber entstellten Zwinglilieder harmonisiert und ergänzt herausgegeben und damit vielerorts Freude bereitet. In dieser Form waren sie denn auch zu jener Geburtstagsfeier des Reformators da und dort erklungen; ihr Vortrag durch den Gemischten Chor hatte damals einen wesentlichen Teil der Tonhallefestlichkeiten dargestellt. In einer tiefschürfenden Fachschrift über „H. Zwingli. Seine Stellung zur Musik und seine Lieder. Die Entwicklung des deutschen Kirchengesanges. Eine kunsthistorische Studie" (Zürich 1884, 68 Seiten) hatte sich Weber für die Lösung der neuen Aufgabe auch theoretisch ausgewiesen. Er war ferner nach den Feiern zur Landesausstellung und der Hochschule neben Hegar und Attenhofer der erste städtische Anwärter. Schließlich stand er als Organist am Großmünster in persönlichen Beziehungen zu Antistes Finsler. Dieser waltete denn auch als Mittler zwischen den Schöpfern des gemeinsamen Werkes.

Den Verkehr beider eröffnet das nachstehende Schreiben an Musikdirektor Gustav Weber, Villa Diana, Riesbach-Zürich:

Mein verehrter Herr,

da Sie, wie H. Antistes Finsler mir mitteilt, sich bereit erklärt haben, die Zwingli-Cantate zu componiren, bitte ich freundlich, mir hier die Ehre Ihres Besuches zu geben. Ich würde

Digitized by Google

Sie aufsuchen, nötigten mich nicht Geschäfte und eine anhaltende Heiserkeit, meine Stadtfahrten gegenwärtig auf ein Minimum zu beschränken. Langen Sie mit dem 3 Zuge hier an — vielleicht sicherheitshalber nach einem anmeldenden Worte — so haben wir bis zu dem Sie zurückbringenden 6 Zuge alle Zeit, unsere Sache bequem zu bereden und uns gründlich zu einigen, damit durchaus Composition und Text aus einem Gusse sei.

Es wird mir eine Freude sein, verehrter Herr, Sie persönlich kennen zu lernen.

Mit wahrer Hochschätzung

Dr. C. Ferdinand Meyer.

Kilchberg 8. Februar 1885.

Die Unterredung über das gemeinschaftliche künstlerische Ziel muß Meyer voll befriedigt haben. Ein gebundenes Buch seiner „Gedichte" (Ausgabe 1883) trägt in herzlicher Widmung das Datum: 11 Februar 1885. Auch den neuen Besucher beseelte ein dem seinigen verwandtes Streben, und der Gast brachte der werdenden Schöpfung lebendiges Verständnis zu. — Eine Visitkarte kündet dem Komponisten den ersten Handriß, geworden nach der von Adolf Frey so fein belauschten Arbeitsmethode,[15]) mit den Worten:

Digitized by Google

So ungefähr? Ich schicke den momentanen Entwurf, damit Sie die Compositionsfähigkeit beurteilen, ehe ich ausarbeite. Reden Sie ganz frei! Ich ändere sehr leicht!

Herzlich 20. Febr. 1885.

Ihr m.

Die Urschrift selbst ist verloren. Das Antwortschreiben Webers vom 27. Februar 1885 rückt sie in folgende Beleuchtung:

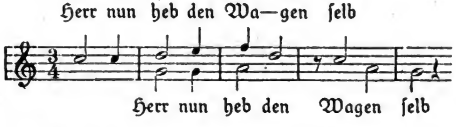
Hochverehrter Herr!

Besten Dank für die Zusendung Ihrer Zwinglikantate; sie komponiert sich ganz gut, und ich habe auch die Hauptsache bereits skizziert. Der Schlußchoral ist da, in einfacher Breite, und die Mittelsätze werden, wie ich glaube, auch gelingen. Leider paßt aber der Anfangschoral nicht zu der Zwinglischen Melodie, welche wir in Aussicht nahmen. Der Zwinglische Vers ist vierfüßig, der Ihrige aber nur dreifüßig: Herr, nun heb den Wagen selb. — Schelb wird sust all unsre fahrt, — Das brächt Lust der Widerpart, — Die Dich veracht so freventlich.[16]) —

„Zwingli, was soll das Schwert?" — Ihr Gedicht könnte man der Zwinglimelodie nicht

Digitized by Google

unterlegen, ohne die letztere zu malträtieren, was doch gerade für den Anlaß kaum tunlich wäre. Ich habe nun im Vertrauen auf Ihre Güte die Zwinglische Melodie für den ersten Chor als Basis genommen. Er beginnt mit einem feierlichen Vorspiel, an welches sich der Choral in schlichter Weise, ebenfalls feierlich und piano gehalten, anschließt; dann wendet sich das Zwischenspiel zur zweiten Strophe nach der Dominante G, und belebter als vordem setzen die Stimmen ein, vom Orchester umspielt. Nun steigert sich's zu größerem Schwunge, die Tenöre singen mit kräftiger Stimme die Melodie in der Haupttonart C, die Bässe folgen einen Takt später, setzen aber mit G ein und bilden somit einen Kanon in der Quinte



der Baß muß mächtig hervortreten und eine majestätische Basis bilden. Vom zweiten Teil der Strophe an beruhigt sich die Tonmasse wieder, und in feierlichen Akkorden, wie der Choral begann, so klingt er wieder aus. — Ich glaube, es dürfte ein solcher Eingang mit der Zwinglischen

Digitized by Google

Melodie für die bevorstehende Feier von großer innerlicher Wirkung sein und ich wage deshalb die Bitte, Sie möchten, im Falle Sie meine Ansichten hierüber teilen, den Text zu diesem Stück in dem angedeuteten Sinne gestalten. Drei Strophen in dem vierfüßigen Zwinglischen Versmaß. Die erste feierlich, die zweite belebter, die dritte weitausschauend mit festem Grund und feierlichem Schlusse.

Mit vorzüglicher Hochachtung grüßt Sie Ihr ergebener

Gustav Weber.

Den auf diese Weise begründeten Bedenken trug Meyer in der erstmals vollständig erhaltenen Umschrift Rechnung:

I.

Zwingli, sprich, was soll das Schwert,
Drob mit ernstem Blick du sinnst?
Brachte dir das Schwert Gewinst?
Zwingli, sprich, was soll das Schwert?

Digitized by Google

Als ein Märt'rer halt ich hier
Dieses Schwert, das mich erschlug,
Dem zu Feld entgegentrug
Ich den männlich frischen Leib.

Volk, es predigt dir das Schwert
Von der Väter hohem Mut,
Wie man für ein geistig Gut
Leib und Leben freudig lassen kann.

II.

Vom Berge nahm zu Tale das Kind der Vater mit.
So sah's zum ersten Male des Sämanns rüst'gen Schritt.
Es wunderte den Uli der still gemessne Gang,
Der sich're Wurf, das Fallen der Saat die Flur entlang.

Der alte Zwingli lachte: „Du sahst es nie zu Haus!
Das Brot des lieben Gottes streu'n diese Männer aus."
Da rief der Uli freudig, von heil'ger Lust entflammt:
„Ein Sämann will ich werden; das ist ein frommes Amt!"

III.

Du warfest die Körner und warfest sie weit
In die dunkeln, die schwellenden Furchen der Zeit,
Du säest noch immer, du säest noch fort
Den freien Gedanken, das mutige Wort.

Digitized by Google

Du liegst ja nicht in erdrückender Gruft,
Dein Staub ward gestreut in die himmlische Luft,
Du hast dich gesellt dem unsterblichen Licht,
Und, selber ein Seliger, feierst du nicht.

Der mit uns geteilt hat das Brot und Getränk,
Du bist uns ein täglich erneutes Geschenk,
Den hier wir begrüßen im Bilde von Erz,
Du bist unser Blut und erwärmst unser Herz.

Und ob uns ein flüchtiger Hader enteint,
Die Freiheit, die haben wir alle gemeint.
Du Meister, der Hauptmann der Freiheit bist du,
Wir sind deine Leute, dir jauchzen wir zu.

IV.

Nun wollen Gott wir loben, der rief: Es werde Licht!
Der uns emporgehoben das Herz und Angesicht.
Die Sonne tritt im Osten aus ihrem Berggezelt,
Sie zündet mit der Fackel und wandelt als ein Held.

Wir woll'n dem Herren danken, der uns den Zwingli schuf!
Das war ein Kind des Morgens und Leuchten sein Beruf.
Er schritt in unsern Gassen, bis er bei Kappel fiel,
Ein Held ist er gewandelt und kam als Held ans Ziel.

Diesen Urtext begleitete die Besuchskarte:

Digitized by Google

16 März 1885

Geehrteſter Herr,

hier die definitive Faſſung. St. II habe ich componirbarer gefaßt. Könnten Sie es nicht ermöglichen, mir die Compoſition hier in Kilchberg vorzuſpielen? Ich wäre Ihnen dafür herzlich dankbar. Übrigens zu jeder Änderung bereit

Ihr

Conrad Ferdinand Meyer.

Guſtav Weber arbeitete ſeit den Mannesjahren mit ernſter Selbſtzucht und ließ vom Eigenen nur das Beſte gelten. Auch hier durfte nur das inhaltlich Bedeutende zutage treten. Dieſem Text paßte der Komponiſt darum ſeine Kantate derart an, daß er jeder Abtönung mit Männerchor und Begleitung von Blasinſtrumenten folgte. Dieſe klingen feierlich in einem Allegro moderato an, dann ſetzen alle Stimmen deklamatoriſch ein, unter überragender Führung der Tenöre, und halten das Motiv in C-Dur ſiegreich bis zum Schluß-Adagio. Dabei iſt der kunſtvolle Choral markig gehaltreich harmoniſiert. — Die beiden Strophen des II. Teils im neuen Nibelungenverſe ſind vom Komponiſten dem Halbchor zugewieſen und in F-Dur gewandelt worden; das Andante con moto, je nach dem Wortlaut dynamiſch abgeſtuft, wird erſt am Ende be-

Digitized by Google

lebter, wohin beide Künſtler nach den nämlichen Intentionen das Schwergewicht gelegt haben. — Feſt und majeſtätiſch ertönen in der erſten Dominante die viertaktigen Anapäſte der III. Abteilung, vom Dichter wie dem Muſiker zu geſteigerter rhythmiſchen Malerei verwendet. — Dann erhebt ſich der Chor uniſono zum Schlußchoral: „Nun wollen Gott wir loben ...“, der im Vers- und Tonmaß des zweiten Stückes dieſelbe Einfachheit mit dem nämlichen Pathos paart. —

Die Ferienzeit ermöglichte dem Tonſetzer den erwünſchten Beſuch in Kilchberg ſchon für die Woche nach dem 25. März. Ein Kartenbrief des Dichters vereinbart die Stunde:

Geehrteſter Herr,

Dieſe Woche werde ich mich arbeitshalber zu Hauſe halten und ſtehe jeden Nachmittag 3 Uhr zur Verfügung. Da meine l. Frau, welche zuhören möchte, morgen abweſend iſt, ſchlage ich Dienstag oder Mittwoch nach Belieben vor. Ich werde für den Beſuch — zum Behufe definitiver Abrede — ſehr dankbar ſein. Inzwiſchen herzlich ergeben

22 März 1885

Kilchberg/Zürich cfm.

Digitized by Google

Umgehend meldete sich Weber auf den kommenden Dienstag Nachmittag zum Vorspielen der Kantate an. Diese Zusammenkunft führte Dichter und Musiker über den eigentlichen Zweck hinaus in eine Unterhaltung, welche auch das Trennungsgebiet ihrer künstlerischen Interessen nicht mied. Man sprach von Brahms. Meyer, auch als Gast der Zürcher Abonnementskonzerte allen starken, theatralischen oder rhetorischen Eindrücken abhold,[17]) hatte sich vor Jahren schon dem „Gedankenhaften und Zerfahrenen" Brahmsscher Musik abgekehrt und von den Klassikern mit tausend Zungen predigen lassen, was Stil ist.[18]) Wieder waren es jene Nebengeräusche — nach der Schwester Zeugnis —, die ihn zerstreuten und in seinem Innern unwillkürlich Regungen der Abwehr und des kritischen Einwandes weckten; sie störten auch den Gesamteindruck dieses Tonstils. Da äußerte sich Gustav Weber begeistert über das Zürich bevorstehende musikalische Ereignis: die seit 1869 erste Wiederholung des Oratoriums „Ein deutsches Requiem" im Charfreitagskonzert des Gemischten Chors vom 3. April 1885. Er, bei dem empfangene Eindrücke selbst nachhaltig wirkten, suchte den Fernstehenden für die erhabene Tonsprache empfänglich zu machen. Und etwas von der eigenen, unwiderstehlichen Kraft zur Bewunderung des Tondichters Brahms muß sich dem Widerstrebenden mitgeteilt haben:

Digitized by Google

Kilchberg, 31 März 1885.

Geehrteſter Herr,

ich hätte doch Luſt, Brahms Requiem zu hören. Da ich aber Charfreitag abſolut verhindert bin, bliebe nur die Hauptprobe, welche doch wohl Donnerstag Abend ſtattfindet. Hat das Publicum Zutritt (was aus dem heutigen Tagblatt nicht erſichtlich iſt), nehme ich meine Billete (meine Frau käme mit) an der Caſſe; hat das Publicum nicht Zutritt, dürfte ich wohl per Vorrecht durch Ihre Vermittelung der Probe beiwohnen?

Schreiben Sie dieſe Beläſtigung nur meiner Lernbegierde zu; ich möchte Brahms verſtehen lernen.[19])

Herzlich

Ihr

C. Ferd. Meyer Ziegler.

Die Rückſeite des Briefumſchlages trägt den Vermerk:

Wenn Sie mein Dienſtbote zu Hauſe trifft, bitte ich durch denſelben um umgehende Antwort.

Binnen Monatsfriſt, in lebhaftem Gedankentauſch über das gemeinſame Werk genutzt, ergoß ſich

Digitized by Google

dieſes aus Plänen und Gegenplänen heraus ſtückweiſe in die dauernde Erſcheinungsform. — Die Stilvarianten des I. Teils ſind vom Dichter mit feinem Ohr der Wirklichkeit abgelauſcht:

I.

Zwingli, ſprich, was ſoll das Schwert?
Iſt das Schwert der Wahrheit not?
Bringt es nicht den bittern Tod?
Zwingli, ſprich, was ſoll das Schwert?

Hier das Schwert in meiner Hand
Iſt das Schwert, das mich erſchlug,
Dem zu Feld entgegentrug
Als ein Märt'rer ich den friſchen Leib.

Volk, es predigt dir das Schwert
Von der Väter Edelmut,
Wie man für ein geiſtig Gut
Leib und Leben freudig laſſen kann.

Dieſelbe Sprache des Realismus eignet der Komponiſt dem gewaltigen Chorrezitativ, in welchem als beſonders feiner Zug gedeutet wird, daß die Frage: Iſt das Schwert der Wahrheit not? nicht mit ſteigen-

Digitized by Google

dem, sondern mit fallendem Ton gesetzt ist. Damit erhält die auf den ersten Blick verblüffende dichterische Wendung die musikalisch sinnfällige Erklärung: Ist es doch selbst nicht deine Meinung, daß die Wahrheit des Schwertes bedürfe. Die Antwort läßt der Tonkünstler mit äußerst glücklichem Griffe in der Melodie des Zwinglischen Kappelerliedes ertönen; damit ersteht der Reformator gleichsam leibhaftig vor unsern Augen, und wir hören ihn persönlich Antwort geben.[20])

Der Tonsatz des folgenden Halbchors „Vom Berge nahm zu Tale..." hat den Autor am meisten beschäftigt. Die Umbildungen enden schließlich in einem Allegretto, das, mit der zweiten Strophe von C-Dur nach A-Dur variiert, das Tempo wesentlich beschleunigt. Noch weniger Genugtuung hat hier indes der Dichter von der Erstlingsfassung empfunden. Der lebendige „Uli" in „Huttens letzten Tagen" duldete kein zweites, verblaßtes Selbst. Nach dieser Erkenntnis erst fand und füllte Meyer für dieses Stück die ihn befriedigende Form. Der beschwingte Rhythmus wird zum Adagio gezügelt und in vier inhaltsschweren jambisch-anapästischen Reihen die aufstrebende Bewegung ins Rollen gebracht. Das bewährte Mittel der Konzentration verhalf zur knappen, gedrungenen Fassung des neuen Vorwurfs: einer monumentalen Ränie im Freskostil. Der gewohnten Höchstforderung hielt gleich der erste Guß stand:

Digitized by Google

II.

Unsre Väter starben, Zwingli, mit dir,
Sie lagen wie volle Garben im Schlachtrevier,
Der Stadt und unseres Landes allerbestes Blut,
Die Saat war köstlich, doch die Ernte, die Ernte war gut.

In dieses Gefäß konnte Weber, dem Musikkenner zur Freude, den Quell thematischer oder methodischer Erfindung in goldheller Fülle fließen lassen. Hier läßt er darum, wenn er auch bloß sinnliche Klangschönheit verschmäht, doch die Tonmasse in fast schwelgerischer Schönheit erglänzen und auch die Soli, wie den Chor ein immer reicher gesättigtes Kolorit anstreben.

Dasselbe dramatische Leben entlockt der Komponist der dritten Orchesternummer, während der Chor in einem energischen Allegro maestoso ein geschlossenes marschartiges Motiv durchführt. Es ist der auf die Antithese gebaute, allumfassende Auferstehungsgesang:

III.

Du warfest die Körner und warfest sie weit
In die dunkeln, die schwellenden Furchen der Zeit,
Du säest noch immer, du säest noch fort,
Und es bleibt und gedeihet das göttliche Wort.

Digitized by Google

Du liegeſt ja nicht in beengender Gruft,
Dein Staub ward geſtreut in die himmliſche Luft,
Du haſt dich geſellt dem unſterblichen Licht
Und, ſelber ein Seliger, feierſt du nicht.

Der mit uns genoſſen das Brot und Getränk,
Du biſt uns ein täglich erneutes Geſchenk,
Den hier wir erblicken im Bilde von Erz,
Du biſt unſer Blut und du wärmſt unſer Herz —

Du ſtürzteſt die Götzen mit wuchtigem Schlag,
Du hobeſt die ewigen Horte zu Tag,
Du gabſt für die künft'gen Geſchlechter dich dar,
Du biſt unſer Hauptmann, wir ſind deine Schar.

Wieder iſt in ſchweren, nachdrücklichen Verſen voll ruhiger Überzeugung und innerſter Wärme der Ideengehalt eines großen Lebens ausgemünzt.[21])

Meyer hat hier — wie im formgleichen „Schnitterlied" — das ganze vielmaſchige Gewebe ſeiner Stilkunſt entfaltet. In Verb, Adjektiv und Partizip fängt er mit dem Minimum der Worte das Maximum des Gedankens auf,[22]) ergreift mit der Wiederholung den Hebel der Symmetrie da, wo Steigerung und Verſtärkung inhaltliches Erfordernis und Vorzug iſt.[23]) — Den überwältigenden Sprachfluß hat Weber in das jenem allein adäquate Bett eines Händelſchen Triumphliedes gelenkt. Händel richtete ihm den Blick ins unendliche All, Händel öffnete ſein Herz weit

Digitized by Google

und ließ das Individuelle ihm mehr und mehr im großen Ganzen aufgehen. An der Festaufführung zur Feier des 200. Geburtstages (11.—14. Juli 1885) war es Weber gegeben, durch die Gewalt der Auffassung dieses Meisters, durch die Macht seiner Töne Hörer wie Ausübende über alles hinwegzuheben und hierin sich selbst wie sie das höhere Wesen der Musik erkennen zu lassen. In der Vertonung der Meyerschen Siegeshymne gemahnte gleich das eröffnende Motiv in seiner markigen, siegesstolzen Kraft und seiner hellglänzenden Instrumentation den Musikkritiker an Georg Friedrich Haendel, der mit einfachen Mitteln so Großes zu wirken verstanden. — Die erfolgreiche Verarbeitung der Choralmelodie Zwinglis in das Schlußstück, vom Komponisten mit Zustimmung des Dichters als Eckstein gesetzt, verstattete diesem nur Einzelschliff am Bossenwerk des Textes:

IV.

Nun wollen Gott wir loben, der rief: Es werde Licht!
Der uns emporgehoben das Herz und Angesicht,
Die Sonne tritt im Osten aus ihrem Berggezelt,
Sie spendet Licht und Leben und wandelt als ein Held.

Dem Herren woll'n wir danken, der uns den Zwingli schuf!
Das war ein Kind des Morgens und Leuchten sein Beruf.

Digitized by Google

Er brachte Licht und Leben, bis er bei Kappel fiel,
Ein Held ist er gewandelt und kam als Held ans Ziel.

Der Grundton ernster, gehaltener, aber unzerstörbarer Freude und Zuversicht büßt in der wirkungsvollen Fügung von Chor und Tonwerkzeugen, die namentlich gegen den Schluß eine wahre Pracht der Harmonie entfaltet, nichts von der Lebensfrische und Ursprünglichkeit poetischer Diktion ein. — Der Dichter legte der eigenhändigen Niederschrift der vollendeten Vorlage die Bemerkung bei:

> Hier, geehrtester Herr, ein Text, für welchen ich stehen kann, und der hoffentlich zu Ihrer Musik völlig stimmt. Wir sind hier in Kilchberg durch zwei Todesfälle naher und lieber Verwandter — zweier Geschwister von Frau Oberst Ziegler (Frau Schindler-Bodmer und H. Henry Bodmer) in große Trauer versetzt.
>
> Freundlichst Ihr
>
> cfmeyer.
>
> 22 April 1885.

Weber antwortete:

> Hochgeehrter Herr!
>
> Der Text in seiner definitiven Fassung verlangt in der Komposition keinerlei Veränderung, er paßt sich vollkommen gut an. Nur

Digitized by Google

an einer Stelle bitte ich um Erlaubnis, die frühere Gestalt als Zusatz benutzen zu dürfen; es käme derselbe aber nur in die Stimmen und wäre als Lizenz der Komposition aufzufassen, wie sich ja derartige Zusätze oft vorfinden. „Du bist unser Hauptmann, wir sind deine Schar." Das paßt mir nicht zu dem breiten Unisono am Schlusse des dritten Chores, der auf die Worte: „Dir jauchzen wir zu" komponiert ist. Ich habe mir deshalb den Zusatz dieser Worte erlaubt, die aber natürlich beim Drucke des Textes wegbleiben. — Das Gedicht ist ein schön abgerundetes, gedankenvolles Ganzes, und ich habe nur den Wunsch, daß meine Töne ihm wohl anstehen möchten. Das Standbild, resp. dessen Aufstellung wird nun in Angriff genommen[24]), ich hege aber die Hoffnung, es werde nicht vor dem Musikfeste fertig, weil für unsere Chöre[25]) gar viel zusammenkäme und das eine oder andere darunter leiden müßte.

Gestatten Sie mir noch den Ausdruck meiner herzlichen Teilnahme über den Verlust, den Sie in Ihrem Verwandtenkreise durch den Tod erlitten.

Mit hochachtungsvollstem Gruße

Ihr ergebener

Gustav Weber.

Digitized by Google

Bis Pfingstmontag (25. Mai) erfährt das Konzept nur drei Textkorrekturen: Im dritten und vierten Vers der Eingangsstrophe: „Gibt es nicht den bittern Tod?“ und „Zwingli, sprich, was meinst du mit dem Schwert?“, sowie die Auflösung des wiederholten Zeitwortes im 1. Vers des III. Teils: „Du streutest die Körner und warfest sie weit?“

In dieser Form hat das Gedicht den Verleger Hermann Haessel in Leipzig erreicht.[26]) — Die Mitte Juni notwendig werdende Kopie der Stimmen zwingt dem Dichter eine neue Feile in die Hand. Er setzt sie an das Kernstück des Ganzen: den III. Teil. Zunächst zugunsten des Kehrwortes „warfest“ der letztgenannten Stelle; dann tauscht er das äußerlich farblosere „bist“ in Strophe 3, Vers 4 — glücklicherweise nicht endgültig — mit dem satten „füllst“ und überwindet endlich die Katachrese des ersten Verspaares der Endstrophe mit dem an plastischer Kontrastwirkung auserlesenen Bilde: „Du hobst in des Münsters verdunkeltem Chor Die Hände zu hellern Gebeten empor.“ — Dergestalt ist die Liedkantate von der zürcherischen Offizin Rüegg & Schaufelberger auf sieben Querfolioseiten autographiert worden. Von hier mündet sie mit jener einzigen Textvariante („bist“ statt „füllst“) in die „Erinnerungsblätter zur Einweihungsfeier des Zwingli-Denkmals in Zürich, herausgegeben vom

Digitized by Google

Denkmalkomitee", Zürich 1885 (2. Heft, S. 30/1), der Quelle des bis heute vereinzelt gebliebenen Nachdrucks.[27]) Ungelöst geblieben sind die Siegel der im Nachlaß des Komponisten und im Archiv des Sängervereins „Harmonie in Zürich" befindlichen Originalpartituren von Webers Hand. —

So hatten beide Schöpfer still und unerschlafft im kleinsten Punkte die höchste Kraft gesammelt. Ihre Geistesfrucht war in Ruhe voll ausgereift, ehe sie der Öffentlichkeit in den Schoß fiel. Sie wies im Textwappen den Stempel der ausgeprägten Dichterpersönlichkeit, wie sie Meyer selbst dem schlichten Motiv aufzudrücken pflegt; in der Melodie die Sorgfalt, mit welcher der Komponist, in freier Beherrschung aller orchestralen und harmonischen Ausdrucksmittel, die Aussprache des Textes mit den musikalischen Forderungen der Melodie in Einklang gebracht hatte; in der Einheit die kerngesunde, aller Oberflächlichkeit und Phrase abholde, nie ins Platte verfallende Natur beider Meister, die es verstanden, die Empfindungen in schlichter, jedes Herz bewegender Sprache zu vermitteln. —

Für das den Werktagen bis zum 25. August 1885 Abgerungene enthält Meyers Schriftverkehr genügend Belege.[28]) — „In Stimmung und schwungvoll" vollendete er die „Richterin", wären nicht die Termine seine Feinde und machten ihm in seinen „jetzt sonst so lebbaren und leichten, ja (unberufen!) glücklichen Ver-

Digitized by Google

hältnissen wahre Schulbubenträume".[29]) Auch für die Zwinglikantate bedarf Meyer noch „eines frei gewordenen letzten Augenblicks". Dieser wird ihm, nachdem er Ende Juli 1885 die Gespenster los geworden, am Vorabend der Abreise in die Sommerfrische. „Ich denke, ich lasse die Zürcher ihren ehernen Zwingli inaugurieren und die von mir gedichtete Kantate dazu singen, ohne mich hier zu rühren."[30]) Da ihn in Splügen die alte Leidenschaft für das Gebirge ergriffen, hat er zur Rückkehr wenig Lust. Indessen lag sein Fernbleiben „— meine schwache Neigung für öffentliche Feste eingeräumt, doch vorwiegend in der Sorge für die kleine Milly."[31]) Den Arbeitsgenossen klärt er wie folgt auf:

Splügen 18 August 1885.[32])

Lieber Herr Musikdirector,

Die Ansetzung der Zwinglifeier auf den 25. hat es mir durchaus unmöglich gemacht, dieselbe daheim abzuwarten, da ich, meiner Kleinen wegen, welche, infolge eines Sturzes, der Stärkung dringend bedurfte, noch rechtzeitig die Gebirgsluft suchen mußte.

So werde ich weder der Hauptprobe, noch der Aufführung beiwohnen, was ich sehr bedaure (u. meine l. Frau kaum verschmerzen kann), denn ich habe eine große Meinung von Ihrer Komposition und das Piano: Unsere

Digitized by Google

Väter ſtarben hätte ich wohl hören mögen. Im Stillen hege ich die Hoffnung, daß die Cantate ſpäter noch einmal bei irgend einem paſſenden Anlaſſe aufgeführt werden wird.

An frommen Wünſchen beſonders für ſchönes Wetter laſſe ich es nicht fehlen, und wenn etwas Ehre für uns Zweie abfallen ſollte, ſo bedanken Sie ſich, bitte, in unſer Beider Namen dafür. Herzlich

Ihr

cfmeyer.

Vergeben Sie die Wirtshausfeder!

Eine Arbeit war geſchaffen, in welcher auch dem anſpruchsvollen Zenſor „alles geſagt ſchien, was ſingend von einem Chorus über Ihren Helden geſagt werden konnte. Und gut und ſchön geſagt“.[33]) — Der Eindruck des Tongemäldes im Strahlenglanz des Feſttages als Schlußpunkt einer erhebenden Kundgebung vor dem Chor der Waſſerkirche war überwältigend. Die Kritik glaubte dafür kein größeres Lob zu finden, als indem ſie der Zwinglikantate Popularität im edelſten Wortſinne nachrühmte. Der Dichter freute ſich deſſen von ferne. Er kehrte erſt um die Monatswende über Lugano, durch den Gotthard nach Zürich zurück, — „wo alles in Ordnung und Zwingli eingeweiht war“.[34])

Digitized by Google

Den Dank des Urheberkreises erstatteten namens der Denkmalkommission der Präsident Finsler und der Sekretär Dr. Paul Usteri in einem Anerkennungsschreiben vom 28. August: „Die Bedeutung Ihrer Dichtung, die in so schönem Fortschritt die Empfindungen zum Ausdruck bringt, welche die Festgenossen erfüllten, ist von allen Seiten freudig anerkannt worden, und es gereicht uns zur hohen Freude, Ihnen zu sagen, wie sehr auch wir von Ihrer Dichtung ergriffen waren, die in Herrn Weber einen so würdigen Interpreten gefunden hat."

War somit das Medium als solches ein sicheres Unterpfand der Arbeitsgemeinschaft, so erhielt diese in Halbjahresfrist schon neue Nahrung. Es galt die Wiedergabe der vom Komponisten für volles Orchester umschriebenen Zwinglikantate im Konzert des Sängervereins „Harmonie" am 21. Februar 1886. Wieder folgten Chor und Orchester mit Hingebung dem ausführenden Schöpfer, um am Entscheidungstage Bedeutendes an Klangfülle und -Schönheit zu leisten. Das erhebende Nachspiel ist durch folgenden Briefwechsel beglaubigt:

Riesbach, d. 19. Februar 1886.

Hochgeehrter Herr,

Nächsten Sonntag wird, wie Sie vielleicht bereits gelesen haben, die Zwinglikantate auf-

Digitized by Google

geführt; ich habe dieselbe für den Konzertsaal bearbeitet. Da Sie der Zwinglifeier nicht beiwohnen konnten, so würde es mich sehr freuen, wenn Sie die Kantate jetzt anhören wollten.

Hochachtungsvollst Ihr ergebener

Gustav Weber.

NB. Die Billette werden Sie wohl erhalten haben.

Geehrtester Herr,

Sobald ich die Anzeige im Tagblatt sah, versprach ich mir Ihrem Concerte, mit meiner l. Frau, beizuwohnen u. so waren mir die Eintrittskarten, für welche ich bestens danke, höchst willkommen.

Ich bin wirklich sehr verlangend, die Cantate in Ruhe anzuhören und mir von Ihrer Composition, die man mir viel gerühmt hat, das eigene Urteil zu bilden.

In freundl. Ergebenheit

Ihr

cfmeyer.

Kilchberg 20 Febr. 1886.

Digitized by Google

Geehrteſter Herr Muſikdirector,

es hat mir vorgeſtern große Freude gemacht, unſere Zwingli-Cantate zum erſten Male zu hören. Dieſe Vertheilung: die archaiſtiſche Einleitung, das rührende unſere Väter ſtarben, der Jubel und ſchließlich der ergreifende Choral — das iſt glücklich, ſcheint mir, und Sie haben das Möglichſte aus dem Texte gemacht.

Mir kam der laienhafte Einfall, ob nicht die Rede Zwinglis als gewaltiges Solo ſich hätte behandeln laſſen.

Sie beſitzen wohl meine Richterin noch nicht? Darf ich mir das Vergnügen machen, Ihnen für das mir am Sonntag bereitete mein eigenes Exemplar zu dediciren?

Herzlich

Ihr

cfmeyer.

Kilchberg 23. Febr 1886.

Riesbach, den 28. Febr. 1886.

Hochgeehrter Herr!

Es freut mich ſehr, daß meine Kompoſition zu Ihrer Zwinglikantate Sie befriedigt hat.

Digitized by Google

Sie trägt zwar, trotz der Umarbeitung, immer noch den Stempel eines Gelegenheitswerkes; der besondere Anlaß, die zur Verfügung stehenden Mittel, die wenigen Proben, welche damals für die Einübung verwendet werden konnten, und die Aufgabe, mit der Musik im Freien und auf die Masse zu wirken, alle diese Umstände mußten berücksichtigt werden und verlangten vom Komponisten eine gewisse Einschränkung. Eine populäre Haltung bei fester, kräftiger Zeichnung schien mir am angemessensten zu sein. Eine Solopartie für die Worte Zwinglis wäre, wie Sie ganz richtig bemerken, sehr wohl am Platze gewesen. Im Freien hätte jedoch eine einzelne Stimme kaum ausgereicht. Ich suchte deshalb die Sache künstlerisch anders zu gestalten, indem ich im ersten Satze die Kappeler-Melodie sozusagen als Verkörperung Zwinglis auftreten ließ. Sie sollte beim ersten Erscheinen auf Zuhörer und Sänger wirken, wie die Enthüllung des Denkmals. Leider ist das Kappelerlied in unserer Zeit gar wenigen Leuten mehr bekannt, was die an und für sich gewiß schöne Idee zum vornherein kalt stellte.

Nun, als Gelegenheitswerk hat die Komposition ihren Dienst getan, sie wandert nun ins Pult ohne jegliche Auferstehungsgedanken.

Digitized by Google

Für die freundliche Zueignung Ihrer „Richterin“ danke ich Ihnen herzlich. Ich besitze zwar das Buch bereits und habe es mehrmals mit größtem Genusse gelesen; aber Ihr Exemplar ist mir doppelt wertvoll.

Mit vorzüglicher Hochachtung grüßt Sie

Ihr ergebener

Gustav Weber.

Ein Todgeweihter schrieb diese Zeilen unter den ersten Anzeichen eines schweren Leidens. Bald vernahm der weitere Bekanntenkreis Webers die betrübende Kunde, daß er sich für einige Zeit vollständige Schonung seiner Kräfte auferlegen mußte. Der am 4. Mai 1886 erbetene Urlaub wurde vom Vorstand seiner Sängergemeinde unter solchen Verhältnissen selbstverständlich und auf unbestimmte Frist gewährt. Weitergehende Hoffnungen waren trügerisch. Bald brachte die Lokalpresse die Mitteilung seines Rücktrittes von der Harmonie-Direktion. In dem Wunsche, daß Gustav Weber seine Gesundheit wieder dauernd erhalte, um seine Kräfte und sein Talent noch lange im Dienste wahrer Kunst zu entfalten, vereinigt sich Conrad Ferdinand Meyer mit allen, die den liebenswürdigen und neidlosen Menschen kannten.

Digitized by Google

Verehrter Herr,

da ich in den Blättern lese, daß Sie Ihre Stellung bei der „Harmonie“[85]) verlassen und zwar aus Gesundheitsgründen, muß ich Ihnen wenigstens mit einer Zeile sagen, wie von ganzem Herzen ich Ihnen Genesung wünsche. Zwar Sie werden — bei Ihrem Wissen und Können — auch in der Studierstube Bedeutendes leisten und oft verstärkt die Widerwärtigkeit unsere Tatkraft!

Vergeben Sie, verehrter Herr, diese aufdringlichen Zeilen, welche sich nur mit dem warmen Interesse motiviren, das unser kurzes Zusammenwirken für Ihre Persönlichkeit und Ihr edles Streben in mir geweckt hat.

Sehr herzlich

Ihr

`cfmeyer.

Kilchberg 12 Sept 1886.

In Nauheim, in Engelberg hatte der Kranke Heilung gesucht. Jetzt sollten sich seinen noch ungebrochenen Geisteskräften Italiens Herrlichkeiten in Natur und Kunst erschließen.

Digitized by Google

26 Oct 1886

Conrad Ferdinand Meyer, Kilchberg bei Zürich wünscht Herrn Gustav Weber einen schönen und heilsamen südlichen Winter!

lautet der Scheidegruß eines des Weges Kundigen. Es ist das letzte Schriftstück des Faszikels. Am 12. Juni 1887 senkte der Tod am Lager Gustav Webers die Fackel. An der Begräbnisfeier vom 15. Juni zog der vertraute Gönner Antistes Georg Finsler die Summe der geistigen Existenz des verblichenen Freundes. Das Beste daran, ein scharfer Geist, ein fröhliches Gemüt, ein gutes Herz, ist auch Conrad Ferdinand Meyer zuteil geworden.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Für die Erlaubnis, den Schriftwechsel Meyer-Weber erstmals zu veröffentlichen, ist der Verfasser Frau Camilla Meyer in Kilchberg und Frau Johanna Weber-Grjer in Zürich zu Dank verpflichtet.

Nach Redaktionsschluß wurde an letztgenannter Stelle ein Brieffund aus Gustav Webers Lehrjahren gehoben. Er möge, den Rahmen füllend, wenn auch ungedeutet, im Wortlaute dastehen:

Jann. 6. 70 [71 ?]

Verehrter Herr Weber!

Der Dichter des nebenstehenden lieblichen Gedichtes ermächtigt mich, dasselbe Ihnen zur Composition zur Verfügung zu stellen, was ich hiermit freundlichst gethan haben will, fest überzeugt, daß es sich unter Ihren Tönen zu einem recht innigen u. gemüthstiefen Liede gestalten wird, wozu ich Ihnen und dem Dichter von Herzen Glück wünschel

Machen Sie sich sofort daran u. senden Sie diese Arbeit an die musikalische Gartenlaubel —

Dem Jüngling ziemt's nicht karg zu sein! Wo der Born der Empfindung noch frisch fröhlich frei aus der Tiefe quillt, da darf auch mutig und kräftig geschöpft werden und ungezählt sprudeln die Lieder hervor! Gelingen wird's — denn gelingen m u ß ss! Also hübsch fleißig und erfreuen Sie sich und uns Alle recht bald mit etwas recht Gelungenem!

Herzlichsten Gruß Ihrer

Mathilde Wesendonck.

Digitized by Google

In der Nacht
oder:
Des Landwehr Mannes Kind.

Die Mutter schläft, die Kleine lauscht:
„Horch, Mutter, wie der Regen rauscht!

„Und Vater friert und Vater wacht
„In Feindesland und Sturmes Nacht.

„In Feindesland und Wettersturm
„Belagert Vater Wall und Thurm.

Horch, Mutter, horch! Wie pfeift der Wind,
„Du schweigst?" Aufkniet das bange Kind,

Und tastet mit der hast'gen Hand
Nach Vaters Bildchen an der Wand.

Sie nimmt's und küßt's und legt zur Hut
Darüber ihrer Wange Glut,

Darunter ihren kleinen Arm:
„So, Väterchen! Nun ruhst du warm!"

Still lauscht sie, wie das Wetter tost,
Und bald entschlummert sie getrost.

Dr. C. F. Meyer. Küßnacht
Dezbr. 1870. Zurich See

[1]) Vgl. dagegen Max Nußberger: Conrad Ferdinand Meyer. Frauenfeld 1919. S. 242.

[2]) Adolf Frey: Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1900. S. 323 und 381.

[3]) Eugen Wolff: Conrad Ferdinand Meyer. Ein protestantischer Dichter. Vortrag. Berlin 1913. — Walter Koehler: Conrad Ferdinand Meyer als religiöser Charakter. Jena 1911.

Digitized by Google

[4]) Anna Fierz: Conrad Ferdinand Meyer. (Deutsche Lyriker X: Hesses Volksbücherei.) Leipzig. S. 70.

[5]) Conrad Ferdinand Meyer in der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. Berlin 1903, S. 153.

[6]) Adolf Frey: C. F. Meyers unvollendete Prosadichtungen I, 15/6.

[7]) Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel; hg. von Anton Bettelheim. Berlin 1905.

[8]) Erinnerungsblätter zur Einweihungsfeier des Zwinglidenkmals. (2. Geschichte des Zwinglidenkmals.) Zürich 1885.

[9]) Conrad Ferdinand Meyer: Briefe; nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen hg. von Adolf Frey. Leipzig 1908. Bd. I, S. 251 ff.: Korrespondenz mit J. R. Rahn, Mitglied der engern Kommission; ebenda, S. 319/20: An Edmund Dorer (27. Nov. 1882).

[10]) Paul Wüst: Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis. Leipzig 1911, S. 45).

[11]) An François Wille, 12. Sept. 1885 (C. F. Meyer, Briefe Bd. I, S. 180).

[12]) 1878 war der erste Band „Das alte Zürich, historisch-topographisch dargestellt", von Salomon Vögelin, mit Erläuterungen und Nachträgen, in zweiter Auflage neu erschienen.

[13]) Briefe I, 251.

[14]) „Neue Zürcher Zeitung" vom 24. Februar 1886.

[15]) Unvollendete Prosadichtungen usw., S. 4.

[16]) Ein geistlich lied um hilf und bystand Gottes in kriegsgefahr (Lied für den ersten Cappelerkrieg 1529): Huldreich Zwinglis Werke, erste vollständige Ausgabe von Melch. Schuler und Joh. Schultheß. Bd. II, 2. Abt., S. 275/6. — Text und Melodie von Zwingli, Satz von Gustav Weber im Anhang zu dessen Zwinglibroschüre, S. 62/3.

[17]) Betsy Meyer, a. a. O. S. 9.

[18]) An Alfred Meißner, 5. Febr. 1879 (Briefe II, 277).

[19]) Vgl. dazu die Äußerung Meyers über Brahms an Hermann Lingg, 2. Nov. 1887 (Briefe II, 325).

[20]) „Schweizerische Musikzeitung" XXVI, 7 (16. April 1886).

Digitized by Google

[21]) Walter Brecht: Conrad Ferdinand Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung. Wien 1918, S. 166/7.

[22]) Eduard Korrodi: C. F. Meyer-Studien. Leipzig 1912, S. 119.

[23]) Lina Frey: Conrad Ferdinand Meyers Gedichte und Novellen. Leipzig 1892, S. 16.

[24]) Hervorragenden Anteil hatte an diesem Arbeitsabschnitt des Unternehmens Stadtbaumeister Arnold Geiser, der Präsident des Sängervereins „Harmonie".

[25]) Am gesanglichen Teil der Haendel-Bach-Feier in Zürich wirkten die Träger der Zwinglikantate, Harmonie und Männerchor, mit. Gustav Weber war 1878—86 Direktor, seit 1886 Ehrendirektor der „Harmonie Zürich".

[26]) Briefe II, 122/3.

[27]) Heinrich Moser: Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers. Leipzig 1900, S. 99/100.

[28]) An François Wille (Briefe 3, 177 ff.); August Langmesser, Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg. Berlin 1918; An Friedrich Theodor Vischer, 16. Juli 1885 (Süddeutsche Monatshefte, Februarheft 1906); siehe auch Anm. [7]).

[29]) An Julius Rodenberg, 4. Juli 1884.

[30]) Splügen, 15. August 1885, an Louise v. François; der Brief bei Langmesser (C. F. Meyer usw., 2. Aufl., Berlin 1905, S. 147) ungenau zitiert.

[31]) An J. R. Rahn, 1. Oktober 1885 (Briefe I, 258).

[32]) Postdatum: Splügen, 21. VIII. 85; auf der Rückseite der Enveloppe Meyers Vermerk „Unliebsam verspätet".

[33]) Louise von François an Conrad Ferdinand Meyer, 12. Okt. 1885.

[34]) An Louise von François, 6. Sept. 1885.

[35]) Der Sängerverein „Harmonie in Zürich" war dem Dichter seit der Ignaz Heimfeier des Jahres 1881 besonders verpflichtet.

[36]) Vergl. den Jubiläumsartikel „Antistes Georg Diethelm Finsler" von G. Meyer von Knonau: „Neue Zürcher Zeitung" vom 24. Dez. 1919, No. 2031.

Digitized by Google

S. O. Steinberg

Ihr meine Hände

Ihr meine Hände, grausam jetzt und hart,
Einst spieltet ihr im blauen Mutterkleide
Und in des Vaterbartes blonder Seide
Und waret klein, mit Fingern mild und zart.

Dann kam der Tag und kam die Wanderschaft,
In tausend Hände lagt ihr eingebogen
Und waret gut und schlecht, wahr und verlogen,
Kraftvoll im Glauben, müde und erschlafft.

Nach Mensch und Dingen habt ihr euch gestreckt,
Mit spitzen Fingern zwischen sie geschoben,
Demütig zum Gebete euch erhoben,
Und zorngeballt zur Lästerung gereckt.

Ach wie der Tag euch alle Güte nahm.
Wem soll ich euch in eurer Armut reichen.
Mein Blick folgt müd der Wirrnis eurer Zeichen
Und es erfüllt mich große Angst und Scham.

Digitized by Google

Zwischen diesen Augen

Deine Augen, Mutter, sind ganz klar,
Wie ein nordisches und kühles Licht.
Jäh von meinem Bubenangesicht
Fällt die Maske, es wird rein und wahr,
Wenn dein Blick sich meinem Auge bindet
Und in mir das Kind sucht und es findet.

Deine Augen, jugendliche Frau,
Sind von feuchtem Schimmer überdeckt,
Manchmal heben sie sich wie erschreckt —
Eine leise Angst in ihrem Blau,
Bis sie, meinem Blicke dann verbunden,
Mann, Erlöser, Held in mir gefunden.

Zwischen diesen Blicken geh ich hin.
Oftmals glaube ich das Ziel zu kennen,
Will die Ferne wie ein Held berennen,
Und mein Schritt ist Sturm und ist Gewinn.

Und dann wieder lieg ich wie ein Kind
Zwischen Ding und Menschen und die vielen
Bunten Formen werden mir ein Spielen
Und das Herz wird still und blind.

Digitized by Google

Wanderung in der Nacht

Große Städte wachsen überlichtet
In den Nächten meinem Aug entgegen,
Und sie sind erfüllt von reifem Segen
Und zu großen Taten aufgerichtet.
Ihre Nähe füllt mich mit Gewalten,
Und ich schreite, stark, zur Kraft genesen,
Ihrem Lichte zu, wie auserlesen,
Herrliches zu tun und zu gestalten.
Ach dies Wandern durch die dunklen Fernen
Ist wie Aussaat; erntegläubig schreitend,
Dring ich in das Land, das dunkel weitend
Sich mir öffnet unter Mond und Sternen.

Digitized by Google

Aufblühn im Gebirge

Ich stürme hoch. Mein Schuh knirscht im Gestein,
Ein Aufschwung noch. Der Gipfel ist bezwungen.
Ich atme tief mit den erregten Lungen
Die dünne kühle Luft in mich hinein.
Jäh stürzt das Tal in grüne Dämmerungen,
Und es erfüllt mich wie ein Glücklichsein:
Hoch über allem steh ich — und allein.

Ich weite meine Arme in den Raum,
Wie wenn nach einem dumpfen Traum
Mich das Erwachen ganz der Nacht entrückt,
Daß ich die Arme breite und verzückt
Zur Morgensonne hebe mein Gesicht.
Von Mensch und Dingen, Tag und Nacht entbunden,
Blüt auf mein Herz mit seinen frischen Wunden.
Ich seh es vor mir in den Raum gemalt,
Es glüht aus sich heraus und es erstrahlt,
Und jedes Wundmal ist ein Stern voll Licht.

Digitized by Google

Gesicht

In einer Wiese stehst du, ganz im Schmerz ertrunken,
Die Sonnenkugel liegt gesunken
Am Rand der Welt.
Du stehst, hineingestellt
In ihre rote Scheibe.
Auf deinem demutsvollen Leibe,
Auf deine Hände, über dein Gesicht
Rinnt wie erglühter Fluß ihr blutig Licht.

Mir ist, als ständest du entkleidet in der Glut.
Und durch dein Fleisch hindurch seh ich dein Blut,
Als wie in unsichtbaren Röhren steigen — sinken.
Dein unruhvolles Herz wächst auf im Trinken,
Erfüllt den Körper, wächst aus ihm heraus
Und schwillt und rundet sich und dehnt sich aus,
Verdrängt die Sonne, lodert rot in Flammen,
Verzuckt, erlischt und fällt in Nichts zusammen.
Und auch die Sonne steht nicht mehr am Grat.

Tut es so weh, was ich dir tat?
Hab ich dein Tiefstes aufgerührt?
Schwer ist der Weg, der Mensch zu Menschen führt.

Digitized by Google

Einsamkeit

O Leben, das entriegelt und erschlossen,
Mich mild umspülte, in mich eingeflossen.
O Strom der Tage, um mich hergeglitten,
Du Stunde höchster Seligkeit inmitten.
Ihr Wünsche, hoch zum Ewigen erhoben,
Gedanken kühn und stolz hinaufgeschoben.
Ihr Berge, Häuser, Straßen, Mädchen, Frauen.
Ihr Flüsse, hergewunden aus dem Blauen.
Ihr jungen Felder in erträumten Fernen,
Ihr hellen Städte unter fremden Sternen,
Und du Geliebte, die sich meinem Leben
In schwerstem Dienste schweigend hingegeben.
— Wo seid ihr alle? Hab ich euch verloren?
Wart ihr ein Traum nur, meinem Wunsch geboren?
Kamt ihr zu mir und fülltet meine Gassen,
Mich in der Dämmerung allein zu lassen?
Ermüdet stehe ich mit leeren Händen ...
Was will sich in der Dunkelheit vollenden?

Digitized by Google

Zwiesprache

Umkreist, bedrängt von schweren Dingen,
Die Mauern einer Stadt um mich gestellt,
Ein Dach, das dunkel auf mich niederfällt,
Und Möbel, die mich eng im Raum bezwingen,
Viel Menschen, die den Weg mir überqueren,
Und Worte, die wie helle Vögel singen,
Und Freunde, die mich an den Händen halten,
Und Nähe, Ferne, Leere und Gestalten —
Wie soll ich, dieser ewigen und schweren
Wandlung und Fülle taumelnd hingegeben,
Ihr Überwinder werden, Herr im Leben?

Nicht Herr im Leben und Beherrschter nicht!
So wie ein Baum sollst du im Garten stehn
Und wie ein guter Bruder anzusehn,
Und breite Wiese, Strom und Haus und Licht
Sind um dich her, wie du in ihnen bist.
Einst kommt der Gärtner, der dich nicht vergißt,
Sein stiller Blick wird dir den Sinn entwirren,
Das Kleid um dich, die Form, wird niederklirren —
Du hebst zum Flug die Arme wie zwei Schwingen
Und wirst dies Leben wie es dich durchdringen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Helene Ziegler

Frühsommernacht

Nun gürtet die Sehnsucht ihr flatternd Gewand
Und heftet blaßrote Rosen darauf
Und schreitet durch Straßen, durch Wege, durchs Feld,
Hebt die ruhlosen Augen zum Sternhimmel auf.

Sie sucht nach vergessener Seligkeit
Aus einem lang gestorbenen Jahr:
Da stand die Bank am Wiesenrand,
Wo ein blühendes Glück einst heimisch war.

Da schattete lichtgrün junges Gebüsch,
Im Grunde leuchtete roter Mohn;
Die Stunden rannen und waren so tief
So voll und leuchtend — und sind entflohn.

Versonnen neigt die Sehnsucht ihr Haupt,
Verstreut die Rosen ins dämm'rige Land
Und wandert waldzu. Der Nachtwind seufzt.
In den Tannen verlischt ein blasses Gewand.

Digitized by Google

Blütezeit

Blaue süße Fliedersterne
Rieseln längs der Sonnenmauer
Von dem Nachbarbaum herunter,
Rieseln mir auf meine Hände.

Drüben in dem weiten Garten
Freun sich rot und weiße Tulpen,
Atmen mondlichtschön Magnolien
Neben grüner Sträucher Fülle.

Was du giebst aus deinem Reichtum
Ist wie helle Frühlingsblüten
Eines duftbeladenen Baumes,
Die durch meine Armut wehen.

Digitized by Google

Carl Friedrich Wiegand

Weil ich jeden Abend einsam bin . . .

Weil ich jeden Abend einsam bin,
Steig ich schweigend in mein Segelboot,
Einsam treib ich auf den Fluten hin,
Einsam fahr ich in das Abendrot...

Keiner kennt mich an dem lauten Strand;
Keiner ahnt, wohin der Wind mich weht;
Keiner fragt, wohin mein Segel schwand,
Wenn die Sonne mit mir untergeht...

Digitized by Google

Heimgang

Stünd' dein Haus doch weiter vor den Toren!
Hätte dieser Weg doch nie ein Ende!
Heute halt ich einmal deine Hände,
Morgen bist du mir vielleicht verloren.

Haben beide wir noch Zeit, zu säumen?
Niemand wird heut Abend auf dich warten ...
Wenn du fern, wird niemand von dir träumen ...
Nimm mich einmal auf in deinen Garten!

Meiner Wünsche Flügel will ich falten.
Ungesehn, im Blätterfall der Lauben,
Muß ich einmal dich am Herzen halten:
Gib mir Hoffnung, Hilfe, Rettung, Glauben!

In die Knie möcht' ich zusammenbrechen:
Laß uns wanken nicht! Und laß uns wagen!
Lieg ich heut im Staub in tausend Schwächen,
Morgen will ich dich im Stolze tragen ...

Aufwärts trag ich dich schon in Gedanken,
Und kein Gott soll meine Seele zügeln.
Heute liegt mein Herz vor dir in Schranken,
Morgen fährt es himmelan auf Flügeln ...

Digitized by Google

O sprich mir nicht . . .

O sprich mir nicht von unsern tausend Fehlern,
Was du nicht bist und warst, was ich nicht kann!
Was kann die Schönheit unsrer Liebe schmälern?
Wie sind wir reich, daß uns dies Glück gewann!

Wer Schönheit küßt, liebt sie mit Schuld und Fehle!
Ich stand am Brunnen mit zerschelltem Krug —
Nun trink ich Lust und Leid aus deiner Seele,
Den Rausch erneuter Kraft — und nie genug!

So kühn du willst, du kannst mich hoch erheben,
Du kannst, so du es willst, mich elend schaun!
So, wie du bist, will ich dich für ein Leben,
So wollen wir vereint hinauf uns baun!

Erlöst, in scheuer Schönheit, sollst du blühen!
Befreit! So will ich knieen, nicht als Knecht!
Hinauf an deiner Seel will ich glühen:
Gib mir Erfüllung und nimm dir dein Recht!

Digitized by Google

In Fesseln

Gefesselt bin ich dein, durch dich geboren,
Und trink' mit dir den selben Kelch des Weins.
Versunken in mir selbst, in dir verloren
Sind tausend Wünsche endlich, endlich eins!

In Wonnen glühend, jubelnd in der Pein,
Blühst du empor in Schmerzen und in Lüsten,
Bis deine Augen wie in Rätseln irrten ...

Im Duft der roten Rosen und der Myrten,
Umkost von deinem Leib und deinen Brüsten:
Bist du nun mein? Ich — unentrinnbar dein?
Sind wir, gefesselt und vereint, allein?

Wir sind in Ketten, die uns heiß umgürten!
Wir sind in Ketten, die wir schauernd küßten!
Wir sind allein, um Gott und Mensch zu sein!

Digitized by Google

Santa Marta in Gassen

Santa, ach, sie sagten immer,
Daß dein Auge niemals glühe,
Daß es lichtlos in der Frühe
Und am Tage ohne Schimmer —
Lebt denn einer, der dich kannte?

Abseits vom Canale grande
Steht an einer Landungsstelle
Eine kleine Bußkapelle.
Diese ist es! Fährmann, lande —
Hier verlassen wir die Welle.

Abends, wenn die Sonnenhelle
Wandert in die Fensterrunde,
Kommt des Kirchleins einzige Stunde —
Aus dem Fenster glüht die Quelle,
Wunderkraft, die Blinde heilte...

Wer im Kirchendunkel weilte
Und das Glas sah glühter werden,
Den warf's brausend auf die Erden,
Weil ihn Gottes Geist ereilte —
Still, da kommt der Feuerflimmer...

Digitized by Google

„Santa, ach, sie sagten immer,
Daß dein Auge niemals leuchte,
Daß kein Glanz des Glücks es feuchte,
Daß es ohne Glut und Schimmer —
Einer lebt, der dich erkannte!

Ist kein Herz im ganzen Lande —
Keines kann dies Feuer sprühen,
Und kein Fenster heiliger glühen,
Als dein schönes Aug im Brande ...

Digitized by Google

Venezianisches Gondellied

Glüht am Marmor der Paläste
Lockend rot auch die Laterne,
Aus dem Glanz der Lebensfeste
Fahr' ich in die Nacht der Sterne ...

Laßt vom Purpur seliger Weiten
Meine Seele einmal trinken,
Laßt die Hand im Golde gleiten,
Bis wir schmerzlos einst versinken.

Führ' mich, schöne dunkle Fähre,
Wiege, Wonnebett und Bahre,
Führ' mich, dunkler Gondoliere,
Daß ich sanft hinüberfahre!

Nacht der Nächte, dunkle Schwinge,
Nimm mich auf, mein Leid zu trösten!
Stern im Meer der Liebe, bringe
Lächelnd heimwärts den Erlösten ..,

Digitized by Google

Heimliche Harfe

Wer bin ich im Narrenkleide?
Ein Fremdling im festlichen Saal...
Ich nahm die grüne Seide,
Ich ließ den Purpur einmal.

Ich nahm eine täuschende Larve,
Ich ließ die Krone beiseit',
Ich nahm meine heimliche Harfe
Unter das seidene Kleid...

Die Geigen sangen Frohlocken,
Wie Cimbeln perlte der Scherz,
Es schluchzten wie goldene Glocken
Beim Tanze Harfe und Herz...

Da legte die Schönste der Schönen
Den Mund mir leis ans Ohr:
„Es rauscht ein zaubrisches Tönen
Aus deiner Seele empor...

Wir schweben in einer Wolke
Von Wohllaut, Lachen und Glanz...
Wer bist du unter dem Volke
Der Schelmen im Mummenschanz?"

Digitized by Google

„Ich bin ein König im Leide,
Ein Bettler im Rausche der Lust,
Ich trage unter der Seide
Ein schluchzendes Herz in der Brust...

Und bin ich der Narr in der Larve,
Der Schellentorheit im Sold,
Ich habe auf meiner Harfe
Noch eine Saite von Gold..."

Digitized by Google

Schöne Nacht

Nach des letzten Tages Mühe
Kommt die lange schöne Nacht,
Die den Flügel schon bewegt,
Daß sie uns hinüberträgt...
Und wir tanzen bis zur Frühe
Eine lange schöne Nacht.

Sieh, nun weiß ich, daß ich blühe
Eine lange schöne Nacht.
Wenn am letzten Tage spät
Sanft das Abendrot vergeht,
Kommt zu mir nach all der Mühe
Eine lange schöne Nacht...

Digitized by Google

Die Handschrift Adolf Freys

Digitized by Google

lieber Freund,
umgehend habe
ich nach Leipzig
geschrieben und
die Gründe aus-
einandergesetzt.
Herzlich und
auf baldiges
Wiedersehen! Ihr
A Frey

Digitized by Google

L. Fr.

Herzlichen Dank
für die feine Rosen-
knospe, die Sie mir
ins Knopfloch steckten!
Und mein Glückwunsch
zum B.-Artikel! Der
kann zufrieden sein!
Sehr gut geschrieben!
Herzl. Grüße vom
Bifolium aus Drifstein.

Ihr A. Frey

17.IV.08. Karfreitag.

Digitized by Google

lieber Freund,

umgehend habe
ich nach Leipzig
geschrieben und
die Gründe aus-
einandergesetzt.

Herzlich und
auf baldiges
Wiedersehen! Ihr

A Frey

Digitized by Google

L. Fr.

Herzlichen Dank
für die feine Rosen-
knospe, die Sie mir
ins Knopfloch steckten!
Und mein Glückwunsch
zum B.-Artikel! Der
kann zufrieden sein!
Sehr gut geschrieben!
Herzl. Grüße vom
Bifolium aus Dirschau.

Dr A. Frey

17.IV.08. Karfreitag.

Digitized by Google

27. V.

L. Freund,

Beben wackelt
die D. Rundschau
heran. Möchte
Ihnen und den
verehrten General-
staaten die kleine
Regension gefallen.

Herzlich
Ihr
A. Frey

Digitized by Google

Von Adolf Frey sind erschienen:

Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Preisschrift der Universität Bern. Haessel, Leipzig 1879.

Gedichte. Haessel 1886. Zweite, verm. Auflage 1908.

Die helvetische Armee und ihr Generalstabschef von Salis-Seewis. Schultheß, Zürich 1888.

Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis. Huber, Frauenfeld 1889.

Festspiele zur Bundesfeier. Sauerländer, Aarau 1891.

Festspiele. Sauerländer, Aarau, vierte Auflage 1912.

Duß und underm Nase. Füfzg Schwizerliedli. Huber, Frauenfeld 1891. Zweite Auflage 1898.

Erinnerungen an Gottfried Keller. Haessel, Leipzig 1892. Zweite Auflage 1893. Dritte Auflage 1919.

Erni Winkelried. Tragödie. Huber, Frauenfeld 1893.

Totentanz. Gedichte. Sauerländer, Aarau 1895.

Jakob Frey. Sauerländer, Aarau 1898.

C. F. Meyer. Cotta, Stuttgart, 1899. Zweite Auflage 1908. Dritte Auflage 1920.

Zürcher Festspiele. Sechseläuten - Centralkomitee, Zürich 1901.

Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde. Cotta, Stuttgart 1903. Zweite Auflage 1912.

Die Kunstform des Lessingschen Laokoon. Cotta, Stuttgart 1905.

Der Tiermaler Rudolf Koller. Cotta, Stuttgart 1906.

Gottfried Kellers Frühlyrik. Orell Füßli, Zürich 1909.

Digitized by Google

Die Jungfer von Wattenwil. Roman. Cotta, Stuttgart 1912. Fünfte Auflage 1913. Sechste Auflage in Vorbereitung.

Neue Gedichte. Cotta, Stuttgart 1903.

Festkantate zur Universitätsweihe in Zürich. Orell Füßli, Zürich 1914.

Schweizer Dichter. Quelle u. Meyer, Leipzig 1914. Zweite Auflage 1919.

Blumen. Ritornelle. Rascher & Cie., Zürich 1916. Zweite Auflage 1917. In Vorbereitung Prachtausgabe mit Illustrationen von Ernst Kreidolf.

Bernhard Hirzel. Roman. Rascher & Cie., Zürich 1918.

Der Fürst der Hulden. Musikalisches Drama. Haessel, Leipzig 1919.

Ausgaben:

Haller, Geßner, Salis-Seewis in Kürschners deutsch. Nat.-Lit. 1884/85.

Emil Frey. Sebastian Säuggeli. Zweite Auflage 1896.

Jakob Frey. Ausgewählte Erzählungen, fünf Bände. Sauerländer, Aarau 1897.

Briefe **J. V. Scheffels** an Schweizer Freunde. Sauerländer, Aarau 1898.

C. F. Meyer. Briefe. Haessel, Leipzig 1908.

Ausgewählte Gedichte Gottfried Kellers (mit Einleitung). Cotta, Stuttgart 1913.

Briefe **Albert Weltis.** I. Band bei Rascher & Cie. Zürich 1916. II. Band in Vorbereitung b. Haessel, Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Widmung.

Adolf Frey, Gedicht von Gottfried Bohnenblust.

Bildnis und Persönlichkeit

Adolf Frey, Bildnis von Carl Friedrich Wiegand . . . 11
Adolf Freys Lebenswerk .. von Robert Faesi 25
Der unzeitgemäße Adolf Frey. Eine zeitgemäße Betrachtung .. von Fritz Enderlin 47
Adolf Frey als Literaturforscher .. von Franz Beyel . . 55
Adolf Freys Künstlerbücher ., von Hans Trog 61
Festspiele, Eindrücke und Einblicke .. von Fritz Hunziker . 67
Duß und underm Nase .. von Ernst Eschmann 75
Landschaft und Liebe .. von Anna Fierz 81
Mit Adolf Frey zusammen .. von Ernst Würtenberger . 91
Die Schüler Adolf Freys .. von Eduard Korrodi . . . 101
Mit Conr. Ferd. Meyer und Gottfried Keller .. von Max Zollinger 105
Das Geschenk des Meisters .. von Fritz Enderlin . . . 115
Gruß vom Berg .. von Esther Odermatt 119

Beiträge
Adolf Frey zu Ehren
von Freunden
und zeitgenössischen Dichtern der Schweiz

Meinrad Lienert:
Zur Erntezeit (An Adolf Frey) 125

Paul Altheer:
Lenz 127
Ramsch 128
In der Elektrischen 129

Emanuel von Bodman:
Janus 131
Meduſa 132

Digitized by Google

Gottfried Bohnenblust:
Wanderer am Wege 133
Maria im Felde 134
Erdgericht, Erleben, Narrenpredigt 135
Allotriomanie, Programm, Erdenstraße, Standpunkt 136
Sinn des Propheten, Criticissimus, Typus B, Zweifel 137
Hüpfmännchen, Weltlicht, Trost der Kreatur . . 138
Erlebnis, Weisheit, Der Seele Seligkeit 139
Jakob Boßhart:
Nächtliches Ringen (Adolf Frey gewidmet) . . . 141
Besinnung, Novelle 143
Heinrich Federer:
Meine Schublade 165
Satire 166
Max Geilinger:
Vom Wort 167
An die Liebe 169
J. C. Heer:
Freuden und Leiden des Schriftstellers 171
Paul Ilg:
Die Erscheinung des Bösen 179
Traumfahrt (Adolf Frey zu eigen) 190
Romanze 192
Der Tod 193
Auf einem hohen Berge 194
Die Uhr 195
Norbert Jacques:
Ausgegrabene Waffen (Erlebnis eines Sommertages) 197
Isabella Kaiser:
Mutter 207
Kleine Sage 208
Lob der Toten 209
Felix Möschlin:
Der arme Ritter (aus der vierten Szene) 211

Digitized by Google

Dominik Müller:
Schädlinge 219
Das Glücksrad 224
Expressionismus 227
Eidgenössisches Wettschießen 1919 ff. 228
Neue Menschen 229
Dreschen 230
Wie's kommt 231
Die beiden Elemente 232
Max Pulver:
„Alexander der Große", zweiter Aufzug, erster Auftritt 233
Josef Reinhart:
Poesie (An Adolf Frey) 237
'n emol 234
Erinnerung 240
Hans Reinhart:
Gedichte aus einem Zyklus „Winterliche Wacht und Weihe" (I, II und III) 241
Carl Spitteler:
Lieber Freund und Collegel (Brief) 245
Maria Waser:
Erfüllung 253
Etwas von der Lebenskraft des Totentanzes (Eine Erinnerung) 255
Ernst Zahn:
Novembertag 261

Beiträge
Adolf Frey zu Ehren
von seinen Schülern

Fritz Enderlin:
Gruß der Liederseelen 269
Lina Baumann:
„Schweifende Vögel", Aphorismen von Rabindranath Tagore 271

Digitized by Google

Fritz Ernst:
Die Entwicklung der russischen Literatur. Versuch einer Deutung. Adolf Frey, dem Erzieher zur Kritik, gewidmet 279
Fritz Enderlin:
Mutter 303
Das Haus am See, I 304
Das Haus am See, II 305
Die Bank der Träume 306
Ständchen 307
Festneige 308
Die Seide und das Linnen 309
Ernst Eschmann:
De Diensicht isch us 311
De Briefträger 312
Es Wort 313
Gester na Winter 315
Robert Faesi:
Luzifers letzter Sohn 317
Genesung 322
Fülle 323
Reife 324
Verlorne Seligkeit 325
Bann und Erlösung 326
Selbstverlust 327
Seligpreisung 328
Konrad Falke:
Aus Dantes „Göttlicher Komödie“:
I. Niederstieg zur Hölle (Inf. IV, 1—39) . . . 329
II. Abendfriede (Purg. VIII, 1—18) 331
III. Eintritt in den Fixsternhimmel (Par. XXII, 112—138) 332
Guido Looser:
Ruhelose Fahrt 335
Erinnerung 336
Kreuzigung 337

Digitized by Google

Esther Odermatt:
Als ich ein Kind war 339
Begegnung 340
Bertha von Orelli:
Herbst 341
Die Rosen der Toten 342
Der Schnellzug: 343
Arthur Sakheim:
Im Juni 345
Die Hexe Heilwig 346
Sehnsucht 347
Hermann Schollenberger:
Conrad Ferd. Meyer und Gustav Weber. Eine Künstlerbegegnung 349
S. D. Steinberg:
Ihr meine Hände 387
Zwischen diesen Augen 388
Wanderung in der Nacht 389
Aufblühen im Gebirg 390
Gesicht 391
Einsamkeit 392
Zwiesprache 393
Helene Ziegler:
Frühsommernacht 395
Blütezeit: 396
Carl Friedrich Wiegand:
Weil ich jeden Abend einsam bin 397
Heimgang 398
O sprich mir nicht 399
In Fesseln 400
Santa Marta in Gassen 401
Venezianisches Gondellied 403
Heimliche Harfe 404
Schöne Nacht 406
Drei Proben der Handschrift Adolf Freys.
Vollständiges Register seiner Publikationen . . . 407

Digitized by Google

Zehn bildliche Beigaben: Das Geburtshaus des Dichters bei Aarau, das Haus Adolf Freys am Zürichberg in Zürich, sieben reproduzierte Photographien und ein reproduziertes Temperabildnis des Dichters von Ernst Würtenberger.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Druckausstattung des Adolf Frey-Buches besorgte die Buchdruckerei zur Alten / Universität in Zürich /

Digitized by Google

Digitized by Google

b89045961364a

Digitized by Google

14 10 ~~2.50 y 20~~

2/26

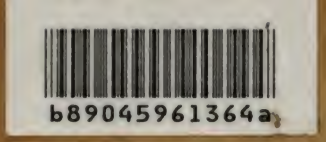
k

1.50

y

DEMCO

Digitized by Google


b89045961364a